



Absender
Roman Just

Fanpost

Eine mörderische
Liebesgeschichte

Inhaltsverzeichnis

Über den Autor	5
Vorwort.....	7
Der Überfall	10
Die Verhöre.....	17
Gegenwart	33
Offener Vollzug	44
Zurück ins Leben	58
Alltag.....	91
Gelogene Wahrheiten.....	126
Sondersitzungen	159
Glück und Pech	184
Geständnisse.....	220
Veröffentlichungen des Autors:	254
Kontakt zum Autor:.....	255
Impressum	256

Über den Autor

Roman Just ist in der Welt der Literatur in verschiedenen Genres unterwegs. Mit den Thrillern der "Tatort-Boston-Reihe" hat er den Einstieg in die Literaturwelt begonnen, sie mit den "Gelsenkrimis" fortgesetzt. Neben den Thrillern und Krimis arbeitet er an einer mehrteiligen Dystopie und einer historischen Familiensaga, hinzu kommen Ausflüge in andere Genres.

Der Autor und bekennender Selfpublisher ist Jahrgang 1961, lebt in Gelsenkirchen, leidet mit dem vor Ort ansässigen Fußballclub zu allen Zeiten mit, spielt außerdem gerne Schach und beschäftigt sich gelegentlich mit der Astronomie.

Zur Person:

Sternzeichen: Jungfrau

Gewicht: Im Moment viel zu viel

Erlerner Beruf: Kellner

Derzeit tätig als: Autor/Selfpublisher

Charaktereigenschaften: Impulsiv/Hilfsbereit

Laster: Nie zufrieden mit einem Ergebnis

Vorteil: Meistens sehr geduldig

Er mag: Klare Aussagen

Er mag nicht: Gier und Neid

Er kann nicht: Den Mund halten

Er kann: Zuhören

Er hasst: Wagenknecht, Putin, Schwarzer, Trump, Musk und ähnliche oder gleichgesinnte Charakter.

Er liebt: Das Leben

Er will: Ziele erreichen

Er will nicht: Unterordnen

Er steht für: Menschlichkeit

Er verachtet: Hass, Mobbing, Eitelkeit und Selbstverliebtheit

Er denkt: Auch Einfaches ist nicht einfach zu erledigen

Er meint: Die Achtung und der Respekt vor der Würde eines Menschen werden durch das Gendern nicht gestärkt.

Vorwort

Liebe Leser und Bücherfreunde!

Mit dem vorliegenden Buch unternehme ich erneut eine Wanderung in die Welt der Literatur. Der Titel "Fanpost" hat nichts gemeinsam mit meiner Tatort-Boston-Thriller- und der Gelsenkrimi-Reihe. Wenn ein Bezug zu den bisher veröffentlichten Büchern besteht, dann nur in Hinsicht auf das Genre "Krimi". Der Unterschied zu den Gelsenkrimis wird die Handlung sein: Humor und Witz werden in diesem Buch kaum vorkommen. Während Privatdetektiv Eric Holler bei seinen Ermittlungen in Gelsenkirchen manchmal mit Fällen konfrontiert wird, bei denen Gags und zum Schmunzeln anregende Dialoge nicht zu kurz kommen, kann "Fanpost" in diesem Punkt sehr selten, eigentlich so gut wie gar nicht mithalten.

Das Ziel dieser Story ist spannende Unterhaltung zu bieten, einen Krimi vorzulegen, der bis zum Schluss in vielerlei Hinsicht raten lässt. Ich hoffe, mit "Fanpost" einen Krimi geschrieben zu haben, der zunächst den Hauptprotagonisten näherbringt, dessen Denken da und dort Vermutungen anstellen lässt. Es ist auch bewusst beabsichtigt, nicht in die Irre zu führen, um damit den Spannungsbogen zu erhöhen, ebenso wurde auf unerwartete Wendungen verzichtet. Stattdessen habe ich nach einer Vorgeschichte und Einführung in die Story versucht, die Handlung so zu transportieren, dass es ihr gelingt, zu einem persönlichen Erlebnis zu werden. Anders gesagt, die Ereignisse sollen wie eine "Live-Vorstel-

lung wirken, so als ob man anwesend wäre. Ob es dem Buch gelingt, eine Art aktive Lesereise präsentieren zu können, entscheide nicht ich, sondern Sie.

Unabhängig davon wie "Fanpost" am Ende Ihrerseits beurteilt wird, weitere Spaziergänge in die Literaturwelt werden meinerseits folgen. Meine Leidenschaft des Schreibens erfährt dadurch Lehren, Erfahrungen, zudem eine Vielfalt, die der persönlichen Fantasie nicht schädlich sein kann. Meine Hoffnung ist, dass "Fanpost" eventuelle geweckte Erwartungen erfüllen oder sogar übertreffen kann.

Es wird Zeit das Feld den Protagonisten zu überlassen. Ich wünsche eine unterhaltsame, spannende, mit einem Rätselmoment versehene Lesezeit mit dem Krimi "Fanpost".

Ihr Roman Just

Fanpost

Eine

mörderische

Liebesgeschichte

von

Roman Just

Der Überfall

2009

Die sechs Männer gingen äußerst brutal vor. Nachdem sie den entscheidenden Tipp bekommen hatten, wann sich das Zielobjekt in Bewegung setzen würde, fertigten sie in Windeseile einen Plan an, von dem sie überzeugt waren, er besäße auf die Erlangung der Beute und der Fluchtmöglichkeiten die größte Erfolgsgarantie. Der geplante Raub sollte in der Mitte der Strecke zwischen Berlin-Lichtenberg und der Merianstraße in Köln stattfinden. Auf der rund fünfhundertachtzig Kilometer langen Strecke über die A 2 fiel die Wahl auf die Ausfahrt Hannover-Bothfeld. Dort konnte der Überfall wegen der zur Tatzeit übersichtlichen Verkehrslage nahezu ungestört durchgeführt werden, außerdem boten das Areal und Umfeld neben zahlreichen Fluchtmöglichkeiten etliche Verstecke.

Die verbleibenden sechs Tage bis zum Beutezug nutzte die sechsköpfige Männergruppe um sich mit den Gegebenheiten vor Ort und im Umkreis vertraut zu machen. Sie verbrachten die Nächte in einem unauffälligen Caravan, den sie zwischen dem Hannoverischen Kleinsee und dem Silbersee abgestellt hatten. Am entscheidenden Tag wurde der Campingbus zu früher Stunde in eine leerstehende Lagerhalle nach Halberstadt verbracht, dort gegen drei Fahrzeuge eingetauscht. Nachdem gegen Mittag die fahrende Übernachtungsstätte der vergangenen Tage mit Benzin übergossen, angezündet und das steinerne Gebäude verriegelt worden

waren, verließen die Gangster die Stadt, in der sie ihren Plan ersonnen, geschmiedet und vorbereitet hatten. Seelenruhig fuhren sie in verschiedenen Richtungen davon, mit der Absicht, sich an der A 2 zu treffen. In jedem Wagen saßen zwei Männer, merkwürdigerweise befanden sie sich in Fahrzeugen der Polizei, trugen dementsprechende Uniformen.

Ein Streifenwagen nahm um zwei Uhr morgens die Position auf der Raststätte "Zweidorfer-Holz-Nord" ein. Einer der vermeintlichen Polizisten beobachtete die ankommenden und abfahrenden Fahrzeuge, der andere ließ den vorbeirasenden Verkehr nicht aus den Augen. Schließlich wurde der angebliche Geldtransporter gesichtet, durch das Team eingeholt und in sicherem Abstand verfolgt. Nicht per Funk, sondern per Prepaid-Handys standen die drei Verbrecherteams in Kontakt. Es führte dazu, dass ein von ihnen gelenktes Polizeifahrzeug auf die A 2 über die Auffahrt Hannover-Buchholz gelangte, noch bevor Verfolgter und Verfolger die Stelle passiert hatten. Über den Zubringer Hannover-Lahe begab sich der dritte Streifenwagen auf die Autobahn, ebenfalls, bevor seine Komplizen und der Transporter an der Ausfahrt vorbeigefahren waren.

Die Insassen mit der wertvollen Fracht kamen dem ersten vor ihnen mit Absicht langsam fahrenden Polizeiwagen immer näher, doch noch bevor sie zu ihm aufgeschlossen hatten, nahmen Sirene und Blaulicht des Fahrzeugs den Betrieb auf und der Wagen raste davon. »Hoffentlich kein Unfall vor uns«, gab der Beifahrer von sich, während der Kollege am Steuer im Seitenspiegel erkannte, dass auch hinter ihnen eine Streife fuhr. Zeitgleich schien auch diese Einheit einen

Einsatzbefehl bekommen zu haben, denn blaues Drehlicht und durchdringendes Sirenengeheul wurden aktiviert. Dem Lenker des Geldtransporters blieb keine Zeit um sich über das Verhalten der Streife zu wundern. Statt ihn zu überholen, verlangsamte der Wagen das Tempo, blieb inmitten der Fahrbahn stehen und blockierte den Verkehr.

Sein Blick richtete sich vom Spiegel auf der Fahrerseite zum Himmel vor ihm, der sich bläulich gefärbt hatte und zu rotieren schien. Er fuhr durch eine lange, seichte Linkskurve, erkannte in einigen hundert Metern Entfernung zwei querstehende Polizeiwagen auf der Autobahn. Sie standen unmittelbar neben der Ausfahrt Hannover-Bothfeld. Zwischen den Streifenwagen und ihm wurde der Abstand immer geringer. Es befanden sich keine anderen Autos auf der Straße, weshalb die Insassen des Geldtransporters annahmen, die Verkehrsteilnehmer wären an dieser Stelle von den Polizisten zum Verlassen der Autobahn aufgefordert worden. Der Fahrer öffnete das Fenster, fragte was los sei, bekam zur Antwort eine Kugel in die Stirn. Unerlaubterweise war sein Kollege vom Beifahrersitz auf den Asphalt gesprungen, weshalb hätte er sich in Anwesenheit der Polizei die Beine nicht ein wenig vertreten dürfen? Er hatte noch keinen Schritt getan, als er von einem der Gesetzesvertreter durch Schüsse in den Bauch und in die Brust niedergestreckt wurde. Die Leichen bekamen im Kofferraum der Polizeiwagen einen Ehrenplatz, danach teilten sich die Ganoven auf: Einer sprang in einen Polizeiwagen, fuhr zur Ausfahrt, zwei stiegen in den Geldtransporter, folgten ihm, der letzte Mann im Bunde bildete mit dem verbliebenen Streifenwagen die Nachhut. Mit Blau-

licht wurde der Tatort verlassen. Unterdessen gab das dritte Team der Gruppe die Autobahn wieder frei, raste ebenfalls im Alarmzustand davon. Die Aktion war präzise abgelaufen, leichter vonstattengegangen als im Vorfeld angenommen. Die Vollsperrung der Autobahn nahm keine fünf Minuten in Anspruch, die Empörung der zu dieser Zeit wenigen Autofahrer hielt sich deshalb in Grenzen. Hätte es in jener Zeit noch kein GPS gegeben, wäre der Überfall erst viel später bemerkt worden als ohnehin.

Schlafmützen, Kaffeebeschaffer und Dampfplauderer in der Zentrale der Geldtransportfirma erkannten zu spät, dass der Firmenwagen seine strikt vorgeschriebene Route verlassen hatte. Außerdem war ihnen durch die Nachlässigkeiten der Notruf des dritten Mannes an Bord des Transporters entgangen. Er saß im Laderaum, befand sich somit in einer trügerischen Sicherheit. Die Situation gab zu verstehen, dass der Raubzug zwar schnell über die Bühne gegangen war, doch vom gewünschten Erfolg konnte bei der Gangsterbande noch keine Rede sein. Die wahren Hürden, wie das Öffnen des Laderaums und ein anschließendes unerkanntes Untertauchen lagen noch vor ihnen. Den sechs Männern war das absolut klar, auch der Umstand, dass es ihnen unmöglich sein würde, das GPS zu deaktivieren. Ihr Vorsprung betrug zunächst rund eine Stunde, doch nachdem die Mitarbeiter des Transportunternehmens endlich aus ihrem Wachkoma erwacht waren, schmolz er auf allerhöchstens dreißig Minuten. In einem Waldstück westlich von Hannover kam die Bande an, als letzter der Streifenwagen, der den Verkehr auf der A 2 in Richtung Westen aufgehalten hatte. Vor Ort

befanden sich für jeden Teilnehmer des Überfalls zivile Fluchtfahrzeuge. Die Luft knisterte vor Anspannung, die zur Verfügung stehende Zeitspanne trug nicht dazu bei, um human und besonnen handeln zu können. Der im Laderaum sitzende und um sein Leben zitternde Geldbote wurde aufgefordert aus dem schusssicheren Fenster in der Hecktür zu sehen. Ihm wurde vorgegaukelt, dass seine Kollegen nur verletzt und am Leben bleiben könnten, wenn er den Laderaum öffnen und sich ergeben würde. Aufgrund seiner Weigerung erhielt der angeblich bewusstlose Beifahrer, dessen Verletzungen durch seine Lage im Kofferraum nicht sichtbar waren, einen Kopfschuss. Gleich danach begann einer der Ganoven an den Türen zum Laderaum Sprengstoff anzubringen. Für die Nerven des in einer Falle steckenden Mannes war das Gesehene zu viel. Er gab auf, verließ den Laderaum, wurde von zwei Gangstern tiefer in den Wald geführt, die bis dahin als Einzige von ihren Schusswaffen Gebrauch gemacht hatten. Ungesehen, aber nicht ungehört von den anderen Komplizen fand eine gnadenlose Hinrichtung statt.

Der dritte Mord führte zu einem kurzzeitigen Streit unter den Gangmitgliedern, die sich darauf konzentrierten, ein Fluchtauto mit dem Inhalt des Geldtransporters zu beladen. Dabei handelte es sich nicht um Kassetten oder Säcke mit Geld, sondern um zehn Kartons, in die drei altmodische monströse Drucker gepasst hätten. Das beladene Fluchtfahrzeug fuhr vor den anderen ab, die sich im wahrsten Sinne des Wortes um fünf vor zwölf in Bewegung setzten. Beim Eintreffen der Polizei und des Sondereinsatzkommandos flogen die beim Raubzug verwendeten Streifenwagen und

der überfallene Geldtransporter in die Luft. In den darauffolgenden Stunden bekamen die Medien von der Sache Wind. Spekulationen überschlugen sich, im Internet kursierten die wildesten Gerüchte. Auch deswegen sah sich die zuständige Staatsanwaltschaft dazu gezwungen, am späten Nachmittag des gleichen Tages eine Pressekonferenz anzusetzen. Aus ihr ergab sich am nächsten Morgen ein Zeitungsartikel, der insbesondere die Ganoven überrascht haben dürfte. Die fette übergroße Schlagzeile lautete: "Brutaler Raubüberfall!" Der Text gab sinngemäß an, dass mindestens sechs als Polizisten verkleidete Männer einen Geldtransporter überfallen und dabei 1,2 Millionen Euro erbeutet hatten. Weiter hieß es: Die Täter waren bei dem Raubzug skrupellos vorgegangen, ein Besatzungsmitglied des Transporters war rücksichtslos exekutiert worden. Seitens der ermittelnden Behörde kam außerdem zum Ausdruck, dass der Verbleib seiner zwei Kollegen ein Rätsel darstellte.

Der letzte Satz konnte der Presse nicht als Lüge vorgehalten werden. Die Journalisten hatten nämlich genau diesen Sachverhalt während der PK zu hören bekommen. Umgekehrt war die Vortäuschung falscher Tatsachen durch den zuständigen Oberstaatsanwalt nachvollziehbar. Zugeben zu müssen, am Einsatzort, an dem die Gangster hätten festgesetzt werden sollen, zerfetzte Leichenteile gefunden zu haben, erschien zu gewagt. Auch die begangenen Fehler in der Zentrale der Geldtransportfirma sowie die Explosionen der am Überfall beteiligten Fahrzeuge blieben unerwähnt. Dass die Detonationen weitere Tote und Schwerverletzte gefordert hatten, wäre ansonsten von den Medien als ein Versa-

gen der Einsatzkräfte und zuständigen Behörden dargestellt worden. Die Folgen einer solchen Berichterstattung hätten unter der Bevölkerung zu einem Aufschrei und der Forderung nach Konsequenzen geführt.

Die Fahndung lief auf Hochtouren, die Suche nach Zeugen ebenfalls. Das Theaterstück der Ganoven auf der A 2 brachte die Ermittler einen entscheidenden Schritt vorwärts. Einige Verkehrsteilnehmer meldeten sich nach einem Aufruf bei der Polizei. Durch ihre Aussagen, allesamt Leute, die von zwei angeblichen Polizisten zum Stehenbleiben und Warten oder zum Verlassen der Autobahn bei der Ausfahrt Hannover-Lahe aufgefordert worden waren, ergab sich ein Gesamtbild über den Ablauf des Tathergangs. Die Beschreibungen der Streifenpolizisten ermöglichten die Erstellung von Phantombildern, was sich kurzerhand als wertvoll erweisen sollte. Eines der Bilder besaß eine verblüffende Ähnlichkeit mit einem Mann, den eine neue Software der Gesichtserkennung innerhalb von wenigen Minuten einer polizeibekannt Person zuordnete. Die Dinge nahmen ihren Lauf.

Die Verhöre

Vor und während der Haftzeit

Achim Walchen wurde drei Tage nach dem Überfall als erster der Sechs festgenommen. Er war nicht in seiner Wohnung überwältigt worden, sondern an seinem Arbeitsplatz. Es geschah ausgerechnet an seinem ersten Arbeitstag nach einem vierzehntägigen Urlaub. Er war langjähriger Mitarbeiter einer Sprengmeisterei, hatte eine Jugend hinter sich, die ein langes Vorstrafenregister ergab. Neben dem Phantombild, zusätzlich den Polizeifotos aus früheren Jahren, durch die der Vorbestrafte von seinem Arbeitgeber identifiziert wurde, sprachen mehrere Indizien gegen den Verhafteten: Der Zeitraum der Ferien ohnehin, die er zudem nicht wie angegeben im Oberallgäu verbracht hatte. Hinzu kam die Verwendung einer falschen Identität, um den Job in der Sprengmeisterei überhaupt zu erhalten. Der Arbeitsplatz sprach ebenfalls gegen den Verdächtigen, leichter als er, konnte vermutlich keiner seiner Komplizen an Sprengstoff herankommen. Diese Erkenntnisse reichten vollkommen aus, um den Verhafteten an der Teilnahme des Raubüberfalls zu beschuldigen.

Ohne Gedanken an einen Fluchtversuch, auch ohne Gegenwehr, ließ sich Achim Walchen Handschellen anlegen und abführen. Etwaige Überlegungen wären wegen der Anwesenheit zahlreicher Polizeibeamten und dem SEK einem Selbstmord gleichgekommen. Er landete in einem trostlosen Haftraum, wo ihm mit Absicht reichlich Gelegenheit zum

Nachdenken und Schmoren blieb, nach Stunden wurde er zur Vernehmung unerwartet überführt. Walchen bekam das Ziel der Reise während der Fahrt genannt, was ihm ein Lächeln entlockte. Man hatte ihn in einem Vorort von Köln festgesetzt, trotzdem unterstand er der Bundesanwaltschaft in Karlsruhe, damit auch dem Bundeskriminalamt in Wiesbaden. Das Vorgehen hätte bei Außenstehenden wegen der Dreistigkeit und Brutalität des Raubüberfalls Zustimmung ausgelöst, bei Achim sorgte es jedoch für Heiterkeit.

Nach der Ankunft in Wiesbaden begann für den Inhaftierten eine Leidenszeit, die sich in gewisser Weise mit einem Aufenthalt in Guantanamo vergleichen ließ. Das Gefangenenlager der US-Navy in der Guantánamo-Bucht auf Kuba besaß denselben Ruf wie ein Gulag in Sibirien. Achim Walchen wurde zwar nicht gefoltert, unterstand jedoch einem Prozess, der in einem Rechtsstaat von naiven Menschen für unmöglich gehalten wurde. Er erhielt eine Einzelzelle, die ausschließlich Personen vorbehalten war, die eine Gefahr für Recht, Ordnung und die Demokratie darstellten. Sie beinhaltete nichts: Toilette, Waschbecken, Bett, Stuhl und Tisch fehlten. Er bekam weder zu essen noch zu trinken, kaum war er eingeschlafen, musste er aufstehen und sich unsinnigerweise wiederholt durchsuchen lassen. Ihm wurde in den Mund gesehen, ebenso unter die Genitalien, auch dahin, wo am Körper eines Menschen die Sonne niemals hinkommt. Zwar wurde Achim Walchen nicht geschlagen, keinem Water-Boarding unterzogen, auch Elektroschocks blieben ihm erspart, dennoch war ihm in dieser Zeit ein Maß an Würde gestohlen worden. Kurz vor seiner ersten Befragung, die

vierundzwanzig Stunden später stattfand, bekam er eine Plastikkanne mit Tee und zwei zusammengeklappte Butterbrottscheiben ausgehändigt. Danach erhielt er die Möglichkeit zum Duschen, anschließend brachte man ihn in einen Verhörraum, der in der gleichen Etage des Waschrums und seiner Zelle lag. Dort wurde er an einen Tisch geführt und gegenüber von zwei bereits anwesenden Männern auf einen Stuhl gedrückt. Anschließend nahm man an ihm zum ersten Mal seit seiner Festnahme die Handschellen ab, auf Geheiß eines Mannes am Tisch auch die Fußfesselung, der er seit seiner Ankunft in Wiesbaden ausgesetzt war. Die Leitung des Verhörs hatten ein Oberstaatsanwalt und hochrangiger BKA-Beamter übernommen, wobei sich das Duo darauf versteift zu haben schien, mit Achim einen Deal einzugehen. Die Befragung fand unter sechs Augen statt, begann durch den Mann vom Bundeskriminalamt mit einem Hinweis an den Beschuldigten.

»Herr Walchen, mein Name ist Kring, Udo Kring. Ich bin Hauptkommissar beim BKA, augenblicklich der leitende Ermittler in Ihrem Fall. Neben mir sitzt Oberstaatsanwalt Dürer, der bevollmächtigt ist, unter uns getroffene Vereinbarungen und Zugeständnisse zu erlassen. Grundvoraussetzung dafür ist natürlich Ihre Kooperation. Wären Sie zu einer solchen bereit?«

»Wenn ich überhaupt eine Silbe sagen soll, will ich zuerst eine anständige Tasse Kaffee, eine Salami-Pizza, außerdem das Grundrecht wahrnehmen können, einen Anruf tätigen zu dürfen«, sagte Walchen, dem die Torturen der vergangenen Stunden anzusehen waren.

»Kaffee und Pizza können Sie gleich haben, den Anruf dürfen Sie unmittelbar nach der Unterhaltung tätigen. Deal?«

»Von mir aus. Wie sieht es mit Rechtsbeistand aus?«, erkundigte sich der psychisch und physisch angeschlagene Gefangene.

Der Hauptkommissar stand auf, begab sich zur Tür, klopfte, wartete, gab schließlich Walchens Wünsche weiter. Nachdem er wieder Platz genommen hatte, herrschte zunächst Stille, die Walchen die Zeit gab, sich umzusehen. Der Raum glich seiner Zelle, nur war er eben mit Tisch und Stühlen eingerichtet. Das spärliche Mobiliar lag im Zentrum von Videokameras, die in den Ecken an der Decke angebracht waren. Letzter Unterschied bestand aus einem länglichen Fenster, durch das die Ereignisse und Gespräche im Verhörraum beobachtet und gehört werden konnten. Wer sich hinter der Scheibe versteckte, blieb wegen dem venezianischen Effekt des Spiegels verborgen. Auch deshalb war die Beleuchtung in der Räumlichkeit grell, unangenehm, eigentlich aufdringlich.

Nach einer Minute des Schweigens ergriff der BKA-Beamte wieder das Wort: »Es wird nicht schwer sein, Ihnen vor Gericht die Teilnahme an dem brutalen Überfall nachzuweisen. Schon jetzt sprechen alle Indizien gegen Sie. Oder wollen Sie Ihre Mitwirkung verleugnen?«

Achim Walchen blieb gelassen. »Keineswegs, ich war dabei.«

»Die Ehrlichkeit wird Ihnen sicher positiv angerechnet. Was ich nicht verstehe, warum haben Sie sich nicht abgesetzt, so wie Ihre Komplizen versteckt?«

»Was die anderen machen, ist mir egal. Ich meinerseits habe keinen Bock, ein Leben auf Flucht führen zu müssen.«

»Wie darf ich die Einstellung verstehen?«

»Ständig zu befürchten, geschnappt zu werden, dann vielleicht noch in der besten Zeit seines Lebens, nein danke! Ich sitze meine Strafe ab, danach kann ich ein neues Leben beginnen«, erklärte Walchen.

»Irgendwie klingt es logisch, obwohl merkwürdig. Ihre Worte geben uns zu verstehen, an einer Zusammenarbeit uninteressiert zu sein«, vermutete Kring.

Walchen schüttelte behäbig den Kopf. »Nein, was meine Person angeht, bin ich zur Kooperation bereit. Alles, was mich anbetrifft, kann ich Ihnen erzählen, obwohl dadurch für mich wenig bis gar nichts herauspringen wird.«

»Das ist zumindest ein Anfang, über Zugeständnisse können wir uns hinterher immer noch unterhalten«, warf der bis dahin stumm gebliebene Oberstaatsanwalt in den Raum.

Achim, in einem zum Teil verwahrlosten Zustand und sichtbar müde, entgegnete: »Wenn Sie glauben, Herr Oberstaatsanwalt, dass ich die anderen Jungs verpfeife, irren Sie sich gewaltig.«

»Dann werden wir mit der vollen Härte des Gesetzes gegen Sie vorgehen!«

Der gefasste Straftäter lächelte ungerührt. »Raubüberfall! Wie viele Jahre gibt das? Mit etwas Glück sechs bis acht, ansonsten höchstens zehn. Denken Sie, mich damit beeindrucken zu können?«

»Sie scheinen Ihre Situation zu verkennen«, antwortete das Mitglied der Bundesstaatsanwaltschaft.

Als ob abgesprochen, übernahm der Hauptkommissar die Wortführung. »Wenn es sich um einen Raum im minder schweren Fall handeln würde, lägen Sie mit der Haftprognose in Realitätsnähe. Nur haben wir es hier mit schwerem Raub und Raub mit mehrfacher Todesfolge zu tun, somit liegen Sie bei Ihrer persönlichen Zukunftsperspektive vollkommen daneben.«

»Wovon sprechen Sie?«

»Es wurden drei Mitarbeiter eines Geldtransportunternehmens getötet,« klärte der Staatsanwalt den scheinbar Unwissenden auf.

»Das machen Sie mir nicht weiß!«

»Die Sprengung der bei dem Raubüberfall benutzten Fahrzeuge hat zwei Polizisten und einem SKE-Angehörigen das Leben gekostet. Wir sprechen also nicht nur von Raub und Raub mit mehrfacher Todesfolge, sondern auch von Mord aus niederen Beweggründen«, ergänzte Dürer mit verächtlichem Ton.

»Sie lügen!«

»Nein, tut er nicht«, sagte Hauptkommissar Kring streng und ergänzte: »Sechs Menschen sind tot, vier davon waren Familienväter, es kursiert durch das Internet, steht in allen Zeitungen auf den Titelseiten, führte zu Sonderberichterstattungen im Fernsehen. Nach unserem Gespräch werden Sie wohlwollenderweise in eine Zelle verlegt, in der Sie menschenwürdige Verhältnisse vorfinden werden. Dort stehen Ihnen Tageszeitungen der letzten zwei Tage zur Verfügung, vorübergehend auch ein Fernseher. Wir geben Ihnen damit die Gelegenheit, sich zu überzeugen und nachzudenken.«

»Sie wollen mich dadurch zum Reden bringen, obwohl Sie zu wissen scheinen, dass ich mit den Morden nichts zu tun habe«, konterte Walchen zornig werdend.

Erneut brachte sich der Oberstaatsanwalt ins Spiel. »Laut Herr Hauptkommissar Kring deutet einiges darauf hin, dass Sie tatsächlich nichts mit den Tötungsdelikten am Hut haben. Nur nebenbei erwähnt: Unser Gesetz besagt, dass wenn bei einem Raub durch den oder die Täter leichtfertig ein Mensch ums Leben kommt, mindestens zehn Jahre Haftstrafe zu verbüßen sind. Nun erkläre ich Ihnen meinen Standpunkt: Wenn Sie uns nicht Ihre Komplizen nennen, werde ich Sie bei Gericht als den Kopf der Bande behandeln, somit Ihnen auch den Tod von sechs Menschen anlasten.«

»Das ist doch eine Farce, eine Erpressung«, erwiderte Achim ungläubig, diesmal deutlich gemäßiger.

»Sie sind dreiunddreißig Jahre jung?«, fragte der Mann vom BKA nach der Aussage prompt. Er erhielt ein Nicken, fügte hinzu: »Es ist uninteressant, wie Sie das Vorgehen der Staatsanwaltschaft bewerten, in Ihrem Kopf sollte nur ein Punkt eine tragende Rolle einnehmen: Ihnen droht eine lebenslange Haft, falls Pech hinzukommt, mit anschließender Sicherheitsverwahrung. Ihre Träume von einem neuen Leben können Sie von daher vergessen. Aber wie gesagt, wir lassen Ihnen die Zeit eine Nacht darüber schlafen zu können. Wir sehen uns morgen wieder.«

Ω

Der zweite Verhörtag wurde extremer, fing um vierzehn Uhr an, nahm bis in die frühen Morgenstunden kein Ende. Die Befragung leitete erneut Hauptkommissar Kring, diesmal in Begleitung eines Kollegen namens Strack.

»Wissen Sie Walchen, in meinen Berufsjahren bin ich schon einigen Idioten über den Weg gelaufen. Sie allerdings sprengen in Bezug auf Ihre Verhaftung jeden mir bekannten Rahmen. Sie hauen nicht ab, leisten keinen Widerstand, sondern haben vor, die drohende Gefängnisstrafe abzusitzen, um danach ein neues Leben anzufangen. Wie blöde und naiv muss man sein? Selbst wenn Sie nach zehn Jahren entlassen werden sollten, glauben Sie wirklich, dass dann noch von der bisher unauffindbaren Beute ein Cent übriggeblieben sein wird?«

»Ganz sicher«, sagte Achim überzeugt.

»Sie wissen also, wo sich das gestohlene Geld befindet?«

»Hören Sie auf mich zu verarschen!«

»Was wollen Sie damit sagen?«, erkundigte sich Kring.

»Im Gegensatz zu Ihnen scheint der Oberstaatsanwalt ganz genau zu wissen, was sich in dem Geldtransporter befunden hat. Ohne Grund wird er deshalb nicht darauf so erpicht sein, mich lebenslang wegzusperren.«

»Hätten Sie die Güte mir Ihre Worte so zu erklären, dass ich sie auch nachvollziehen kann.«

Achim Walchen schüttelte ungläubig den Kopf, legte seine Arme auf die Tischplatte, beugte sich ein wenig vor, sagte: »Wir haben also laut dem was ich lesen, sehen und hören konnte, über eine Million Euro erbeutet. Interessant! Das

wären pro Mann und Nase zweihunderttausend Piepen, zu wenig, um ein solches Risiko einzugehen, wie wir es getan hatten.«

»Wollen Sie damit behaupten, dass sich in dem Transporter überhaupt kein Geld befand?«

»Sie haben es erfasst.«

»Was dann? Gold? Diamanten?«, hackte der Hauptkommissar nach.

Achim winkte ab, zog die Nase hoch. »Finden Sie es heraus oder machen mit dem Oberstaatsanwalt gemeinsame Sache. Von mir erfahren Sie nur, dass der Inhalt des Geldtransportes mehr an Wert besaß, als unvorstellbare Zahlen Nullen haben.«

»Lassen wir das Thema vorübergehend. Fest steht: Sie waren Akteur eines Raubüberfalls, bei dem es Tote gab.«

»Ich habe niemanden umgebracht!«, entgegnete Walchen laut.

»Es ändert rein gar nichts an den Tatsachen. Die Toten werden Ihnen bei der Gerichtsverhandlung lebenslänglich einbringen, auch wenn sie an ihrem Ableben nicht unmittelbar beteiligt waren. Ich wiederhole mich, rate Ihnen zu kooperieren. Mit Sicherheit werden wir Ihre Komplizen auch ohne Ihre Hilfe schnappen, doch Sie könnten unsere Suche vereinfachen und beschleunigen. Aus Erfahrung kann ich sagen, dass ein Entgegenkommen Ihrerseits vom Gericht garantiert mit ein paar Jahren Straferlass honoriert würde. In Ihrem Fall könnten es statt lebenslang doch nur sechs bis zehn Jahre werden.«

»Also steht mein Urteil ohne Kooperation schon fest?«

Der Hauptkommissar schüttelte den Kopf. »Das habe ich nicht gesagt. Allerdings hat mir der Oberstaatsanwalt klipp und klar zu verstehen gegeben, wenn Sie weiterhin auf stur schalten, wird er es ebenfalls bleiben und Ihnen eine Mitschuld an den Todesfällen geben.«

»Ich weiche von meiner Linie nicht ab«, erwiderte Achim.

»Gut. Gestern sagten Sie, wir könnten alles zu Ihnen und Ihrem Part während des Raubüberfalls erfahren, also bitte, legen Sie los.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Ich hatte die Aufgabe, die A 2 an der Ausfahrt Hannover-Lahe abzusperren, nachdem der Geldtransporter unseren Standort an der Raststätte "Zweidorfer-Holz-Nord" passiert hatte. Wir folgten dem Transporter, ließen uns zurückfallen und blieben auf der Autobahn an besagter Stelle stehen.«

»Die Aktion hatte den Sinn, den Überfall in aller Ruhe und ohne Zeugen durchführen zu können«, stellte Kring fest.

»Logisch.«

»Wie ging es weiter?«

»Wir fuhren zum vereinbarten Treffpunkt, kamen dort als letztes Team an. Die Beute wurde in meinen Fluchtwagen verfrachtet, gleich darauf verließ ich als Erster den Standort. So und nicht anders sieht meine Beteiligung an dem Überfall aus.«

»Waren sechs oder mehr Komplizen beteiligt?«

Achim sah keinen Grund zum Lügen. »Wir waren zu sechst, drei Teams zu je zwei Mann. Die Namen bekommen Sie nicht, niemals! Letztlich habe ich mit dem eigentlichen Raub und den Toten nichts zu tun.«

Der Mann vom BKA hob die Hand an, bewegte ein paar Sekunden den senkrecht stehenden Zeigefinger seiner rechten Hand von links nach rechts »Das ist Ihre Meinung, sie ist falsch! Sie unterliegen einem gewaltigen Irrtum«, rief er plötzlich und belehrend aus.

»Klären Sie mich auf.«

»Ihr Arbeitgeber hat uns bestätigt, dass in seiner Firma Sprengstoff fehlt. Ein komischer Zufall, oder?«

»Ich gestehe, ihn entwendet zu haben, eingesetzt habe ich ihn nicht«, erwiderte Achim gelassen.

»Sie kapieren es nicht, oder? Ohne den von Ihnen besorgten Sprengstoff wären heute noch drei Menschen am Leben. Eine andere Frage: Wer hat den Überfall geplant?«

»Ich, na und?«

»Selbst wenn Sie jetzt gelogen hätten, könnte Ihre Lage kaum noch schlimmer sein. Letztlich haben Sie sich als Organisator und Drahtzieher des Überfalls den einfachsten Job gegeben, womöglich ahnten Sie sogar, dass es unter Ihren Komplizen schießwütige Bastarde gibt, es nicht ohne Blutvergießen ablaufen würde«, meldete sich ausnahmsweise der Kollege von Hauptkommissar Kring zu Wort.

Die stoische Ruhe des Befragten bekam keine Risse. »Vermutungen, die Sie niemals beweisen können.«

Kring setzte das Verhör fort: »Auch diesen Punkt stellen wir mal zur Seite. Man überfällt nicht so mir nichts dir nichts einen Geldtransporter, wieso ausgerechnet diesen?«

»Wegen dem Wert der Fracht, ist doch sonnenklar! Ich hätte Sie für intelligenter gehalten«, gab Walchen zu, revan-chierte sich für die vorherige Beleidigung seines IQ.

»Also wegen der etwas mehr als einer Million Euro, somit aus niederen Beweggründen«, gab der Partner des Hauptkommissars erneut einen Kommentar ab.

»Ich sagte doch schon, es befand sich kein Geld in dem Transporter.«

»Was dann?«, versuchte der Begleiter des Ermittlungsleiters zu erfahren.

»Kein Kommentar«, erwiderte Achim brüsk, wandte sich an Kring: »Wenn Sie Ihren Kollegen nicht aus dem Zimmer schicken, sage ich kein Wort mehr.«

Udo Kring kam dem Wunsch des Gefangenen nach, bat Günther Strack, den Verhörraum zu verlassen. Er zwinkerte seinem angefressenen Partner zu, gab ihm damit zu verstehen, auf diese Weise womöglich mehr aus Achim Walchen herauszubekommen. Als sie unter vier Augen waren, wiederholte er die letzte Frage seines Kollegen.

Der Inhaftierte verdrehte genervt die Augen. »Dazu sage ich nichts, basta! Nur eines könnten Sie sich fragen: Warum sollte ein Geldtransporter einen Betrag in genannter Höhe von Berlin nach Köln verfrachten? Das widerspricht doch jeder Logik, oder?«

Udo Kring bestätigte es nicht, doch an den Worten Walchens war etwas Wahres dran. Warum jedoch bezeichnete die Staatsanwaltschaft die Summe von 1,2 Millionen Euro als gestohlen, wenn laut Achim Walchen keine Geldmittel in dem Transporter vorhanden waren. Falls er die Wahrheit von sich gab, stellte sich die Frage, was der Ganove und seine Komplizen in Wirklichkeit erbeutet hatten.

Der schockierende Raubüberfall erhielt zunehmend Umrisse eines unbeschreiblichen Mysteriums. Ermittlungen wurden behindert, blockiert, sogar untersagt. Die Untersuchungshaft von Achim Walchen wurde im gesetzlichen Rahmen verlängert, schließlich fand der Prozess gegen ihn statt. Der Angeklagte wurde wegen schwerem Raub und Raub mit Todesfolge zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt. Einer anschließenden Sicherheitsverwahrung, wie von der Staatsanwaltschaft gefordert, folgte das Gericht nicht. Die Begründung dafür oblag dem Umstand, dass der Schwerverbrecher keinen der Morde von eigener Hand begangen hatte. Zwar sah es der Richter als erwiesen an, dass Achim Walchen eine Mitschuld an den Tötungsdelikten trug, allerdings hielt er ihm zugute, dass er nicht für das Handeln seiner Komplizen verantwortlich gemacht werden konnte.

Der Betroffene nahm den Urteilsspruch ohne Regung hin. Fast schien es so, als ob er sicher wäre, vorzeitig entlassen zu werden. Doch die Tatsache, dass er die nächsten Jahre im Knast verbringen würde, sie durchhalten musste, wusste niemand besser als Achim Walchen selbst. Obwohl das Urteil lebenslänglich hieß, bedankte sich der schuldig Gesprochene bei seinem Rechtsanwalt, der aus objektiver Sicht tatsächlich hervorragende Arbeit geleistet hatte. Nur wenige Stunden nach der Verhandlung wurde der Straftäter aus der Untersuchungshaft in Wiesbaden in den Strafvollzug nach Stuttgart-Stammheim verlegt, dort in einer Einzelzelle untergebracht. Ein neues Kapitel in Achims Leben hatte damit angefangen, er war dabei, seiner erträumten Zukunft den

längsten Schritt entgegenzugehen, den er je während seines Daseins gemacht hatte. Der Schritt betrug fünfzehn Jahre. Im Idealfall, es hing von verschiedenen Faktoren ab, würde er trotz der Bürokratie im Justizsystem in zwei bis drei Jahren stillschweigend entlassen werden. Grundvoraussetzung dafür war, dass der von ihm verschwiegene, am Überfall nicht persönlich beteiligte siebte Komplize, sich strikt an seine Anweisungen halten würde, woran Achim keinen Zweifel hegte. Unabhängig aller Ereignisse während der Haft, ein Akt wiederholte sich viele Jahre: Mindestens einmal im Verlauf von zweiundfünfzig Wochen, manchmal sogar häufiger, erhielt Achim prominenten Besuch. Ohne Ankündigung erschienen Mitarbeiter der Justiz oder des BKA, stellten ihm immer die gleichen Fragen, die stets mit den gleichen Versprechungen verbunden waren: Für jeden Namen eines Komplizen ein Jahr Straferlass, dazu bei guter Führung, die wegen der Vorstrafen nicht gegebene Möglichkeit, einer noch früheren Entlassung aus dem Vollzug. Armin Walchen blieb sich treu und schwieg, obwohl es längst zur Gewissheit geworden war, dass er auf die Unterstützung des siebten Komplizen nicht mehr bauen konnte. In Wahrheit verhielt es sich anders: Die Namen der am Überfall beteiligten Jungs spielten für die staatlichen Behörden kaum eine Rolle. Den Verlockungen der Staatsanwaltschaft und den ihr unterstehenden Organen schenkte er sowieso keinen Glauben. In Wahrheit, dessen war er sich sicher, war der Obrigkeit daran gelegen, ihn so lange wie möglich im Gefängnis zu wissen. Der Verrat der Namen seiner Komplizen hätte ihm am Ende keine Vorteile gebracht, stattdessen würde er sich seiner Zu-

kunft und seines einzigen Trumpfes berauben. Das Hauptanliegen der Justiz und des Regierungsapparates bestand nämlich nicht in der Strafverfolgung der brutalen Räuberbande, ihre Priorität lag auf der Wiedererlangung der gestohlenen Ware. Über die Komplizen Achims wollte die Obrigkeit versuchen, an das Diebesgut zu kommen, dabei hatte kein Weggefährte des Inhaftierten eine Ahnung, wo die Kartons versteckt waren. Ein Detail des Raubüberfalls war nämlich nie offen zur Sprache gekommen: Es handelte sich um die Beute. Sie beim Namen zu nennen hatte niemand gewagt. Leute wie Hauptkommissar Kring, ähnliche und untergebene Dienstgrade hätten das Diebesgut niemals beschreiben können. Ihnen und der Öffentlichkeit war vorgebracht worden, dass 1,2 Millionen Euro gestohlen wurden. Doch es gab genügend Menschen, die haargenau wussten, was sich in dem Geldtransporter befunden hatte. Diesen Personen wäre ein Achim Walchen auf freiem Fuß ein Dorn im Auge gewesen, mehr noch, für sie würde er zu einer immensen Gefahr werden.

Im siebten Haftjahr wurden die Besuche der Prominenz seltener, ab dem zehnten Jahr im Vollzug stellten sie sich komplett ein. Achim hatte dafür mehrere Erklärungen, eine davon betraf seine Komplizen: Entweder waren die Mitstreiter des Raubüberfalls gefasst beziehungsweise erschossen worden oder das Interesse an ihnen besaß keinen hohen Stellenwert mehr. Anders sah der Sachverhalt in Bezug auf die Beute aus. Mit Sicherheit hatten die staatlichen Institutionen das immense Interesse an ihr nicht verloren. Aber da von ihr in den vergangenen Jahren kein Gebrauch gemacht worden

war, schien sich bei ihnen die Nervosität in Gelassenheit verwandelt zu haben. Sie bestand aus der Erkenntnis, dass nur Achim Walchen wissen konnte, wo sich die Beute befand. Somit war er im Knast gut aufgehoben, dadurch erhielten seine Komplizen trotz der Morde den Status von Nebendarstellern. Es ließ sich von daher nachvollziehen, dass sämtliche Besuche Achims ausschließlich dem Diebesgut gegolten hatten. Wäre er bereit gewesen den Standort der gestohlenen Kartons zu verraten, hätte es ihm eine Entlassung im achten Haftjahr eingebracht. Erst im Lauf der Zeit wurde Walchen bewusst, dass Hauptkommissar Udo Kring vom BKA eines der letzten Verhörprotokolle nicht in der Originalfassung an seine Vorgesetzten weitergeleitet hatte. Nur ihm gegenüber war es Achim über die Lippen gekommen, den Ort des Treffpunkts nach dem Überfall als Erster verlassen zu haben, und zwar mit der Beute im Gepäck. Es war offensichtlich: Diese Aussage kam in den Akten der Staatsanwaltschaft nicht vor, ansonsten wäre Walchen nie besucht worden. Es stellte sich die Frage, weshalb der Beamte vom Bundeskriminalamt dieses Wissen für sich behalten hatte. Verwirrend kam hinzu, dass Udo Kring nie im Knast bei Achim zu Besuch war.

Für die verbleibenden Jahre im Knast stellte er sich deshalb auf einen Überlebenskampf ein, doch obwohl er mit der Zeit paranoid zu werden drohte, sich vollkommen abgeschottet hatte, niemand versuchte ihm zu nahe zu kommen. Ihn verschwinden zu lassen, damit auch die Kartons, wäre nämlich die praktischste Lösung gewesen. Die Zeit verging unter den gegebenen Umständen quälend langsam, im letzten Jahr seiner Haft schien sie jeden Tag länger stehen zu bleiben.

Gegenwart

Zum Rapport

»» **W**alchen!«, schrie der Justizvollzugsbeamte, wartete, und wiederholte den Ruf brüllend, nachdem der Häftling nicht aufgetaucht war. Zufrieden nahm er danach wahr, dass seine Geduld nicht auf eine weitere Probe gestellt wurde, der Gefangene sich vor die Zellentür begeben hatte. Dominant sah er ihn an, schüttelte über die saloppe Aufmachung missmutig den Kopf und sagte laut: »Umziehen, aber flott. Der Direktor möchte mit Ihnen sprechen. Sie haben zwei Minuten, also dalli, dalli!«

Achim Walchen nickte, begab sich zurück in seinen Haftraum um der Order nachzukommen. Den diensthabenden Beamten mit Fragen wegen des unerwarteten Termins beim Anstaltsleiter zu konfrontieren, hätte keinen Zweck gehabt. Die letzten Jahre waren ein Beleg dafür, welches selbstgefällige Arschloch der Mann war. Der Trost lag darin, dass er als Vollzugsbeamter bis zur Rente eingesperrt, seine Pension dennoch überschaubar bleiben würde. Achim hingegen sah Licht am Horizont, die Tage, die er noch abzusitzen hatte, für sie reichte ein Viertel seiner rechten Gesäßhälfte vollkommen aus. Sein Sitzfleisch war in den vergangenen, oft einsamen vierzehn Sommern und Wintern, reichlich abgehärtet worden. Nervosität stieg in ihm auf. Hatte der Anstaltsleiter schlechte Nachrichten für ihn, die seinen Antrag auf offenen Vollzug betrafen. Er schob die Befürchtung zur Seite.

Sich mit dem Gedanken zu befassen, ergab im Moment keinen Sinn. Fünf Minuten später, damit pünktlich, saß er dem eigenwilligen Direktor der Haftanstalt gegenüber, der berechtigterweise den Familiennamen Hartmann trug. Mit einer Geste hatte er dem Häftling Platz angeboten, zunächst geschwiegen, bis von ihm die Akte des Gefangenen durchgeblättert und auf den Schreibtisch gelegt wurde. Synchron mit der Aktion sagte er: »Sie haben einen Antrag auf offenen Vollzug gestellt. Richtig?«

»Ja, Herr Direktor.«

»Ich werde unsere Justiz nie verstehen, aber offenbar ist man ganz oben geneigt Ihren Antrag zu bewilligen.«

Achim runzelte die Stirn. »Ich dachte über Anträge zum Freigänger entscheidet allein die Anstaltsleitung.«

»In Ihrem speziellen Fall verhält es sich anders. Vom ersten Tag Ihrer Anwesenheit in unserer noblen Herberge musste ich Berichte über Sie abgeben. Sie scheinen sich allerorts eine Menge Freunde oder Feinde geschaffen zu haben. Jedenfalls ist es Ihnen gelungen, bei einigen Institutionen das gleiche Interesse zu wecken, wie es bei unseren berühmtesten Insassen der Fall war.«

Sie sprechen von Mitgliedern der Baader-Meinhof-Bande, also der RAF?«

»Allerdings. Fassen Sie es bitte nicht als Kompliment auf!«

»Wie stehen Sie zu meinem Antrag?«

»Nicht unbedingt negativ, allerdings skeptisch. Das liegt vor allem an Ihrem Verhalten in den letzten Jahren.«

Achim überlegte kurz, sagte: »Ich wüsste nicht, was ich mir zu Schulden hätte kommen lassen.«

»Nichts, aber das haben ich auch nicht gemeint.«

»Sondern?«

»Trotz der Fürsprache von oben bleibt die letzte Entscheidung über Ihren Antrag in meiner Hand. Ist Ihnen klar, dass Sie gewisse Voraussetzungen erfüllen müssen um in den Genuss des offenen Vollzugs zu kommen?«

Achim war sich nicht sicher, ob er sich dazu äußern sollte. Zu monoton hatte der Anstaltsleiter die Frage über die Lippen gebracht, zudem den Eindruck erweckt, mehr hinzufügen zu wollen. Nachdem er neugierig angesehen wurde, reagierte er: »Natürlich, Herr Direktor«, sagte er in einem demütigen Ton.

Manuel Hartmann nahm die Aussage hin, nur die entstandenen Falten auf seiner Stirn deuteten an, dass er den Worten wenig Bedeutung gab. »Haben Sie nach draußen Kontakte geknüpft?«, erkundigte er sich und ließ den Häftling nicht aus den Augen.

»Nein«, erwiderte Achim, und wurde das Gefühl nicht los, mit seinem Antrag gescheitert zu sein.

»Genau darin liegt das Problem, darauf begründet sich meine Skepsis. »Bis auf die ersten drei Monate Ihrer Haft hatten Sie nie Besuch, abgesehen von Vertretern der Justiz und des Gesetzes. Auch diese für Sie vielleicht unangenehmen Begegnungen finden seit Jahren nicht mehr statt. Wie soll ich Sie unter diesen Voraussetzungen als geeignet für den offenen Vollzug halten?« Der Gefängnisdirektor hob die Hand um von einer Antwort nicht unterbrochen zu werden. »Walchen, meine Worte sind keine persönlichen Vorbehalte gegenüber ihrer Person. Nicht nur ich habe mich in all den

Jahren manchmal gefragt, ob Sie nicht das Opfer eines Fehlurteils geworden sind. Dem widersprechen Ihre Vorstrafen, der von Ihnen zugegebene Raubüberfall. Dennoch fiel es mir und einigen Justizvollzugsbeamten schwer, Sie mit dem brutalen Verbrechen in Verbindung zu bringen. Worauf ich hinaus will, ist folgendes: Stuttgart-Stammheim und jede andere Haftanstalt wären froh, wenn wir nur Insassen betreuen müssten, die sich so wie Sie geben und verhalten würden, mit einer Einschränkung: Sie besitzen außerhalb dieser Mauern kein soziales Umfeld, was Ihre Zukunftsprognose vehement beeinträchtigt. Erschwerend kommt hinzu, dass Sie sich in der gesamten Zeit Ihres Aufenthalts um keine Kontakte bemüht haben. Es wird doch noch Verwandte geben, es gab vor langer Zeit sicher ein paar Freunde oder wenigstens Bekannte, oder?« Auch diesmal ließ der Anstaltsleiter den Gefragten nicht zu Wort kommen. Sicher, Sie waren keine drei Monate hier und Ihre Mutter ist bedauerlicherweise gestorben. Mit Ihr wäre in Ihrem sozialen Umfeld sicher einiges anders gelaufen, nach Ihrem Tod gaben Sie jedoch alle noch eventuell bestehenden Kontakte endgültig auf. Seitdem herrscht zwischen Ihnen und der Welt da draußen Funkstille. »Wie sollte ich also Ihren Antrag mit einem ruhigen Gewissen befürworten?« Der Gefängnisdirektor zog eine Schublade auf und holte einen Brief hervor, der bereits von der Prüfstelle gelesen worden war. »Alles Erwähnte ist für Sie nicht von Vorteil«, sagte er und bat zum Erstaunen des Häftlings den anwesenden Vollzugsbeamten den Raum für ein paar Minuten zu verlassen. Ein Wunder vollzog sich, in dem der Anstaltsleiter einen Aschenbecher

aus der gleichen Lade zog, Achim eine Zigarette anbot und ihm Feuer gab. Nachdem er die eigene Nikotinsucht mit dem ersten Zug befriedigt hatte, sah er das Kuvert auf der Tischplatte, sogleich den Gefangenen an. »Sie sind jetzt vierzehn Jahre hier, eine lange Zeit«, sagte Hartman unbeeindruckt, ohne Mitgefühl, eher respektvoll.

»Vierzehn Jahre, drei Monate und vierzehn Tage«, verbesserte Achim, sah einen Moment den Brief. an

»Sie hatten kaum, so gut wie keinen Besuch, bekamen selten Post, wenn doch, wurde von Ihnen die Annahme meistens verweigert. Warum?«

Walchen zuckte mit den Schultern, verzog die Mundwinkel. »Ich hatte null Bock auf Briefe von Leuten, die mir nichts bedeuten. Das Mitleid, eventuelle Vorwürfe, es hätte mir hier drin nicht geholfen.«

»Was ist mit Ihrem Vater?«

»Keine Ahnung, meine Eltern haben sich scheiden lassen, als ich fünfzehn war. Seitdem haben wir nie wieder von ihm gehört.«

»Sie hatten eine Freundin, bevor Sie zu der lebenslänglichen Freiheitsstrafe verurteilt wurden?«, fragte der Anstaltsleiter, drückte die Zigarette angeekelt aus.

»Schon, aber es war keine Beziehung, die gehalten oder, einen Besuch im Zuchthaus zugelassen hätte. Herr Direktor, ich bitte um Entschuldigung, meinen Lebenslauf kennen Sie besser als es meine Mutter tat. Warum bin ich hier?«

»Genau konnte ich mich nicht erinnern, deswegen habe ich Ihre Akte vor mir liegen. Damals hatten Sie manchmal recht, die Briefe nicht anzunehmen. Hassbriefe und ähnliche Post

wären Ihnen ohnehin nicht ausgehändigt worden. Die von den Hinterbliebenen des Opfers bei würdigem Text schon, allerdings haben Sie eben darauf verzichtet. Es liegt mir fern, belehrend zu wirken, vielleicht haben Sie damit eine Chance versäumt, ehrliche Reue zu zeigen, zudem die Möglichkeit vertan, sich zu entschuldigen.« Forschend sah der Direktor den Häftling an, erkannte jedoch keine Regung, die er mit einem aufrichtigen Bedauern in Verbindung bringen konnte. »Ich bin nicht Gott, kein Richter und schon gar nicht Ihr Henker. Es steht mir nicht zu, ein Urteil über Sie zu fällen, mit dem begangenen Verbrechen müssen Sie zurechtkommen. Meine Aufgabe war und ist es immer noch, die verhängte Strafe bis zum letzten Tag umzusetzen. Dazu gehört die Resozialisierung, bei Ihnen würde sich der Versuch der Wiedereingliederung in die Gesellschaft vielleicht lohnen. Ihre Strafakte ist in dieser Hinsicht kein Maßstab. Womit wir bei dem Punkt wären, weswegen ich Sie vorführen ließ.« Kaum erwähnt, deutete Hartmann auf das Kuvert und fuhr fort: »Ich bin glücklicherweise nicht ihr Vormund, kein Verwandter, schon gar nicht Ihr Beichtvater. Was wir voneinander halten und denken ist gleichgültig, ebenso der Umstand, ob beidseitig irgendeine Form von Sympathie und Achtung vorherrscht. Ungeachtet aller Worte bleibt es meine Pflicht den Vollzug bis zur Haftentlassung auszuüben um zu vermeiden, dass ein potenzieller Wiederholungstäter entlassen wird. Ich bin geneigt Ihren Antrag auf offenen Vollzug zu bewilligen, aber nicht heute. Vor Ihnen liegen noch knapp neun Monate Haft, wenn Sie sich bemühen, könnten Sie die letzten sechs als Freigänger absitzen.«

»Was muss ich dafür tun?«, fragte Walchen.

»Sie werden in den nächsten zehn Wochen alles geben um einen Kontakt nach draußen aufzubauen. Wenn es Ihnen gelingt, zu einer Kontaktperson eine Art Freundschaftsverhältnis aufzubauen, Sie von Ihr Besuch erhalten, sind Sie einem offenen Vollzug erheblich nähergekommen.

»Wie stellen Sie sich das vor?«, fragte Achim nachdenklich und irritiert. Lag hinter all den Sätzen eine versteckte Falle, fragte er sich insgeheim.

Hartmann hatte sich ein wenig vorgebeugt und mit dem Zeigefinger auf den Briefumschlag getippt. »Dieses Schreiben ist an Sie gerichtet. Es ist nicht das Erste dieser Art, nur wurde auf Ihren ausdrücklichen Wunsch darauf verzichtet, jegliche Zeilen an Sie weiterzuleiten. Sie können stolz sein: Nur wenige Insassen mit Ihrem Strafmaß wurden in diesem Gefängnis so oft angeschrieben wie Sie. Diesmal läuft es nicht nach Ihrem Willen, sondern Sie werden den Brief mit in die Zelle nehmen, ihn lesen und beantworten. Das ist keine Willkür, vielmehr ist es eine Hilfestellung, die Ihnen den Status eines Freigängers einbringen kann.«

Der letzte Satz des Direktors besaß einen entschuldigenden Klang, wodurch er für Achim nicht glaubwürdiger wurde. Er deutete auf das Kuvert. »Ist es das, wofür ich es halte, steht drin, was ich glaube?«

Der Anstaltsleiter lächelte. »Möglich. Wenn Sie in dem Umschlag Zeilen eines Fans vermuten, liegen Sie beinahe richtig. In der Tat, es handelt sich in gewisser Weise um einen Liebesbrief. Wir, die Angestellten, nennen solche Briefe Fanpost. Es ist wahrlich ein Phänomen, zugleich eine Tatsa-

che: Mörder und Schwerverbrecher erhalten bewundernde Zeilen, eindeutige Angebote, mitunter sogar Heiratsanträge. Wie dem auch sei, schreiben Sie der Dame und hoffen auf eine Antwort. Ich bin kein Fan von Ihnen, gewiss nicht, nur ist es mir ein Anliegen, dass Sie in den letzten sechs Monaten des Strafvollzugs die Chance ergreifen können, draußen Perspektiven zu finden. Ich meine es ernst Walchen: Kein Mann wird eine Frau jemals zu hundert Prozent verstehen, aber es gibt eine Statistik, die ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Es ist erstaunlich, aber der überwiegende Anteil der Fanpost kommt nicht etwa von Frauen, die ihre Zukunft in einer Art "Bonnie und Clyde" Manier verbringen wollen. In Wahrheit stammen die Schreiben von Damen, die durchaus in drei Kategorien eingeteilt werden können. Den geringsten Prozentsatz machen dabei Frauen aus, die tatsächlich ihre persönliche kriminelle Energie an der Seite eines Schwerverbrechers ausleben möchten. Die zwei anderen Sparten, die prozentual ein deutliches Übergewicht besitzen, sind in etwa gleich verteilt: Freundschaftsangebote, Liebesbriefe, ja auch Heiratsanträge werden von Frauen verschickt, die wie ein Häftling ein neues Leben anfangen möchten. Die Gründe sind vielfältig, haben so gut wie nichts mit Bewunderung und dem Wunsch nach einem Leben an der Seite ihres Idols zu tun. Stattdessen schreiben Damen, die viel negatives in ihrem Leben ertragen mussten. Bei Ihnen handelt es sich aus verschiedenen Gründen um vereinsamte Frauen. Dahinter stecken häufig häusliche Gewalt, Misshandlung auf offener Straße, Vergewaltigung. Diese Sorte der weiblichen Wesen ist der festen Überzeugung, sich an der Seite eines Straftäters

in Sicherheit zu befinden. Bei den anderen Absendern der Fanpost handelt es sich um Witwen und seit Ewigkeiten alleinstehende Frauen. Die Verbindung zu einem Ex-Häftling oder gar eine Beziehung mit einem solchen, ist für diese weiblichen Geschöpfe die Erfüllung ihres Beschützer- und Mutterinstinkts. Haben Sie das verstanden?«

Achim nickte, sah von dem Brief zu der vor dem Anstaltsleiter liegenden Zigarettenschachtel, dann ihn an. Ohne ihn fragen und bitten zu müssen wurde ihm eine Kippe angeboten und Feuer gegeben. »Es leuchtet mir ein, was sie sagten. Mit einem Kontakt nach draußen verbessert sich unter anderem auch meine soziale Zukunftsprognose. Was würden Sie sagen, wenn ich während des Vollzugs schwul geworden bin?«

»Fanpost von gleichgesinnten Männern ist äußerst selten, kommt höchstens dreimal in einem Jahr vor. Späße sind nicht angebracht, Walchen! Ich habe kein Interesse daran Sie zu verkuppeln, will und muss sehen, dass Sie gesellschaftsfähig zu sein bereit wären. Ein Kontakt nach draußen verschafft Ihnen hier drin Vorteile, was aus ihm nach Ihrer Entlassung wird, geht mich und den Gesetzgeber nichts an. Für Ihre Wiedereingliederung wäre der Status eines Freigängers förderlich, der offene Vollzug an sich bringt Ihnen so gut wie nichts. Bei allem Verständnis für Ihren Antrag, ebenso unter Berücksichtigung der Regeln zur Resozialisierung, trotz Ihres positiven Verhaltens in Haft: Ohne Kontakt zur Außenwelt, ohne eine feste Bezugsperson, bin ich nicht bereit, Ihnen entgegenzukommen. Sie müssen schon etwas dafür tun, dass verlange ich von Ihnen«

»Ich werde den Brief lesen und beantworten. Wann traf er ein?«

»Erst gestern, so gewaltig scheint Ihre Popularität nach wie vor zu sein.«

»Wie viele Schreiben dieser oder ähnlicher Art habe ich bekommen?«, fragte Walchen.

»Die genaue Zahl entzieht sich meiner Kenntnis. Vor drei oder vier Jahren waren es mehr als dreihundert. Sie versprechen den Brief zu beantworten?«

»Mein Ehrenwort!«

Der Gefängnisdirektor dachte kurz nach, zeigte danach einen Wesenszug, mit dem Achim Walchen niemals gerechnet hätte. »Gut, es entspricht nicht dem vorgeschriebenen Ablauf und Dienstweg, aber setzen Sie unter dieses Papier Ihre Unterschrift.« Unerwartet hatte der lebenslänglich Verurteilte einen Antrag auf Ausgang vor sich liegen. Er unterschrieb ihn, sah den Direktor fragend an. »Sie werden am kommenden Samstag von einem JVA-Beamten ausgeführt, auf meine Anweisung zunächst einmal nur für zwei Stunden. Damit will ich Sie motivieren, Ihnen zeigen, dass ich grundsätzlich gewillt wäre, Sie in den offenen Vollzug zu verlegen. Sie haben jetzt noch ein paar Monate Zeit, um sich draußen ein Netzwerk aufzubauen. Beenden Sie den Modus des Einzelgängers, öffnen Sie sich, damit sich das Tor aus dieser Anstalt für Sie aufmachen kann. Selbst eine gewöhnliche Brieffreundschaft hilft Ihnen dabei. Sie müssen begreifen, je weniger Kontakte außerhalb dieser Mauern existieren und gepflegt werden, umso schwieriger wird es, die Freiheit zu erlangen und in ihr zu bestehen.«

»Eine Frage: Die Briefe, die mir in all der Zeit zugeschickt wurden, sind sie aufgehoben worden?«

»Selbstverständlich. Es ist Ihre Post.«

»Eine Bitte: Kann ich die Schreiben alle haben?«

Anstaltsleiter Hartmann setzte eine durchbohrende Miene auf und fragte: »Auch die von den Hinterbliebenen der Opfer, die bei dem Raubüberfall ihr Leben verloren?«

Es war ungewöhnlich und keine gängige Praxis: Bereits am selben Abend erhielt Achim die Briefe ausgehändigt. Erst als der Einschluss aller Gefangenen auf dem Gang abgeschlossen war, wurden ihm die Schreiben in einem Karton überreicht, seine Zellentür als letzte verschlossen. Er hatte die Kuverts nicht gezählt, jene zur Seite gelegt, die eindeutig einen Absender trugen, die er mit den Hinterbliebenen der Opfer in Verbindung bringen konnte. Die Briefe hatten ihn stundenlang in eine andere Welt versetzt, lagen mittlerweile in drei Haufen sortiert auf dem Boden. Links, die der Angehörigen, rechts, die Kuverts, die er keinen Personen zuordnen konnte und in der Mitte, die Umschläge mit den Absendern, die der Anstaltsleiter als Fanpost bezeichnet hatte. Der Stapel war der breiteste und mit Abstand höchste, brachte ihn dahin zurück, wo er jetzt war.

Offener Vollzug

Die Fanpost, der Freigang

Der Anblick der Briefe von vermeintlichen Verehrerinnen war von Achim mit einem dezenten Lächeln gewürdigt worden. Bis dahin, also in mehr als vierzehn Jahren, hatte er zu Beginn seiner Haft drei Briefe geschrieben, alle an seine Mutter. Beim Anblick der Fanpost fragte er sich, was wäre, wenn es bei dem Raubüberfall keine Toten gegeben hätte. Würde er genauso viele, mehr oder weniger Briefe bekommen haben?

In jener Nacht blieb Achim wach. Die Briefe der Hinterbliebenen und mit Absendern, die ihm nichts sagten, es waren rund achtzig Schreiben, landeten im Mülleimer. Er sah keinen Sinn darin, nach so vielen Jahren Leuten zu schreiben, die wegen des Beutezugs einen geliebten Menschen verloren hatten. Ein Entschuldigungsschreiben würde die Toten nicht wieder lebendig machen, zugleich konnte ein entsprechender Brief alte Wunden aufreißen. Die Umschläge mit Adressen, die er niemandem zuordnen konnte, männliche Namen trugen, waren ihm ohnehin scheißegal. Im Anschluss fing er an, den Stapel der Verehrerinnen nach dem ABC-System zu sortieren. Nebenbei warf er Schreiben in eine Ecke, die einen Poststempel von anno dazumal trugen. Der Haufen der Verehrerinnen nahm dadurch deutlich ab. Immerhin, am Ende der Tätigkeit war ein beachtliches Viertel der Fanpost übriggeblieben. Danach begann er wahllos den einen oder anderen Brief zu lesen. Der Brief, der ihm durch den Anstaltslei-

ter übergeben worden war, den er versprochen hatte zu beantworten, lag neben ihm auf dem Kopfkissen. Er hatte vor, sich diesen Zeilen am Schluss der Lesestunde zu widmen. Weit nach Mitternacht war er mit der Post durch. Den überwiegenden Anteil der Inhalte hatte er überflogen. Sie besaßen nichts, was ihn angeregt hätte, den Absendern zu antworten. Die meisten Briefe waren sowieso vor Monaten geschrieben worden, manch ein Inhalt lag länger als ein Jahr zurück. Bei dieser Feststellung hatte er in die Ecke gesehen, wo die aussortierten Kuverts lagen. Sie besaßen ein Datum auf dem Poststempel, die bis zu den Anfangsjahren seines Gefängnisaufenthaltes reichten. Warum hätte er mit diesen Briefen seine Zeit vergeuden sollen, obwohl die Stunden im Knast ihm die Möglichkeit dazu gaben. Wegen der Frage, ob die Verfasser sich an ihre Verehrung für einen Schwerverbrecher überhaupt noch erinnern konnten, verzichtete er darauf. Manche Frauen hatten sicher längst den Wohnort gewechselt, andere lagen vielleicht schon im Sarg oder füllten mit ihrer Asche eine Urne.

Wie auch immer, er las einen Brief, dann den nächsten, so ging es immer weiter, bis er mittendrin innehielt, das Kuvert des Briefes begutachtete, dessen Inhalt er aktuell zur Kenntnis nahm. Anschließend wühlte er die Fanpost in der Zellen-ecke durch, ärgerte sich darüber, dass er sie vorher nicht ebenfalls in Stapel mit dem Anfangsbuchstaben des Nachnamens sortiert hatte. Er holte das Versäumte nach, ging die Absender der Briefe erneut von A bis Z durch. Es war unfassbar, aber einige Frauen waren sich nicht zu Schade gewesen, ihm jahrelang Briefe zu schicken. Manchen war es ir-

gendwann zu dumm geworden, der einen früher, der anderen später. Einer Einzigen nicht. Besagte Dame war in all den Jahre hartnäckig geblieben, hatte ihm mehrere Briefe im Jahr zukommen lassen. Einige Frauen kontaktierten ihn erst seit einigen Jahren regelmäßig, doch eben nur die eine seit vierzehn Jahren. Achim stellte fest, dass auch der Brief, der auf seinem Kopfkissen lag, von ihr war.

Nachdenklich sah Achim die Schreiben an, legte sie gesondert zur Seite, ebenfalls separat die Fanpost, die ihm die in den letzten Monaten treuen Anhängerinnen regelmäßig zugeschickt hatten. Mit dem Absender, der ihm in all den Jahren geschrieben hatte, besaß er insgesamt fünf Adressen, durch die er einen Kontakt zur Außenwelt herstellen konnte. Alle anderen Briefe landeten in dem Karton, durch den sie ihm übergeben worden waren. Drei Aktionen fanden an jenem Tag in den frühen Morgenstunden statt: Der Wasserkocher wurde in Betrieb genommen und mit einem Stopfgerät eine Zigarette hergestellt. Danach begab er sich zur Toilette, wusch sich die Hände und setzte sich mit den auserwählten Briefen an den Tisch. Erst als er ausgeraucht hatte, begann er sie zu lesen, einige darunter erneut und von vorne, da er sie zuvor überflogen hatte. Zuerst nahm er sich die Zeilen der hinzugewonnen vier Fans vor. Erst hinterher widmete er sich den Schreiben der Frau, die ihm in den letzten vierzehn Jahren eine Treue entgegengebracht hatte, die Achim als einzigartig ansah. Der Name des Absenders war Inge Ammer. Sie hatte laut ihren Zeilen den Mordprozess gegen Achim Walchen täglich im Gerichtssaal verfolgt. Nur einmal wurde es ihr versagt, zugegen sein zu dürfen: Am achten Prozess-

tag fand die Verhandlung nämlich unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, wodurch die Angehörigen der Opfer den Schutz vor der Presse und den Medien bekamen, um den sie über ihre Rechtsanwälte gebeten hatten.

Die Briefe Inges aus den ersten Tagen nach dem Prozess gaben Achim einen Einblick in ihr Leben. Unter anderem hatte sie geschrieben, wie der Tag abgelaufen war, an dem ihr kein Zutritt zu der Gerichtsverhandlung gewährt wurde. Laut ihrer Aussage kam ihr die Zwangspause am Gericht gelegen. Sie hatte somit Zeit, die in den Tagen zuvor vernachlässigten Pflichten im Haushalt zu erledigen und die Gelegenheit, den restlos leer gewordenen Kühlschrank aufzufüllen. Eine Geschichte, die Achim am Arsch vorbeiging, er dennoch aufgrund der Hingabe für seine Person nicht uninteressant fand. In den darauffolgenden Zeilen erfuhr er immer mehr über sie: Inge war damals einunddreißig Jahre, ansehnlich, solo und eine Frau, die es sich angeeignet hatte, mit ihrer Katze zurückgezogen zu leben. Durch eine Erbschaft, der damit erlangten finanziellen Unabhängigkeit, war sie nicht gezwungen einer Arbeit nachgehen zu müssen. Eine Basis, die ihr einen nahezu grenzenlosen Freiraum bot, den sie vorzugsweise für ihre Hobbys zu verwenden wusste. Inge züchtete Rosen, besaß die Eigenart, kleine Schnaps- und Likörflaschen zu sammeln und hatte zudem Marotten, die kein Mann auf Dauer ertragen würde. Insbesondere ihre Liebe zu Schildkröten war fähig, einem den letzten Nerv zu ziehen. Daran konnte ihr Vermögen nichts ändern, der Beweis war ihr Beziehungsstatus und Ruf. Von der Nachbarschaft und dem kleinen Bekanntenkreis, mit dem sie angebe-

lich im regelmäßigen Kontakt stand, waren ihr unehrenhafte Titel verliehen worden, natürlich hinter vorgehaltener Hand. Bezeichnungen, wie Zicken-Inge, vertrocknete Jungfer, spröde Schachtel und Betonmatratze hatten dabei zu den harmlosen Aussagen gehört, die ihr Image geprägt hatten.

Unabhängig davon, wie Inge titulierte und was ihr angedichtet wurde, wer, und wie, war sie wirklich? Ihr beschriebenes winziges soziales Umfeld war nicht fähig, es zu beurteilen. Die Frau gab Rätsel auf, denn sie tat oder dachte selbst in ihren Briefen immer das Gegenteil von dem, was man ihr zuvor zugetraut hätte. Dort, wo sie nie vermutet worden wäre, ließ sie sich blicken, wo sie erwartet wurde, blieb sie fern. Hinzu kamen Verhaltensmuster, die zwischen Genialität und Wahnsinn hin und her gependelt waren. Je öfter sich die teilweise peinlichen Vorfälle zugetragen hatten, umso seltener trat sie in der Öffentlichkeit auf. Mittlerweile war aus ihr eine Person geworden, die das Mauerblümchenda-sein zu genießen schien. Natürlich hatte sie es in ihren Zeilen nicht so formuliert, aber sinngemäß nicht anders dargestellt. Irgendwie schien die Frau eine wandelnde Katastrophe zu sein, wodurch sie Achim sympathischer wurde. In den Folgejahren, also längst nach dem Prozess und Urteil, bekam Achim von Inge Briefe, in denen sie sich ihm förmlich offenbart hatte. Ihren Worten nach hätte sie es nicht nötig gehabt, am Rand der Gesellschaft zu stehen. Sie war gebildet, sah gut aus, wurde von keinen Geldsorgen geplagt und besaß auf den ersten Blick in egoistischer Hinsicht ein sonniges Gemüt. Den erwähnten Vorzügen stand ein gewaltiger Nachteil gegenüber, der ihren Mitmenschen unbekannt war. Bei

dem negativen Punkt hatte es sich nicht um ihre nervenden Gepflogenheiten gedreht, die sämtliche Lebensgefährten vorzeitig ins Grab bringen würden, sondern er bezog sich auf ihre Krankheit. Es war kein Krebs oder Tumor unter dem sie litt, auch nicht eine Erkrankung, die ihre Lebenserwartung verkürzt hätte. Mit der Diagnose konnte sie einhundert Jahre alt werden, aber wegen der Symptome ebenso innerhalb von Sekunden sterben. Ein Ableben ihrerseits, so viel stand fest, wäre die Folge ihres Handelns gewesen. Es gab Perioden in Inges Leben, in denen sie nicht imstande war, zwischen Realität und Einbildung zu unterscheiden. In der Vergangenheit hatte sie sich in solchen Phasen bereits häufiger unbewusst in Lebensgefahr gebracht. Für die behandelnden Ärzte wurde sie dadurch mit den Jahren ebenfalls zu einem ungeklärten Phänomen. Egal, in was für eine Situation sie geraten war, ob absurd, peinlich, witzig oder sogar gefährlich, hinterher konnte sie sich nie erinnern, welche Umstände den Auslöseschalter in ihrem Kopf in Betrieb gesetzt hatten.

Der Ursache für die geistigen Aussetzer wurde mit unzähligen Untersuchungen nachgegangen, allerdings ergaben sie keinen Befund, der das zeitliche Versagen der Hirnaktivitäten erklärt hätte. Der Erbschaft war es zu verdanken, dass der Patientin ein Ende als Versuchskaninchen erspart blieb. Wäre sie damals eine finanziell unauffällige Durchschnittsbürgerin gewesen, die Neurologen, Psychologen, Radiologen und andere Spezialärzte hätten nicht darauf verzichtet, sie von einer Institution zur nächsten zu schicken, um ihren Verstand mit allen erdenklichen Geräten zu vergewaltigen.

Inge Ammer war weder schizophren noch dement. Bei ihr waren keine Suchtkrankheiten und Abhängigkeiten festgestellt worden. Verblüfft hatten die Ärzte bei den Werten der Frau reagiert: Puls, Blutdruck, Cholesterin, aus medizinischer Sicht befand sie sich in einer makellosen Verfassung, die Ähnlichkeit mit einem Jungbrunnen besaß. Unerklärlich blieben ihnen die spontan auftretenden Erinnerungslücken. Die wirren Momente traten unregelmäßig auf, beinhalteten nicht eine Struktur, aus der Rückschlüsse auf die Ursache und die Krankheit selbst gezogen werden konnten. Die Ärzteschaft sah keine Möglichkeit Inge zu helfen, aus ihrem Blickwinkel war sie kerngesund. Der Befund kam allen Doktoren gelegen, er half ihnen dabei, die eigene Ratlosigkeit zu verschleiern. Inge war weit davon entfernt mit Gram zurückzublicken. Sie hatte der mysteriösen Erkrankung mutig und trotzig die Stirn geboten, gelernt, mit ihr zu leben. In Gewissheit, zwischen zwei Wolkenkratzern einen Balanceakt auf einem zu dünnen Draht vorzuführen, sah sie trotz des fehlenden Sicherungsseils ihrer Zukunft optimistisch entgegen. Immer wieder hatte sie zum Schluss ihrer Zeilen betont, dass sie ihr künftiges Dasein Hand in Hand mit Achim sah. Am Ende aller Briefe von Inge angekommen, war Achim von all den Zeilen, Beichten, Hoffnungen und Träumen angetan.

Die Schreiben besaßen eine friedliche Note, sie waren höflich, mitunter distanziert, trotzdem dermaßen offen und liebevoll, als ob sie von einer Blutsverwandten geschrieben worden wären. Der unaufdringliche Schreibstil wurde mit jedem Absatz angenehmer, da in den Sätzen auf Vorwürfe

und Verständnis verzichtet worden war. Ein paar Absender der weggeworfenen Schreiben hatten ihn nämlich um eine Stellungnahme zum Tathergang oder zum Tatmotiv gebeten. Manche waren sogar dermaßen pervers und wollten wissen, wie es sich angefühlt hatte, einen Menschen zu töten. Der größte Teil der Fanpost bestand jedoch aus Inhalten mit Liebesbezeugungen und Heiratsanträgen. Für ihn war klar, die längst verjährten Angebote stammten in der Mehrzahl von unbeholfenen, frustrierten und einsamen Frauen. Womöglich waren einige Furien unter ihnen, die es sich zum Ziel gesetzt hatten, einen Mörder zu zähmen. Sicher auch welche, die bei dem Gedanken, mit einem solchen im Bett zu liegen erst richtig heiß wurden. Inges Briefe waren in allen Belangen anders, es wert, ihr zu antworten. Also beantwortete er ihren letzten Brief, nicht nur diesen, sondern auch die der vier Fans aus den vergangenen Jahren. Der Unterschied lag darin, dass sein Brief an Inge deutlich länger, direkter und offener verfasst worden war.

Beim Schreiben der Zeilen an Inge befand sich Achim in einem Stadium, in dem er als ein Mensch hätte bezeichnet werden können, der unbedingt einen dicken Schlussstrich unter seine Vergangenheit ziehen wollte. Vielleicht handelte es sich dabei nur um eine Momentaufnahme, doch wer war fähig einem anderen Menschen in den Kopf zu sehen. Achim war einerseits durch die Jahre in Haft geläutert, andererseits ebenso hasserfüllt. Deshalb behielt die Beute des Raubüberfalls in seinem Kopf die uneingeschränkte Oberhand. Mit ihr konnte er die Welt um dreihundertsechzig Grad verändern, stinkreich werden, bei Bedarf Staaten zerstören oder Bürger-

kriege anzetteln. Er hatte es nicht vor, doch so absurd es klingen mochte, mit dem Inhalt des überfallenen Geldtransporters besaß er die Macht dazu. Kein Geld der Welt konnte wertvoller sein, egal, um welche Beträge es sich handeln würde.

Liebend gern hätte Achim ein normales Leben geführt, auf Rache- oder Gerechtigkeitsgedanken verzichtet. Nach fünfzehn Jahren Haft, unabhängig in welchem Alter sie angetreten wurde, blieb trotz allen positiven Prognosen vom Leben nicht mehr viel übrig. Die verlorenen Jahre waren weg, niemand war in der Lage, sie einem in irgendeiner Form zu ersetzen. Achims Träume und Wünsche widersprachen den Realitäten, die ihn in Haft umgaben, später in Freiheit gefangen halten würden. Doch bis dahin mussten noch einige Monate vergehen, weswegen er den Brief an Inge in ehrlicher Absicht in den Postkasten warf. Nachdenklich war er durch den Gang des Gefängnistrakts geschlendert, misstrauisch wurde er von Mitgefangenen dabei beäugt, schließlich hatte keiner der Inhaftierten ihn je zuvor einen Umschlag in den Briefkasten einwerfen gesehen. Auf dem Weg zurück in seine Zelle stellte sich Achim immer wieder die gleiche Frage: »Habe ich mit dem Einwurf des Briefes einen Schritt nach vorne oder hinten getan?« Er konnte es nicht wissen, doch letztlich trafen beide Faktoren zu.

Zwei weitere Briefe waren daran schuld, dass Inge und Achim anfangen, täglich auf die Post des anderen zu warten. Ihre Briefwechsel erhielten einen Umfang, die sich mit jeder Woche zu steigern begann. In der ersten Woche ihrer Korrespondenz war es ein Brief, daraus wurden zwei, schließ-

lich hielten beide jeden Tag ein Kuvert in der Hand. Eine innige Brieffreundschaft hatte sich entwickelt, die von ihr mit einem Besuch im Knast untermauert worden war. Nach vier Begegnungen von jeweils einer halben Stunde innerhalb der Gefängnismauern konnten sich Inge und Achim nicht mehr ungestört unterhalten. Neben dem anwesenden Wachpersonal im Besucherraum wurden sie von keineswegs lästigen Schmetterlingen in ihrem Bauch an einer durchgehenden Unterhaltung gehindert. Ein Lächeln und Anhimmeln stellten sich nach ein paar gewechselten Sätzen ein. Ein Blick in die Augen, eine kurze Berührung der Fingerspitzen, die Freude bei der Begrüßung und die Sehnsucht beim Abschied gab den unbekümmert herumfliegenden bunten Faltern den Weg aus dem Bauch in ihre Herzen frei. Dann kam der Tag der Tage: Achim Walchen erhielt erneut Ausgang, diesmal ohne Begleitung, dafür mit der Auflage von Inge abgeholt werden zu müssen, schließlich wurde ihm sein erstes Wochenende in Freiheit genehmigt, fortan kein künftig beantragtes verwehrt. Zusätzlich erhielt die spät eingeleitete Resozialisierung Achim Walchens einen Aufschwung durch seine Verlegung in den Freigängertrakt.

Bereits an seinem ersten Freigängerwochenende wurde ersichtlich, wie die nachfolgenden ablaufen würden. Er war von Inge in der Haftanstalt Stuttgart-Stammheim abgeholt worden, schnurstracks ging es zu ihr nach Hause. Im Nachhinein war es für den Schwerverbrecher eines der schönsten Wochenenden, das er mit ihr verbracht hatte. Die gegenseitige Vorsicht, Neugier und Schüchternheit führten zu einer Lockerheit, welche in der Form danach nie wieder auftrat.

Durch die zuvor ausgetauschten Briefe war eine unerklärliche Bindung zwischen ihnen entstanden, die beide glauben ließ, sich seit Urzeiten zu kennen. Dementsprechend leger ging man miteinander um. Die Zeilen, die sich zugeschickt wurden, konnten durchaus ab einem gewissen Zeitpunkt als Liebesbriefe bezeichnet werden. Die Inhalte bezogen sich auf Sehnsüchte, Wünsche, Träume, drehten sich oft um das jeweilige Innenleben von einst und in der Gegenwart, bei denen Enttäuschungen und Glücksmomente im Vordergrund standen. Von Inge war Achim nie ein Schreiben zugeschickt worden, in dem sie ihn mit Fragen zu dem Raubüberfall oder zu seinen Motiven konfrontiert hätte. Der einzige Satz ihrerseits zu dem Thema gab ihm zu verstehen, bei Redebedarf wäre sie stets für ihn da.

Umgekehrt hatte auch Achim in Bezug auf Inges Vergangenheit nie Fragen gestellt. Von daher war es kein Wunder, dass er bei der erstmaligen Ankunft bei ihr zu Hause vorübergehend die Sprache verloren hatte. Er stand nämlich nicht wie erwartet vor einem gewöhnlichen Einfamilienhaus oder einer Doppelhaushälfte, stattdessen vor einer schicken Villa, die noch dazu in einem der nobelsten Wohnviertel der wunderschönen Stadt Heidelberg lag. Infolgedessen total überwältigt betrat er kommentarlos das Gebäude. Neid und Gier kamen bei Achim nicht auf, vielmehr so viele Fragen, die er nicht zu stellen fähig war. Er fand auch keinen Satz, der ihm angemessen erschien um seine Neugier zu stillen. Innerlich fragte er sich dennoch, ob er dabei war, seine Zelle gegen einen goldenen Käfig einzutauschen. Die Wochenenden von Freitag, ab fünfzehn Uhr, bis Sonntag nachmittags

reiheten sich aneinander. Drei am Stück, dann ein Wochenende im Gefängnis. So ging es immer fort, bis zu seiner Entlassung. Mittendrin wurde Achim bewusst, dass er sogar einen Hafturlaub bekommen hätte, wenn er schon viel früher imstande gewesen wäre, Kontakte nach draußen aufzubauen. Es entsprach der Wahrheit, was er Inge gebeichtet hatte, den Unterschied zwischen herzergreifender Zuneigung und wahrer inniger Liebe kannte er nicht, dennoch brach er den Briefkontakt zu den vier verbliebenen Fans nacheinander in den letzten acht Wochen seiner Haft ab. Also schon zu einem Zeitpunkt, in dem ihm Inges gesellschaftlicher Stand unbekannt war.

Die Wochenenden bei Inge während des Freigangs bedurften zunächst eine Phase der Gewöhnung. Nicht wegen ihr und der Umgebung, sondern aufgrund der Bewegungsfreiheit, die Achim plötzlich zur Verfügung stand. Sie war nicht in Vergessenheit geraten, aber trotzdem völlig neu. Ins Kino, zum Essen oder Spazieren gehen, wann man wollte, es waren Erfahrungen, die er erst begreifen und verdauen musste. Beides vollzog sich wesentlich schneller als in den Tagen vor fünfzehn Jahren, in denen er kapieren musste, in einem Loch von zehn Quadratmetern eingesperrt zu sein. Niemals hätte er damals gedacht, eine so lange Zeit hinter Gittern verbringen zu müssen. Stattdessen war er davon ausgegangen, in allerhöchstens sechsunddreißig Monaten wieder auf freiem Fuß zu sein. Seine Hoffnung wurde kurz nach seiner Verlegung nach Stuttgart-Stammheim wie seine Mutter begraben. Die ersten Tage in Inges Haus wurden beidseitig schüchtern und verlegen angegangen.

Die Zurückhaltung und Scham erhielten keine lange Überlebenschance. Das steigende und nicht zu bändigende gegenseitige Begehren gewann die Schlacht der Gefühle mühelos in Windeseile. Eine Blitzpartie beim Schach war im Vergleich dazu ein Spiel im Zeitlupentempo. Das Liebesverhältnis nahm mit jedem Wochenendausgang eine festere Bindung und innigere Züge an. Inge und Achim gingen händchenhaltend durch die Stadt, küssten sich auf der Straße und begannen über ihre Zukunftsvorstellungen zu reden. In den Gesprächen kamen ihre Ängste zur Sprache, auch ihre Ansprüche und Wünsche. Er hatte zum Beispiel Bedenken, bei ihr zu wohnen, fand, dafür sei es noch zu früh. Umgekehrt verschwieg sie ihm jedoch ihre seltsame Krankheit. Ihre Furcht deswegen von ihm verlassen zu werden, hatte womöglich den Ausschlag dazu gegeben. Komischerweise war sie seit dem ersten Brief an ihn von den Erinnerungslücken nicht heimgesucht worden, hatte es aus Liebe sogar geschafft, ihre Marotten während seiner Anwesenheit zu unterlassen. Die Umstände gaben Achim zu denken: Inges Zeilen standen zum Teil im krassen Widerspruch zu ihrer Person.

Manchmal kam es Achim vor, als ob er mit einer anderen Frau zusammen wäre, anstatt der, die ihm liebevolle Briefe in den Knast geschickt hatte. Es gab keine Hinweise auf die von ihr dargestellten negativen Gewohnheiten, ihre gesundheitlichen Probleme hatten sich seit ihrem ersten Aufeinandertreffen und Zusammensein offenbar in Luft aufgelöst. Er nahm erfreut zur Kenntnis, dass Inge ihm ihre positive körperliche und geistige Verfassung in die Schuhe schob, doch

Restzweifel blieben bestehen. Sie begannen sich irgendwo in seinem Hinterkopf zu verstecken, nachdem sich ihm Inges beschriebenes Umfeld als zutreffend erwiesen hatte.

Gemeinsam verbrachten sie nach der Ankunft am Freitag die Zeit bis Sonntag in ihrem Haus in Heidelberg. Hin und wieder gingen sie spazieren, fuhren an einigen Samstagen in die Stadt zum Essen, abgesehen von zwei Kinobesuchen unternahmten sie ansonsten wenig. Meistens lagen sie länger im Bett, sahen viel fern, tauschten sich aus, ohne tiefgreifend zu werden. Dennoch kam man sich näher, lernte sich noch besser kennen, irgendwie wuchs man langsam zusammen. Die Wochenenden liefen gefühlt an beiden komplett vorbei, viel zu schnell kam der Sonntag, damit verbunden war die Rückkehr in die Haftanstalt. Die Wochen rannen dahin, mit jedem Monat rückte Achims Entlassung näher. Die vorletzte Nacht in Haft wurde zu einer schlaflosen Qual, die letzten vierundzwanzig Stunden fühlten sich zeitmäßig wie die fünfzehn Jahre an, die hinter ihm lagen.

Zurück ins Leben

Ja, bis auf ein Wochenende hatten sich Inge und Achim an jedem anderen in den vergangenen fünf Monaten gesehen. Trotzdem rannte sie ihm mit Freudentränen lächelnd entgegen als er die Anstalt für immer verließ. Zumindest handelte es sich dabei um ein Ansinnen seinerseits. Sie fiel ihm um den Hals, küsste ihm die Wangen ab, gab ihm schließlich einen Kuss auf die Lippen, mit dem sie ihn in der Freiheit willkommen hieß. Anschließend ergriff sie seine freie Hand, in der anderen trug er eine prall gefüllte Reisetasche, die er von ihr geschenkt bekommen hatte, zog ihn mit zu ihrem Wagen. Das Gepäck landete auf dem Rücksitz, es folgte die Trennung, in dem sie hinter dem Steuer Platz nahm, darauf wartete, bis er eingestiegen und auf dem Beifahrersitz saß. Wie Inge lächelte auch der Himmel: Die Sonne schien, es war angenehm warm, was Achim mit einem Knopfdruck das Fenster eine Handfläche breit herunterfahren ließ. Sie folgte seinem Beispiel, fuhr los, der Fahrtwind begann mit ihren Locken zu spielen. Während der eineinhalbstündigen Autobahnfahrt von Stuttgart nach Heidelberg, in der Nähe von Heilbronn, fragte Achim beiläufig: »Müssen wir sofort nach Hause fahren?«

»Habe ich nicht vor«, erwiderte Inge, sah strahlend wie die Sonne zu ihm herüber.

»Ach, wohin geht es?«

»Wir übernachten in Heilbronn, bleiben zwei Tage, feiern ausgiebig deine Entlassung, danach geht es heim. Einverstanden?«

»Absolut. Vielen Dank«, zeigte sich Achim angetan von Inges Einfühlungsvermögen. Auf gewisse Weise befand er sich in einer Situation, die zwischenmenschlich als schwierig bezeichnet werden musste. Inge gab ihm etliche Rätsel auf, sie besaß mehrere Gesichter. Eines konnte er ihren Zeilen zuordnen, das andere ihrem tatsächlichen Auftreten. Das Dritte konnte er in keine Schublade stecken, es war voller Fragezeichen. Selbstverständlich war er ihr außerordentlich dankbar, immerhin hatte er vor allem ihr den Status des Freigängers in den letzten Monaten seiner Haft zu verdanken. Ohne sie hätte er keinen Bezug zur Außenwelt gehabt, wäre bis zum letzten Tag der Inhaftierung in seiner Zelle gesessen. Natürlich war ihm auch von Gefängnisdirektor Hartmann geholfen worden. Von ihm hatte er den Ansporn und die notwendige Unterstützung erfahren. Nur lag es nach der gefestigten Brieffreundschaft nicht mehr in dessen Händen, wie Inge reagieren würde, falls Achim keine Zugeständnisse wie Ausgang und Freigängerwochenende bekommen hätte. Dem stand Achims Überzeugung gegenüber: Wer wie Inge über vierzehn Jahre trotz fehlender Reaktion nicht zu schreiben aufgegeben hatte, konnte sich durch Einschränkungen in den letzten sechs Haftmonaten nicht beirren lassen. Der entscheidende Punkt war, dass Inge ihm eine Perspektive bot, er ein Zuhause besaß. Hier erfuhren Achims Bedenken eine Fortsetzung: Warum tat sie es, weshalb kam sie auf ihn zu, wieso schritt sie ihm in allen Belangen entgegen? Er schämte sich einerseits für seine unausgesprochenen Zweifel, fragte sich, ob er in allem und jedem Gespenster sah. Inge bot ihm alles, was er für einen Neuanfang benötigte. Sie tat es frei-

willig, äußerlich betrachtet zudem mit Freude und gern. Auch dieser Umstand warf eine Frage auf: Gab es auf dieser Welt tatsächlich noch Menschen, die fünfzehn Jahre ein Ziel verfolgen konnten, welches aus einem Zusammenleben mit einem "Ex-Knacki" bestehen sollte? Die zwiespältigen Gedanken verfolgten Achim bis an die äußere Grenze der Innenstadt von Heilbronn. Erst als Inge einen Parkplatz gefunden hatte, um vor dem Check-In ins Hotel mit ihm einen Einkaufsbummel zu unternehmen, erhielten seine Sinne eine Aufenthaltsbescheinigung in der Realität. Es war die geistige Abwesenheit, die Achim einen lebendigen Geist übersehen ließ. Er hatte nicht wahrgenommen, dass er und Inge seit der Abfahrt in Stuttgart von einem Wagen verfolgt worden waren, sie nachfolgend auch in Geschäften für Herrenmode beschattet wurden. Achims Garderobe hatte zwar ab seinem ersten Freigängerwochenende durch Inge einen sichtbaren Aufschwung erlebt, fast schon eine Art Kulturwende hinnehmen müssen, allerdings schienen ihr die Habseligkeiten in seinem Teil des Kleiderschranks immer noch zu wenig zu sein. Ohne Murren machte Achim die Tour mit, im Glauben, den Einkauf selbst bezahlen zu dürfen. Er war dazu in der Lage, obwohl ihm nur in einem Drittel seiner Haftzeit eine Tätigkeit im Knast zugewiesen wurde. In unregelmäßigen Abständen arbeitete er in der Wäscherei oder in der Küche, wodurch er sich beim monatlichen Einkauf dies und das mehr leisten konnte. Zwei Drittel seines Verdienstes, der unter einem Euro lag, wanderten in die Spalte des Betrages, der bei der Entlassung eine Hilfe für die ersten Schritte in Freiheit darstellen sollte. Den Rest der Zeit bewältigte er seine

Einkäufe durch Sozialhilfe, auf die in der Regel fast jeder Häftling einen Anspruch hatte. Achims Stolz erhielt bei der Wanderung durch verschiedene Boutiquen keinen Dämpfer, bereitwillig gab er Inges Kreditkarte den Vorzug. Nicht allein wegen der überschaubaren Summe, die ihm zur Verfügung stand, sondern aufgrund ihrer Hartnäckigkeit. Sie bestand rigoros darauf ihn einzukleiden, betonte immerzu, er könnte sich auf andere Weise irgendwann revanchieren. Die kleinen Diskussionen sorgten letztlich dafür, dass der stets anwesende Geist in ihrem Rücken unentdeckt blieb. Auch der Bummel beinhaltete einen sonderbaren Ablauf, den sich Achim nicht zu seiner Zufriedenheit erklären konnte. Inge und er hatten während der Shopping-Tour Spaß, verstanden sich blendend, kamen rundum mit unfreundlichen Verkäuferinnen, Wartezeiten, besetzten Umkleidekabinen oder anderen Hindernissen beschwerdefrei klar. Die unter ihnen bestehende Harmonie schien unzerstörbar, mehr noch, sie enthielt ein Hormon, welches sich bei seiner Entfaltung nicht bremsen lassen wollte.

Achim Walchen war frei. An einem frühen Dienstagvormittag hatte er das Gefängnis verlassen. Wie zu seinen Freigängerzeiten betrat er Inges Haus, seine neue Heimat, an einem späten Freitagnachmittag. Die Tage in Heilbronn waren wunderschön gewesen, die Ankunft in Heidelberg, in Inges Domizil, wirkte auf den Ex-Häftling keineswegs wie ein Schritt in ein neues Leben. Beim Überqueren der Haustürschwelle kam er sich stattdessen wie ein Raumfahrer vor, dem zum ersten Mal in seinem Leben ein Weltraumspaziergang bevorstand. Die gemischten Gefühle in diesem Mo-

ment wühlten ihn auf. Betrat er eine Zukunft, die ihn erfüllen würde, in der er seinen Hass vergessen könnte? Niemals! Inge war Achim mit zwei Einkaufstüten ins Haus vorausgegangen, er hatte die Reisetasche und weitere Einkäufe im Flur abgestellt, war auf Inges Wunsch zum Wagen zurückgeeilt, um das Fahrzeug leer zu räumen und abzuschließen.

Inges Haus lag am Stadtrand, in einer Straße, die links und rechts von zehn Gebäuden flankiert und an ihrem Ende zu einer Sackgasse wurde. Die Einfamilienhäuser waren modern und Leuten vorbehalten, die ein monströses Einkommen hatten oder ein fettes finanzielles Polster besaßen. Wer hier wohnte, hatte kaum Geldsorgen. Deshalb war es für die Bewohner der kleinen Siedlung Pflicht, den Lebensstandard und das Niveau dem Umfeld anzupassen. Für den geläuterten Achim konnte der Kontrast zwischen dem Lebensstil vor Ort und dem im Knast nicht größer sein. Erneut an der Haustür stehend erteilte ihn ein Ruf, einer den er aus dem Knast kannte. »Walchen!«

Achim blieb wie angewurzelt stehen, die Stimme kam ihm sofort bekannt vor. Erneut hörte er seinen Namen schreien, legte die restlichen Tüten ab, drehte sich um. Seine Augen blickten den Geist an, von dem er in den vergangenen drei Tagen nichts bemerkt hatte. Er kniff die Augen zusammen, um keiner Sinnestäuschung erlegen zu sein, schlenderte die Meter vom Hauseingang zurück zum vor dem Grundstück liegenden Bürgersteig. Vor dem Zaun, der Inges und sein Privatleben vor der Außenwelt trennte, kam er zum Stehen, blickte das Gespenst an, sagte: »Ich weißt nicht genau warum, aber Sie noch einmal zu sehen, habe ich erwartet.«

»Spricht für Ihre Intelligenz, die ich Ihnen einst abgesprochen hatte.«

»Wo ist Ihr Kollege?«

»Dort, wo wir alle früher oder später landen werden. Nach Ihrer Verurteilung wurde er versetzt, wodurch sich unsere Wege getrennt haben. Ein paar Jahre danach, es war vor ungefähr zehn Jahren, ist er gestorben. Lungenkrebs. Hat mich ehrlich gesagt bei seinem Nikotinkonsum nicht gewundert. Wie geht es Ihnen?«

Auf Achims Stirn bildeten sich Falten. »Was wollen Sie? Ihr Erscheinen hat nichts mit einem Anstandsbesuch zu tun, oder?«

»Natürlich nicht.«

»Womit dann? Ich habe meine Zeit abgessen!«

»Sie müssen nicht laut und feindselig werden. Ich bin seit einem Jahr im Genuss einer armseligen Pension. Wir sollten uns treffen, so bald wie möglich, so diskret wie machbar«, sagte der ehemalige BKA-Beamte, zog eine Visitenkarte hervor, reichte sie an Achim, fügte hinzu: »Auch Ihre Lebensgefährtin muss von einer Unterredung nichts erfahren, falls Sie zu einer solchen bereit wären.«

Walchen betrachtete die Karte in seiner Hand, hob den Kopf, sah in die Augen des ein paar Zentimeter größer gewachsenen Mannes. Für einen Augenblick holten ihn die düsteren Tage seiner kriminellen Vergangenheit ein, was zufolge hatte, nicht widersprechen zu können. Achim war sich nicht hundertprozentig sicher, aber er ahnte, weshalb der ehemalige BKA-Beamte namens Udo Kring vor ihm stand. »Okay, ich rufe Sie an.«

»Ihretwegen so schnell wie möglich«, erwiderte der einstige Hauptkommissar schroff, sagte ergänzend: »Nicht erst nächste Woche oder später, sondern innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden. Wenn Sie es unterlassen, sind Sie bald ein toter Mann.«

»Soll das eine Drohung sein?«, fragte Achim.

»Nein«, entgegnete Kring gelassen. »Es ist eine Warnung, was Ihnen wahrscheinlich bewusst ist. Wenn Sie tatsächlich über die Portion Gehirn verfügen, die ich Ihnen zutraue, haben Sie mich verstanden. Rufen Sie an, schnell, oder lassen Sie es bleiben. Im letzteren Fall sehen wir uns nie wieder, ich werde auch nicht zu Ihrer Beerdigung kommen, falls es eine solche geben wird. Ich denke eher nicht. Ihre Leiche wird vermutlich unauffindbar irgendwo verrotten. Ich bleibe bis Sonntag, danach können Sie ein Treffen vergessen.«

Bevor Achim etwas sagen konnte, wandte sich der ehemalige BKA-Beamte von ihm ab und schritt davon. Er war keine zwei Sekunden hinter der Rechtskurve zu dem Nobelviertel verschwunden, da spürte der Ex-Häftling, den das Gefühl des eingesperrtseins wieder eingeholt hatte, Inges Arme auf seinen Schultern. »Wer war das?«

»Keine Ahnung, hat mich nach einem Straßen- und Familiennamen gefragt. Kennst du ihn?«

Inge ließ Achim los, drehte ihn zu sich. »Nur insofern, dass ich mit Garantie sagen kann, es war keiner meiner spießigen Nachbarn. Nach welchen Namen hat er gefragt?«

Kurzerhand war Improvisation gefragt. Im Rücken Inges lief genau in diesem Moment ihr Kater aus der Wohnungstür, den Achim nicht leiden konnte. Seine Antwort fiel dem-

entsprechend spontan aus: »Er erkundigte sich nach einer Familie namens Fell, einem Weg oder Straße, die Moritz heißen soll. Kannst du mit den Namen etwas anfangen?«, versuchte Achim die Konzentration Inges zu beeinflussen.

»In diesem Viertel gibt es niemanden, der Fell heißt, ob es einen Moritzweg oder eine gleichlautende Straße gibt, kann ich nicht sagen. Jedenfalls nie von ihr gehört.«

Die Antwort brachte Achim zum Grübeln. Der erfundene Familienname Fell war nicht der Anlass, stattdessen die Bezeichnung eines gesuchten Weges oder einer Straße. Inge war laut ihren schriftlichen Aussagen in Heidelberg geboren, hätte somit wissen können, wenn auch eben nicht zwingend, dass ein Weg oder eine Straße mit dem Namen in der Stadt nicht existierte. "Moritz" hieß ihr Kater, der einen bestialisch kratzenden Charakter besaß. Das Stadtmagazin von Heidelberg und Umgebung hieß zufälligerweise ebenfalls "Moritz", aber ihr Kater trug seinen Namen nicht deswegen, was erneut irgendwie einen Widerspruch darlegte. Achim war trotz der Freigängerwochenenden fremd in der Stadt, doch Inge kam ihm vor, noch weniger Bezug zu ihrer Geburtsstadt zu besitzen als er, der Neuankömmling. Der Grat zwischen Dankbarkeit, Unsicherheit, nicht beantworteten und neuen Fragen, er wurde zusehends, noch dazu innerhalb von wenigen Stunden, breiter, tiefer, unangenehmer. Über ihn zu sprechen, verbot sich von allein.

Ω

Udo Kring innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden zu treffen, erschien Achim nahezu unmöglich. Wie sollte er Inges Klauen auf sanfte, verständliche Weise entkommen? Wie der Drecks kater "Moritz" um das Haus, schlängelte sie fast pausenlos um ihn herum, ohne dabei aufdringlich zu werden. Anders gesagt: Achim fühlte sich von Inge beobachtet, seltsamerweise anders, als an den Freigängerwochenenden. Damals lagen sie selbst am Tag stundenlang nackt im Bett oder saßen in Kuschelstellung auf dem Sofa und sahen fern.

Den Unterschied zu einst erkannte Achim bereits am Samstag, bekam ihn beim Frühstück von Inge zu hören, dazu ein weich gekochtes Ei serviert: »Wir hatten trotz deiner Haft eine wunderschöne Zeit in den letzten Monaten«, begann sie zu reden, nachdem sie auf die Eckbank gesunken war. »Wir haben herrliche Tage in Heidelberg verbracht, wissen beide, dass es diesmal keine Trennung durch höhere Gewalt geben wird. Morgen muss ich dich nicht zurück in die Anstalt fahren, du bist frei, wir sind endlich frei und untrennbar zusammen.«

»Ich glaube, ich kann dir nicht folgen. Was willst du mir damit sagen?«, befürchtete Achim irgendetwas, was ihm bisher verheimlicht worden war.

Inge lächelte ihn an. »Eigentlich nur folgendes: An jedem deiner Freigängerwochenenden habe ich mich ausschließlich nur dir gewidmet. Der Haushalt blieb liegen, Termine wurden abgesagt oder vor sich hergeschoben, gewisse Pflichten erfuhren eine leichtfertige Vernachlässigung. Wir müssen deine Freiheit womöglich erst begreifen, damit uns

unserem künftigen Alltag stellen. Ich rede, ohne etwas zu sagen, entschuldige bitte. Noch einmal, diesmal im Klartext: Wir sind zusammen, müssen allerdings auch unsere eigenen Wege gehen.«

»Inge!«, fiel Achim ihr ins Wort. »Bitte, komm zum Punkt, mach einfache Sachen nicht komplizierter als sie in Wirklichkeit sind.« Er drückte ihre Hand, köpfte anschließend das drei Minuten Ei.

»Okay, zwei Beispiele: Meine wenigen Freunde, ich habe sie oft vor den Kopf gestoßen, damit wir an deinen Freigängerwochenenden zusammen sein konnten. Gewohnte Abläufe, dazu gehörte unter anderem jeden zweiten Samstag der Gang ins Nagelstudio, fielen aus. Ich sehne mich nach der Normalität in meinem Leben zurück.«

Achim nickte verstehend, obwohl er immer noch nicht kapiert hatte, worauf Inge schlussendlich hinauswollte. »Wir sind ein Paar geworden, es bedeutet nicht, dass du mein Eigentum oder meine Gefangene bist. Du kannst tun und lassen, was immer du möchtest, wann du willst, außer unsere Beziehung schädigen. Also, erneut: Was liegt an?«

»Als erstes muss der Rasen gemäht werden, ich sollte mich um den Berg an Wäsche kümmern. Außerdem werde ich heute Abend ins Theater gehen, leider habe ich nur eine Eintrittskarte geschenkt bekommen.«

Achim fing zu lachen an, täuschte vor, einen Lachanfall unterdrücken zu müssen, schüttelte gespielt ungläubig den Kopf, legte schließlich seine Hände auf Inges schmale Schultern. »Liebes, ich hasse Theater. Selbstverständlich kannst du gehen oder traust du mir nicht zu allein sein zu können?«

»Doch, natürlich. Aber da wäre noch das Vorgeplänkel vor der Vorstellung, das Bankett hinterher, es war unmöglich, die Einladung abzulehnen.«

Inge konnte nicht ahnen, dass sie Achim soeben den Freiraum zukommen ließ, den er benötigte, um Udo Kring zu treffen. Die Sorge, wie er sich ansonsten glaubwürdig hätte loseisen können, war somit von ihm gewichen. Deswegen ersparte er sich jegliche Gedanken zu ihrem offenbar kurzfristig angesetzten Theaterbesuch. Auch nahm er davon Abstand sich zu fragen, warum Inge ihn nicht bereits während der Tage in Heilbronn von ihren Samstagsplänen unterrichtet hatte. Eine halbe Stunde später erfuhr Achims Leben in Freiheit eine Wende, die irgendwann so oder so eingetreten wäre. Es kehrte ein Alltag ein, der Inges scheinbar tiefe und seine gespaltenen Gefühle nicht verändern konnte. Jedenfalls fand sich Achim mit einem Rasenmäher im Garten wieder, während Inge im Keller über die Wäsche herfiel.

Um sechzehn Uhr verließ Inge das Haus, nachdem sie sich vorher von einer umtriebigen Hausfrau in eine Schönheitskönigin verwandelt hatte. Achim hatte sie zum Auto begleitet, sie dort wie ein verliebter Gärtner verabschiedet, danach begab er sich zurück ins Haus. Es war seltsam, aber als die Tür hinter ihm ins Schloss gefallen war, fühlte er sich zum ersten Mal seit über fünfzehn Jahren richtig frei. Anschließend rief er Udo Kring an, vereinbarte einen Treffpunkt, saß ihm um neunzehn Uhr in einem sehr gut besuchten Biergarten gegenüber.

Ω

Udo Kring, ehemals BKA-Hauptkommissar, mittlerweile Pensionär, hatte Achim Walchen in die Innenstadt beordert, war ihm einige Minuten auf der Hauptstraße gefolgt, die zu den längsten Fußgängerzonen Europas zählte. Wie aus dem nichts stand er plötzlich neben ihm und zog ihn mit zum Ufer des Neckars. Unauffällig schritten sie die Promenade entlang, bis sie an ihrem Zielort angekommen waren. Der Spaziergang war schweigend verlaufen, allerdings hatte Achim bemerkt, dass der ehemalige Beamte nach etwas oder jemandem ständig Ausschau hielt.

Als ihnen die bestellten Getränke von einer Bedienung im Stressfaktor hingeknallt worden waren, ergriff Achim vorwurfsvoll das Wort: »Was soll das Theater? Weshalb benehmen Sie sich wie ein Doppelagent und führen eine Show auf, die mich nicht beeindrucken kann?«

»Ihre Fragen sind dämlich, geschieht es bewusst?«

»Womit wir wieder einmal beim Umfang meiner Intelligenz gelandet wären. Was wollen Sie?«, fragte Achim, sah sich um. Er und sein Gesprächspartner saßen im Schatten eines Kastanienbaums, hinter dem die Sonne sich langsam anschickte, diesem Erdteil ihre wärmenden Strahlen für einige Stunden vorzuenthalten. Die Stühle, die sie eingenommen hatten, befanden sich am Ende einer Reihe von Tischen, weswegen sie ungestört reden konnten.

»Machen Sie mir bitte nichts vor. Sie wissen, dass Sie seit Ihrer Entlassung in Lebensgefahr schweben, ebenso, warum Sie überhaupt noch am Leben sind. Letzteres dürfte auch der Grund sein, weshalb sie den Knast unbeschadet verlassen

konnten. Ich will Ihnen helfen, nicht unbedingt Ihretwegen, sondern aus persönlichen Motiven. Allerdings muss ich zugeben, dass ich meinen Ansporn nur Ihrer Person zu verdanken habe. Deshalb biete ich Ihnen eine Kooperation an, obwohl Sie mir eine solche einst versagt haben.«

»Habe ich nicht«, widersprach Achim.

»Stimmt, zumindest zum Teil. Ich kann mich noch ganz genau erinnern. Sie sagten wortwörtlich: *Finden Sie es heraus oder machen mit dem Oberstaatsanwalt gemeinsame Sache. Von mir erfahren Sie nur, dass der Inhalt des Geldtransportes mehr an Wert besaß, als unvorstellbare Zahlen Nullen haben.* Genau das waren Ihre Worte. Diese Aussage gab mir aufgrund verschiedener Umstände sowohl gleich als auch in der Folge zu denken.«

Der Ex-Häftling legte sein Misstrauen vorübergehend ab. »Sie sprechen vermutlich den Umstand an, den ich mir irgendwann zusammengereimt habe. Ich kam nämlich an irgendeinem Tag zu dem Schluss, dass Sie Ihren Vorgesetzten eine Aussage vorenthielten, die sich auf meine Sätze über den Abtransport der Beute bezogen. Mitten in meiner Haftzeit wurde mir klar, dass niemand außer Ihnen wusste, wer das Diebesgut an einen unbekanntem Ort verfrachtet hatte. Wieso haben Sie dieses Wissen nie weitergegeben?«

»Ich hatte meine Gründe, einer davon waren Sie.«

Achim schüttelte den Kopf. »Lassen Sie das Versteckspiel, legen Sie Ihre Karten auf den Tisch. Ihnen zu glauben, Sie wären um meine Gesundheit besorgt, fällt mir ehrlich gesagt mehr als schwer. Stattdessen nehme ich an, dass Sie meine Hilfe mehr brauchen als ich die Ihre.«

Udo Kring genehmigte sich einen Schluck seines "Radlers", lehnte sich zurück, verschränkte die Arme auf im Vergleich zu damals seinem angeschwollenen Bauch. »Sie spielen mit dem Feuer«, sprach er eine Warnung aus.

»Versuchen wir uns anzunähern«, schlug Achim vor. »Die Tatsache, dass die Beute in mein Fluchtauto verladen wurde, ich des Diebesguts habhaft war, haben Sie für sich behalten. Weshalb?«

»Ein Grund blieb die stets offene Frage, warum ausgerechnet dieser Geldtransporter von Ihnen überfallen wurde. Ein weiterer Ihre Behauptung, dass sich in dem Transporter kein Geld befunden hatte. Einleuchtend erschien mir Ihrerseits auch das Argument, weshalb sechs Männer wegen eines letztlich pro Kopf lächerlichen Betrages ein solches Risiko eingehen und Tote in Kauf nehmen sollten. Diese und andere Details hätten sicher ohne ein Dienstvergehen meinerseits keine Berücksichtigung gefunden, wenn meine Ermittlungen nicht andauernd behindert und torpediert worden wären. Umgekehrt wurde mir eines Tages bewusst, dass man zwar Sie als den Drahtzieher vermutete, sich jedoch darüber uneinig war. Die Konsequenz bestand in einer lebenslangen Haft, man wollte Sie loswerden, mundtot wissen. Immerhin bestand ja noch die reelle Möglichkeit, dass einer Ihrer Komplizen wissen könnte, wo sich die Beute befinden würde.«

»Sie wussten es besser, haben geschwiegen, nur wegen der Behinderung Ihrer Ermittlungen?«, brachte Achim feststellend und fragend hervor. Bevor der Rentner etwas sagen konnte, fügte er hinzu: »Fällt erneut schwer, es zu glauben.«

»Ich habe mir damals und fortwährend bis zu meiner Pensionierung den Ablauf des Raubüberfalls durch den Kopf gehen lassen. Es wurde einfacher, nachdem wir Ihre Komplizen einen nach dem anderen festnehmen beziehungsweise stellen konnten.« Achim wollte Udo unterbrechen, aber der ließ es nicht zu. »Auf Ihre Mittäter komme ich nebenbei zurück, lassen Sie mich die Geschichte zu Ende erzählen. Mit jeder Festnahme sah ich nämlich klarer. Ihr Beifahrer wurde im Jahr des Überfalls geschnappt. Er bekam zwölf Jahre, ist wegen guter Führung, den übersichtlichen Vorstrafen, der Zusammenarbeit mit uns nach acht entlassen worden. Von ihm bekamen wir die Namen der anderen Teilnehmer genannt. Wo er heute steckt, keine Ahnung. Ein paar Jahre nach dem Überfall konnten zwei der vier Flüchtigen gefasst werden, sie hatten sich unter falschen Identitäten ein neues Leben aufzubauen versucht, waren inzwischen verheiratet und Väter. Sie ergaben sich ohne Widerstand, gaben alles zu, versicherten glaubhaft, nicht geschossen und den Sprengstoff angebracht zu haben. Ihre Verhaftung erfolgte im fünften Jahr nach dem Überfall. Aufgrund der Geständnisse, des bis dahin erreichten sozialen Umfelds erhielten beide zehn Jahre, trotz Kooperation allerdings ohne die Möglichkeit einer zwei Drittel Strafe. Ihre Vorstrafen ließen ein weiteres Entgegenkommen der Staatsanwaltschaft nicht zu. Vor rund sieben Jahren, also etwa im achten Jahr Ihrer Haft, wurden die letzten Mitglieder Ihrer Räuberbande gestellt. Es kam zu einem Schusswechsel, beiden kostete es das Leben.«

»Nicht schade um die Zwei«, zeigte Achim keine Trauer.

»Nun, all das geschah noch während meiner aktiven Laufbahn, wodurch ich immer wieder mit dem Überfall und den dazugehörigen offenen Fragen konfrontiert wurde. Ihre drei festgenommenen Spießgesellen waren wie gesagt kooperativ, mitunter zu gesprächig. Dabei stellte sich heraus, dass keiner der fünf Komplizen wusste, warum ausgerechnet besagter Geldtransporter ausgeraubt werden sollte. Die Erschossenen konnten die Aussagen der drei inhaftierten zwar nicht bestätigen, nur warum hätten sie noch lügen sollen.«

Achim Walchen zwang sich zu einem Lächeln. Er ahnte, was er gleich zu hören bekommen würde, fragte trotzdem unaufgeregt: »Die Unwissenheit der Männer brachte Sie auf eine Idee, oder?«

»Nein, Walchen! Sie hat mir die Augen geöffnet. Logischerweise bin ich die Lebensläufe aller am Überfall Beteiligten gründlich durchgegangen. Nur Sie weisen einen Bezug zu Berlin auf. Sie sind dort geboren, Ihre Mutter ebenso, wobei sie bis zu ihrem Tod in der Stadt gelebt und gearbeitet hat. Was meine Recherchen diesbezüglich ergaben, ist Ihnen bewusst, muss ich fortfahren?«

»Nicht unbedingt, außer Sie können es nicht sein lassen.«

»Sie hatten nicht fünf Komplizen, sondern sechs. Der siebte Teilnehmer des Raubüberfalls war jedoch nicht am Beutezug beteiligt, sondern saß in Berlin. Von ihm erhielten Sie die Informationen zum Inhalt des Geldtransporters, erfuhren alle Daten zur Strecke, zur Abfahrt- und geplanter Ankunftszeit in Köln. Wollen Sie mir widersprechen?«

»Wieso sollte ich? Bisher stimmt alles«, entgegnete Achim seelenruhig.

»Ihre Ruhe ist beneidenswert, Ihre Sorglosigkeit unangebracht«, sagte Udo Kring mit einem Ton, aus dem doch eine Besorgnis herauszuhören war.

»Sie sind in Pension, was kümmert es Sie, wie es mir ergeht, was und ob überhaupt etwas mit der Beute passiert?«

»Sie sind wirklich intelligent, einerseits sogar bewundernswert. Ihre Klugheit lässt sich am Ablauf des Raubüberfalls erkennen, wenn man Ihnen abkaufen könnte, dass es keinen Toten und Verletzten hätte geben sollen. Merkwürdigerweise kaufe ich es Ihnen ab, habe ich schon immer getan. Dennoch wundere ich mich über Ihre Einfältigkeit. Ihre Sturheit und Geduld haben Sie nachdrücklich bewiesen, das Versteck der Beute geben Sie nach wie vor nicht preis. Ihre Komplizen wurden von Ihnen niemals verraten, in beiden Fällen haben Sie absichtlich auf viele Jahre ihres Lebens in Freiheit verzichtet. War es das wert?«

»Sie fangen an um den heißen Brei herumzureden, was wollen Sie?«, fragte Achim stockernst.

»Wissen Sie eigentlich, warum Sie noch am Leben sind?«

Walchen nickte leicht mit dem Kopf. »Ich denke schon.«

»Dürfte ich Ihre Version dazu erfahren?«

»Zuerst ließ man mich in Ruhe, da gewisse Leute davon überzeugt waren, ich würde eines Tages dem Angebot der Freiheit oder Strafzeitmilderung nicht widerstehen können, das Versteck der Beute deshalb verraten. Zudem wusste niemand, ob ich den Ort überhaupt kenne, an dem sich das Diebesgut befindet. Vor ein paar Jahren konnte ich es nur annehmen, jetzt, wo ich weiß, dass meine Komplizen gefasst wurden oder tot sind, bin ich mir ziemlich sicher: Es stellte

sich heraus, dass nur ich weiß, wo die Beute ist. Zugleich war es offensichtlich geworden, dass ich niemals umkippen und das Versteck preisgeben würde. Insofern befand ich mich in Sicherheit, im Gefängnis konnte ich niemandem gefährlich werden.«

»Jetzt schon«, warf Udo ein.

»Wissen Sie, zu einer Gefahr wurde ich mit meinem ersten Freigang. Jederzeit hätte ich mich um das Diebesgut kümmern, mit ihm sonst was anstellen können. Ich habe nichts dergleichen unternommen, bin wahrscheinlich genau aufgrund dessen noch am Leben. Die gestohlene Fracht überwiegt sämtliche Interessen, steht im Wert nach Ansicht mancher Leute weit über dem meines und Ihres Lebens, sogar über dem Dasein ganzer Zivilisationen. Längst hätte man mich gekillt, wenn mich nicht die Gier nach der Beute beschützt hätte. Sie eröffnet ihrem Besitzer eine Dominanz, von der niemand zu träumen wagt.«

»Ein interessanter Aspekt, über den ich zugegebenermaßen in dieser Weise bisher nicht nachgedacht hatte. Dennoch ein Kontra: Wenn keiner der neidischen oder gierigen Menschen an das Diebesgut herankommen kann, liegt es doch auf der Hand, dass Ihre Lebenszeit begrenzt bleibt. Wenn Ihre Konkurrenz die Beute für sich nicht nutzen kann, wird sie es nicht zulassen, dass ein Mann namens Achim Walchen aus ihr Profit schlägt.«

Achim wog den Kopf hin und her, trank sein Glas leer, bestellte mit Gesten zwei frische Getränke. »Sicher nicht. Aber an erster Stelle steht eben die Gier, erst an zweiter der Verzicht. So lange es eine Chance gibt über mich an die Beute zu

gelangen, befinde ich mich in Sicherheit. Kommen diesbezüglich Zweifel auf, bin ich ein toter Mann, außer es bestehen Bedenken.«

Udo Kring drehte sich kurz um, nahm wahr, dass etliche Meter hinter seinem Rücken eine Band ihr Equipment aufzubauen begann. »Von welchen Bedenken sprechen Sie?«, fragte er, nachdem er den Ex-Häftling wieder in sein doppelläufiges Gesichtsvisionär genommen hatte.

»Keine Menschenseele weiß oder kann sich sicher sein, was für Folgen mein Tod verursachen könnte. Wird die gestohlene Fracht den Medien zugespielt, der Gerichtsbarkeit der EU zugestellt, womöglich in Abschnitten im Internet veröffentlicht und so weiter und so weiter. Das ist der eine Punkt, der andere: Man könnte mich entführen, durch Folter versuchen den Standort der Beute in Erfahrung zu bringen. Haben Sie sich schon mal gefragt, weshalb genau das nicht während der Haft schon passiert ist, warum es nach wie vor nicht geschieht?«

Der Pensionär lächelte, obwohl es der Frage und Situation nicht angemessen war. »Die Neider beäugen sich gegenseitig. Keine Seite könnte untätig bleiben, wenn eine andere zuschlägt.«

Achim gab andeutungsweise seinem Gegenüber einen kurzen Applaus. »Sie haben es erfasst. Ich habe es eben nicht mit der Mafia, einem Drogenkartell, Oligarchen oder Diktatoren zu tun, sondern mit Leuten und Institutionen, die diesem Land, unserem Staat, die Treue geschworen haben, einen Eid für das Volk und Vaterland abgelegt hatten. In diesem Geflecht aus Mitte, Rechts und Links, den übergeordne-

ten Wesenszügen aus Egoismus, Selbstdarstellung, Karriere-sucht, gibt es immer noch einige Menschen, die ihr Versprechen einzuhalten versuchen. Solche Akteure dienen in ehrlicher Weise dem Staat und seinen Bürgern. Sie halten die Augen offen, zögern nicht, schwafeln kein sinnloses Zeug, sondern handeln. Dadurch beschützen sie, ohne es zu wissen, im Moment mein Leben, denn sie haben jene im Blick, die es darauf mit oder ohne Beute zum Schluss abgesehen haben. Sie haben mir trotz allem immer noch nicht gesagt, was Sie von mir wollen?«, beendete Achim seinen Monolog.

»Was Sie in ihrem Leben an Straftaten begangen haben kann ich unmöglich gutheißen. Daran wird sich niemals etwas ändern, mit einer Differenz: Der perfekte, doch letztlich total missglückte Raubüberfall bei dem angeblich 1,2 Millionen Euro erbeutet wurden, hat in den Etagen über mir zeitweise eine Panik verursacht, die ich mir jahrelang nicht erklären konnte. Das Torpedieren und Behindern meiner Ermittlungen war ein Akt, den ich warum auch immer nicht übergehen wollte. Erst als ihre Komplizen gefasst worden waren, zu singen anfangen, sah ich einen Ansatz, in einer völlig anderen Richtung nachzuforschen. Ich habe keine Beweise für meine Annahmen gefunden, immerhin Hinweise, die mich stutzig gemacht hatten.«

»Wie sehen die aus?«, stellte Achim eine Zwischenfrage.

»So sehr ich mich gräme, schäme, es keinesfalls wahrhaben möchte, meine Recherchen ergaben Verdachtsmomente von Korruption, Unterwanderung unserer Rechtsstaatlichkeit, bis hin zum Landesverrat.«

»Und nun?«

»Auch dafür habe ich keine Beweise, allerdings eindeutig dahingehende Spuren: Durch Ihren siebten Komplizen kamen Sie bei dem Überfall des Geldtransporters in den Besitz von Akten, durch die belegt werden könnte, wer, wie, wann und wo ein falsches Spiel treibt. In Verbindung mit Ihrer kriminellen Energie verfügen Sie über Dossiers von was weiß ich wie vielen einflussreichen Menschen, die erpressbar wären. Liege ich damit richtig?«

Walchen zuckte mit den Schultern. »Sagen wir es so, nicht unbedingt falsch. Kommen Sie zum Punkt!«

»Der Raubüberfall, somit die erbeutete Fracht, die dadurch um mich herum entstandene Nervosität, lässt mich befürchten, dass einige über mir stehende Personen, die für die Bearbeitung Ihres Falles zuständig waren, über negative Einträge verfügen, die sich in Ihrem Besitz befinden.«

»Wenn es so wäre?«

»Sie müssen gestoppt, aufgehalten, durch eine gerechte Strafe zurechtgewiesen werden. Ich habe meine Jahre nicht dem Gesetz geopfert, um Unrecht zum Recht zu verhelfen. Obwohl ich mich wiederhole, Ihre Strafen nicht gutheißen zu können, die Staatsanwaltschaft wusste, dass Sie mit den Morden nur in einer Verbindung standen: Als Kopf und Organisator des Raubüberfalls. Somit war Herr Oberstaatsanwalt Dürer bekannt, dass in Ihrem Plan keine Toten und Verletzten vorgesehen waren. Hinzu kommt die Urteilsverkündung. Das Verhalten Ihrer schiesswütigen Komplizen hat Ihnen das Gericht nicht zur Last gelegt, trotzdem eine lebenslange Strafe ausgesprochen. Meiner Meinung nach haben Sie eine solche auch verdient. Umgekehrt muss ich ein-

gestehen, dass hier in Hinsicht auf die Rechtsprechung mit zweierlei Maß gemessen und zum Schluss geurteilt wurde. Zwei bis drei Jahre weniger wären angemessen gewesen.«

»Was für ein Trost! Wenn ich Sie richtig verstanden habe, möchten Sie Ihre verdächtigen Vorgesetzten Ihrem Rechtsempfinden nach zur Rechenschaft ziehen. Korrekt?«

Der ehemalige BKA-Beamte hob den Daumen, stimmte damit der Aussage zu. »Lassen Sie uns diese radikalen Wildsäue gemeinsam fertig machen!«

»Keine Ahnung, Herr Kring, wie Sie sich ein Vorgehen dieser Art vorstellen. Wieso sollte ich Ihnen trauen? Sie mögen damals bis zu einer gewissen Grenze mir gegenüber gerecht gewesen sein, ab dem gesprochenen Urteil nicht mehr. Ich saß im Kittchen, trotz aller Skepsis blieben Sie für Dürer weiterhin der Hampelmann und Henker. Jetzt, hier und heute, kommen Sie mir so: Eklig, anbiedernd, seltsam einsichtig, nicht nachvollziehbar zu jeder Schandtat bereit. Ihnen dürfte klar sein, dass ich den Inhalt der Beute bis heute nicht selbst begutachten konnte, aber falls es sich um Dossiers handelt, frage ich mich inzwischen, ob auf einer der Akten Ihr Name steht. Wenn, werde ich sie zerreißen, versprochen.«

Empört schnauzte Kring zurück, ohne zu laut zu werden: »Der siebte Komplize lässt keine Zweifel zu: Im Geldtransporter befanden sich Akten, die der Öffentlichkeit niemals zur Einsicht zur Verfügung stehen sollten. Ein besseres Motiv für einen Raub fällt mir unter den Umständen nicht ein, außer es hätten sich zig Millionen an Bargeld in dem Transporter befunden. Wollten Sie damals oder möchten jetzt die Welt durch Erpressung besser machen?«

»Ich werde Ihnen nicht zu einem Rachefeldzug und besseren Gewissen verhelfen, verzichte auf Ihre Hilfe. Das Diebesgut, egal um was es sich dabei handelt, war nie dazu angedacht, es zu weiteren illegalen Aktionen zu verwenden.«

Der Pensionär sah den sich erhebenden Achim Walchen trotz seiner sitzenden Stellung von oben herab an, bemerkte ironisch, seltsam herablassend: »Sie sind ein Heuchler, Lügner, machen sich und mir im Moment etwas vor.«

Die Worte zwangen Achim dazu, sich wieder zu setzen. »Sie blödes Arschloch! Glauben Sie wirklich, dass durch Ihr spätes schlechtes Gewissen mir meine abgessenen Lebensjahre zurückgegeben werden? Sie möchten sich mit meiner Hilfe rehabilitieren, mich dazu missbrauchen? Ich, nicht Sie, war im Knast!«

Udo Kring veränderte seine Sitzhaltung, der Ton wurde fast väterlich: »Verdammte Scheiße! Ich habe Sie nicht verurteilt, zudem nicht überführt. Ja, es waren Indizien vorhanden, aber Sie haben gestanden. Was hätte ich Ihrer Meinung nach tun sollen? Mich vor die Füße Dürers werfen, ihn wegen Ihrer Einsicht um Milde anbetteln? Ich habe mich im Rahmen meiner Möglichkeiten für Sie eingesetzt, habe hinterher hinnehmen müssen, dass an Ihnen ein Exempel statuiert wurde. Wie hätte ich es verhindern können?«

»Wir drehen uns im Kreis«, bemerkte Achim.

»Selbstverständlich hätten Sie bei einer geringeren Haftstrafe das Diebesgut illegal verwendet. Menschen wären erpresst oder zu Schritten gezwungen worden, zu denen Sie sich ansonsten nie bereit erklärt hätten. Bestreiten Sie es, lügen Sie sich selbst an. Es lief anders als von ihnen geplant.

Schuld daran waren unbestritten die unvorhersehbaren Umstände, die zum Schluss ihren Höhepunkt erreichten, in dem das Urteil gegen Sie von Ihnen komplett abgesehen werden musste. Sie hatten bestimmt andere Pläne, wollten höchstwahrscheinlich durch den Gebrauch eines Teils der Beute deutlich früher Ihre Freiheit zurückerlangen. Doch dann lief alles daneben. Hätte es funktioniert, wäre Ihr Vorgehen legal gewesen? Es hat jedoch nicht geklappt, womit sich eine neue Frage stellt: Was jetzt? Dem Diebesgut sind alle staatlichen Institutionen hinterher, es fängt bei der Regierung an, umfasst sämtliche Politiker, die befürchten oder sogar wissen, dass Ihr Name in den Akten aufgeführt ist. Dabei spielt es keine Rolle, ob Sie bestochen wurden oder korrumpiert haben. An diesen Ekelpaketen sind logischerweise sämtliche Institutionen interessiert, über die Motive können wir uns bis zum jüngsten Tag streiten. Tatsache bleibt, BND, Verfassungsschutz, BKA, alle Landeskriminalämter, die Bundesstaatsanwaltschaft, sämtliche Parteispitzen, altgediente Politiker, aktuelle und vergessene Persönlichkeiten des öffentlichen Interesses, wer weiß, wer noch, hinter der Beute her, damit hinter Ihnen her ist. Was glauben Sie, wie lange das gut gehen wird? Wie lange wird es dauern, bis irgendein bedrohter Wichser die Nerven verliert? Das Diebesgut an sich zu reißen mag sicher vielen Involvierten attraktiv erscheinen, im Gegenzug sicher den meisten wie Ballast vorkommen. Unter Letzteren befindet sich garantiert ein unbedeutender, karrieresüchtiger Volltrottel, der immer auf der Stelle treten wird, stets eine Null bleibt. Genau so ein Versager wird ein Messer oder eine Pistole ziehen, danach sind Sie

tot. Fortan können die Menschen ohne weiße Weste wieder ruhig schlafen. Bestimmt denken viele der schwarzen Schafe so oder ähnlich. Wie wollen Sie gegen die Flut der an sie gerichteten Mordgedanken ankommen?«

Achim hatte aufmerksam zugehört, zum Widersprechen gab es keinen Anlass. Tiefgründig hatte Udo Kring den Nagel auf den Kopf getroffen, nur sah sich Achim weitaus besser geschützt, als es durch den ehemaligen BKA-Beamten beschrieben wurde. Die von ihm erwähnten Volltrottel konnten selbstverständlich jederzeit sein Leben gefährden, aber die an der Beute interessierten Organisationen würden einen Anschlag auf ihn zu verhindern wissen. Diese Sicherheit war nicht von Dauer, konnte ab einem gewissen Zeitpunkt keinesfalls als eine Lebensversicherung angesehen werden, derzeit und bis auf weiteres jedoch schon. Sechs Wochen Minimum, zwölf Maximum, so wenig und viel Geduld traute Achim den Behörden zu. Innerhalb dieser Zeit musste er es schaffen, sämtliche Weichen so zu stellen, um unangreifbar und unverwundbar zu werden. Danach besaß er alle Zeit der Welt, um den Globus zu verändern. Er spürte die Blicke des Pensionärs auf sich ruhen, gab seine nachdenkliche Haltung auf, sagte: »Gut, womöglich haben Sie recht in Hinsicht auf meine Gefährdungslage, vielleicht unterschätze ich Sie, überschätze mich. Sonst noch etwas?«

»Freut mich, dass Sie scheinbar zur Vernunft kommen und ja, da wäre noch Ihre Alte: Ich bin noch nicht dahintergekommen, aber die Frau führt Sie an der Nase herum.«

»Wie kommen Sie auf diesen Blödsinn?«, fragte Achim, dachte im ersten Moment, sich verhöhrt zu haben.

»Ich habe die Braut seit Ihrem zweiten Freigängerwochenende auf dem Schirm. Das Haus scheint ihr nicht zu gehören, außer sie hat noch irgendwo anders eine Hütte. Jedenfalls war sie nur vor Ort, wenn Sie Freigang hatten. Ansonsten stand die Villa leer, immer. Von Montag bis einschließlich Donnerstag. Meistens, soweit ich es verfolgen konnte, tauchte sie am Freitagmorgen auf, verweilte zwei, drei Stunden im Gebäude, fuhr dann los, um Sie in Stuttgart-Stammheim abzuholen.«

»Interessant. Aber wo sie von Montag bis Donnerstag war, wissen Sie nicht?«

Udo Kring schüttelte den Kopf, was ihm unangenehm zu sein schien. »Ich würde es wissen, wenn der Satan nicht seine Hände im Spiel gehabt hätte. Jedes Mal, wenn ich Ihre Verfolgung aufnahm, kam etwas dazwischen. Entweder ereignete sich ein Auffahrunfall vor mir oder es erfolgten unglückliche Umstände, die mich ausbremsten.«

»Was sagt Ihnen Ihr Gefühl? Zufall oder inszenierte Aktionen?«

Der Rentner zuckte mit den Schultern. »Alles geschah in Echtzeit, die Häufigkeit der Zufälle, noch dazu immer sonntags oder montags, lässt selbst das gemeinste Schicksal nicht zu. Ihre Tante trägt ein Geheimnis mit sich herum, welches durch scheinbar höhere Gewalt strikt bewahrt werden soll. Tut mir leid, so lautet mein Fazit.«

»Einen Verdacht, wer dahinterstecken könnte?«

»Auf jeden Fall jemand, dem die Beute sehr wichtig ist. Namen kann ich keine nennen. Was ich dazu dennoch erwähnen möchte, bezieht sich auf die sonderbaren, eigentlich un-

gewöhnlichen Umstände. Wer wohnt in einem Nobelviertel Heidelbergs, ohne das Anwesen täglich zu nutzen. Wer bezieht eine Villa einen Tag vor einem Freigängerwochenende, wer verlässt es, sobald es vorbei ist, taucht danach mithilfe merkwürdiger Vorkommnisse bis zum nächsten vereinbarten Wochenende unter?«

Seltsam, doch Achim verspürte bei der Aussage einen Stich in seinem Herzen. Seine Bedenken gegenüber Inge erhielten durch die Worte des Pensionärs neue Nahrung. Dem stand sein eigenes Verhalten gegenüber: Während sie sich im Theater mit allem dazugehörigen Geplänkel vor- und hinterher befand, womöglich deswegen unter einem schlechten Gewissen litt, saß er ohne ihr Wissen mit einem ehemaligen Gesetzeshüter in einem Biergarten. Gegenseitiges Vertrauen sah anders aus, wahre Liebe erforderte viel mehr, unter anderem den Mut, sich der Wahrheit zu stellen. Krings Fragen beantwortete er deshalb distanziert: »Inge ist in Ordnung, auch wenn ich nicht alles über sie weiß. Dazu kennen wir uns zu kurz, umgekehrt sind wir in den überschaubaren Monaten zusammengewachsen. Sie hat mit Sicherheit Geheimnisse, doch das trifft auch auf mich zu. Bestes Beispiel dafür ist unsere jetzige Zusammenkunft. Wie von Ihnen gefordert, weiß Sie nichts von unserem Treffen. Lassen Sie die Frau in Ruhe, im Gegenzug sehe ich zu, ob ich Ihnen Material über Oberstaatsanwalt Dürer verschaffen kann.«

»Das nenne ich einen Deal! Abgemacht! Willkommen in der Freiheit, willkommen zurück in der Vergangenheit, der Gegenwart, willkommen in ihrem neuen Leben.«

Achim war um elf Uhr zuhause. Falsch: Er stand um diese Uhrzeit vor der Villa, die eigentlich Inges Eigentum war, ihm nun wegen der Besitzverhältnisse neue Rätsel aufgab. Er hatte sich ein Taxi genommen, beim Gehen auch die Gesamtrechnung im Biergarten bezahlt. Es wäre nicht notwendig gewesen, ergab auch keinen Sinn im Hinblick auf persönliche Zukunftsperspektiven, doch in seinem Handeln sah er eine Art von Fairness, mit der er sich wohler fühlte, auch identifizieren konnte.

Allein trottete er durch den Vorgarten zur Haustür, lächelte dabei, wusste aber nicht, weswegen er ein Gefühl der Heiterkeit verspürte. Womöglich war es die fast undurchdringliche Dunkelheit, die von einem klaren Sternenhimmel ein wenig aufgehellt wurde, die ihn entspannter sein ließ. Er blieb stehen, drehte sich dem tristen Leben in seinem Rücken zu, in keinem der sichtbaren Fenster brannte Licht. Gewisse Gesellschaftsschichten hatten eben die Möglichkeit ihr Dasein in vollen Zügen auszukosten, warum dann zu zweit oder mit den Kindern einen gemütlichen Abend zuhause verbringen? Die Kids waren bei der Oma gut aufgehoben, im Fernsehen liefen ohnehin nur Wiederholungen. Achim setzte sich auf den von ihm gemähten Rasen, legte sich schließlich hin, versuchte die Sterne in die ihm bekannten Sternbilder zu ordnen. Es wunderte ihn wegen der geringen Entfernung zur Innenstadt, wie klar der Nachthimmel war. Er sah die Sterne, neben jedem Inge, die er vermisste, wegen der er sich den Kopf zerbrach. Schlagartig erhob er sich, begab sich ins Haus, fing behutsam damit an, den Inhalt der Schränke und Schubladen zu betrachten.

Die Prozedur nahm eine knappe halbe Stunde in Anspruch, um hinterher deutlich länger an seinem Gewissen zu knabbern. In keinem Fach war er auf eine fragwürdige Leere gestoßen, stattdessen fand er stets eine anwesende Gegenwart vor. Die Schubladen waren teilweise prall gefüllt, manche nur mit erotischer Unterwäsche dekoriert, kein Abteil eines Schrankes litt unter einer zu geringen Auslastung. Das Haus wurde bewohnt, egal, welche Zweifel Udo Krings angemeldet hatte. Jeder Mensch außerhalb von Gefängnismauern hatte das Recht sich frei bewegen zu dürfen, und zwar immer, wann er wollte. Inge war frei, nicht verpflichtet, unter der Woche allein zuhause zu bleiben, um auf das nächste Wochenende zu zweit zu warten. Finanziell war sie unabhängig, dadurch besaß sie Möglichkeiten, die sie zu nutzen wusste. So und nicht anders schlussfolgerte Achim aus dem Gesehenen. Dabei fiel ihm auf, dass er in gewisser Weise Inge zu verteidigen versuchte. Hatte es etwas mit seinen Gefühlen ihr gegenüber zu tun oder wurde er von Zukunftsängsten eingeholt. Ohne Inge hätte er kein Dach über dem Kopf, wäre allein, in allen Belangen komplett auf sich gestellt. In Bezug auf seine Pläne in den nächsten Wochen waren die Befürchtungen keineswegs förderlich.

Unerklärlich einerseits, doch es geschah an diesem Abend, ehrlicherweise kurz nach Mitternacht, also unmittelbar nach der Geisterstunde: Der vereinsamte Achim nahm die Einrichtung, das Gebäude überhaupt, zum ersten Mal richtig wahr. Die ihn begleitenden Gespenster hatten ihre Koffer zum Herumwandeln noch gar nicht ausgepackt, da begriff er, von welchen Wänden, was für einem Mobiliar, er umge-

ben wurde. An keinem Wochenende zuvor hatte er ein Auge dafür gehabt, diesmal schon. Inges Villa, das Anwesen insgesamt, die Einrichtung, alles wirkte imponierend, nahezu einschüchternd, zum Teil befremdlich. Ihr Hab und Gut passten aus dem Blickwinkel eines Schwerverbrechers nicht zusammen. War das ein berechtigter Grund um ihr mit großer Vorsicht zu begegnen? All die Gedanken besaßen nicht die Kraft, ihn von seinem Weg abzubringen.

Inges Wohlstand, der trotz Anstand zurecht als Reichtum bezeichnet werden konnte, erschien ihm gegenüber seinem Besitz als bittere, nahezu unerträgliche Armut. Die fünfzehn Jahre im Knast hatte er außerdem vor, sich bis auf den letzten Cent bezahlen zu lassen. Über die Möglichkeit verfügte er, schließlich war es von je her und inzwischen nur ihm bekannt, wo sich die Beute des Raubüberfalls befand. Der Umstand lag an der unabänderlichen Tatsache, dass der siebte Komplize verstorben war. Wofür brauchte Achim letztlich Freiraum? Für sich, Inge und dem größer werdenden Durst nach Zweisamkeit mit ihr oder dem Inhalt des überfallenen Geldtransporters? In ihm befanden sich keine Münzen und Scheine, was aber konnte zusammen genommen mehr Wert besitzen als Inges Villa, sämtliche Diamanten- und Goldminen auf dieser Welt und alles gedruckte beziehungsweise fiktive Bargeld rund um den Globus? Achim hatte nie gewollt, dass wegen des Vermögens Menschenleben schaden nehmen würden, nur war er unfähig gewesen, darauf zu bestehen. Der Hinweis, "Wer schießt, verletzt oder umbringt erhält keinen Anteil", hätte eventuell genügt, um eine Eskalation zu verhindern.

Das Wissen um diesen Sachverhalt erzeugte zwangsläufig ein Fragezeichen in Bezug auf seine Gefühle Inge gegenüber. War er ihrer Liebe wert? Es gab Menschen, die den Glauben vertraten, dass eine Beziehung von Anfang an wie ein perfekter Reißverschluss zu funktionieren hatte. Doch das Reißverschlussverfahren funktionierte oft nicht wie gewünscht. Mal stockte und klemmte es, ein anderes Mal ging es kaputt. Achim begab sich zum Kühlschrank, gönnte sich noch ein Bier, setzte sich auf die Terrasse, ohne einen Lichtschalter zu betätigen oder eine Kerze anzuzünden. Die Temperatur lag trotz der fortgeschrittenen Uhrzeit immer noch bei über zwanzig Grad, wodurch sich ein heißer Sonntag ankündigte. Eine knappe Stunde später begab er sich ins Bett, unmittelbar danach schlich Inge auf leisen Sohlen ins Schlafzimmer, legte sich zu ihm unter die dünne Decke. Sie schmiegte sich an ihn, schlief schneller ein als er, der nur so tat, als ob er bereits schlafen würde. Achims vorhandene Zuneigung zu Inge befand sich im Clinch mit all den Fragen, die sie betrafen. Wen hatte er neben sich liegen? Die Inge, die ihm fünfzehn Jahre lang geschrieben, ihn letztlich bei sich aufgenommen hatte? Oder hielt er eine Frau im Arm, die aus Eigeninitiative oder im Auftrag hinter der Beute her war? Irgendwann, noch war es dunkel, schlief auch Achim ein. Zwei Stunden später wurde er wach. In den zurückliegenden einhundertzwanzig Minuten hatte er geträumt, fünfzehn Jahre Haft durchlebt, dementsprechend frustriert begab er sich unter die Dusche.

Ω

Der erste Sonntag auf endgültig freiem Fuß war anders als die in den Monaten zuvor. Nicht mehr auf die Uhr sehen zu müssen, um nicht zu spät ins Gefängnis zurückzukehren, gehörte zu den einfachsten Umstellungen, denen sich Achim künftig ausgesetzt sehen sollte. Natürlich hatte Achim bei Inge an den Freigängerwochenenden sämtliche Freiheiten besessen, solange sie sich im Rahmen seiner Auflagen bewegten. Anders gesagt, er konnte sich bei ihr wie zu Hause fühlen. Trotzdem, in jeden Schrank greifen zu können, unter die Dusche oder aus der Wohnung zu gehen, wann er wollte, trinken und essen zu dürfen, wonach ihm war, bei solchen und ähnlichen Selbstverständlichkeiten kam er sich wie ein Erstklässler vor. Es handelte sich dabei um Anzeichen, dass Achim die Gefängnismauern zwar körperlich verlassen, aber geistig die Jahre im Knast längst noch nicht verarbeitet hatte. Inge verstand es, gab ihm Zeit, unterstützte ihn, wo es ging. Auch für sie bedeutete Achims dauerhafte Anwesenheit eine Umstellung, die Veränderungen in ihren Gewohnheiten mit sich brachten. Das einsame Leben war vorüber, damit auch die Zeit ohne zwischenmenschliche Verpflichtungen. Nachdem Achim mit seinen wenigen Habseligkeiten bei Inge eingezogen war, konnte zunächst an einen normalen Alltag nicht gedacht werden. Behördengänge, Einkäufe, erneut und wiederholt Achims kleidermäßig magere Ausstattung aufzupeppen, standen in den ersten Tagen auf dem Programm. Die Stunden verflogen im Nu. Der ehemalige Häftling hatte sich an die gewonnene Freiheit noch gar nicht richtig gewöhnt, schon war die erste Woche vergangen. Eindeutig:

Die Uhren um ihn herum liefen gefühlsmäßig viel schneller als bis vor kurzem der Wecker in seiner Zelle. Überhaupt war das Leben draußen anders, entsprach in keiner Weise seinen Vorstellungen, konnte ebenso wenig seinerseits gehegte Erwartungen erfüllen. Es lag an Inge: Sie gab ihm keinen Raum zum Denken und Verschnaufen. Er verstand ihre Ambitionen, hatte jedoch keine Ahnung von ihren wahren Absichten.

In ihrem Handeln, dem Umstand, ihn fortwährend anzutreiben, sah er ihr inzwischen ausgeprägtes Verlangen nach Normalität. Achim glaubte, alles würde erheblich ruhiger werden, wenn er seine Pflichten erledigt hätte, aus ihm, einem Ex-Knacki, ein Normalbürger geworden wäre. Einwohnermeldeamt, Jobcenter, vorsichtshalber die Anmeldung bei einem Hausarzt, die Liste der zu bewältigenden Aufgaben zur Wiedereingliederung schien endlos zu sein. Zum Wochenausklang war Achim nervlich am Ende, die Behördengänge hatten ihm alles an Geduld und Verständnis abverlangt. Auch konditionell war er platt. Die Wege, Wartereien und Streifzüge durch Kaufhäuser zeigten auf, dass die sportlichen Aktivitäten im Gefängnis einen weit weniger abhärten und fitnessmäßig förderten, als es für die zurückgelegten Kilometer erforderlich gewesen wäre. Obwohl am Freitag restlos geschlaucht, war er Inge dankbar. Der Zettel mit den notwendigen Schritten zu seiner Integration in der Gesellschaft war komplett abgearbeitet worden, was zugleich bedeutete, dass in der wiedererlangten Freiheit der Wahnsinn eines normalen Lebens einkehren konnte.

Alltag

Motive, Udo Krings Recherchen

Achim Walchens Entlassung aus der Haft hatte auf unterschiedlichen Ebenen und hinter diversen verschlossenen Türen für Emotionen aller Art gesorgt. Da waren zunächst die staatlichen Behörden, wobei sie in zwei Gruppen unterteilt werden mussten. Einer Fraktion, die als legal, demokratisch und bürgernah eingestuft werden durfte, lag nur eines am Herzen: Das Diebesgut zu sichern, es auf jeden Fall der Öffentlichkeit vorzuenthalten, es am besten für die nächsten einhundert Jahre unzugänglich zu machen. Dazu wurde alternativ in Betracht gezogen, die gestohlene Fracht für immer zu vernichten. Letzteres war zwar diskutiert, aber verworfen worden, schließlich existierten eindeutige Hinweise darauf, dass die Beute des Raubüberfalls Dokumente enthielt, die für den Erhalt der eigenen Macht eines Tages wichtig sein könnten. Die Einstellung unterlief zwar die ehrlichen Absichten der Gruppe, doch so wurde eben Politik gemacht.

Ihre Konkurrenz bestand aus Gruppierungen, die sich gegenseitig anfeindeten, sich dennoch im Staatsdienst befanden. Sie saßen in Behörden, Gremien, staatlich finanzierten Organisationen und Unternehmen. Ein Teil dieser moralisch und seelisch verdorbenen Menschen bekleidete Positionen, die sie allein wegen ihres Charakters niemals hätten bekommen dürfen. Ob Einzelperson oder Interessensgemeinschaft spielte keine Rolle, allesamt hatten nur ein Ziel: Entweder

den persönlichen Machterhalt oder zusätzlichen Machtgewinn. Ob nun zum Wohl oder Schaden eines Staatsbürgers, die Politik hatte überall ihre Finger im Spiel. Neben den Regierungsämtern, Parteispitzen, oberklugen nichtsahnenden Experten, wirtschaftlichen Führungskräften, Firmengrößen und Lobbyisten existierte zudem der private Sektor.

Ungefährlich für Achim waren die Stars und Sternchen, die noch nicht einmal wussten, dass ein Dossier über sie und ihren Werdegang angefertigt worden war. Hätten sie ihren Ruhm und Wohlstand mit lauterem Mitteln oder nur durch Glück erreicht, wäre über sie nie eine Akte angelegt worden. Nur war es egal, ob berühmt auf Leinwand, im Fernsehen, auf einer Bühne oder im Internet, es zählte ausschließlich, wie das Ziel erreicht wurde. Vetternwirtschaft, Korruption, Nötigung, die Bereitschaft sich denunzieren zu lassen um auf der Karriereleiter eine Sprosse höher zu kommen, die Welt der Prominenz war letztlich kein bisschen besser als die der Politik. Trotz der gegebenen Möglichkeiten waren die staatlichen Behörden in ihrem Vorgehen eingeschränkt. Einerseits beobachteten sich die Gruppen, Einzelpersonen und Interessensgemeinschaften gegenseitig, andererseits konnte es sich niemand leisten, als ein Interessent an der Beute entlarvt zu werden. Ein solcher Vorfall wäre gleichbedeutend mit dem persönlichen Ruin an Macht, Geld und Leumund. Dass über kurz oder lang irgendjemand dieses Risiko aus Nervosität und Angst dennoch eingehen würde, lag auf der Hand, war nur eine Frage der Zeit. Deswegen hatte sich Achim ein Zeitlimit von allerhöchstens zwölf Wochen gesetzt, welches nun um elf Tage kürzer geworden war, ohne

etwas näher an die Beute gekommen zu sein. Was Achim allerdings nicht wusste, womit er aufgrund der langen Haftstrafe auch nur noch bedingt rechnete, es gab noch jemanden, der an das Diebesgut kommen wollte. Diese Organisation musste sich an keine Regeln halten, sie schrieb solche selbst. Im deutschen Staatsapparat und den ihm unterstehenden Behörden sah sie keine Gegner. Bei den älteren Jahrgängen in den Institutionen besaß man reichlich Fürsprecher, ihre Nachfolger bestanden aus verwöhnten Abiturienten, die sogar dann Schmerzen verspürten, wenn sie sich den Arsch abwischen mussten. Problem: Die bei dem Raubüberfall erbeuteten Kartons mussten her oder definitiv vernichtet werden, schon allein deshalb, um die Identitäten der Wohlgesonnenen zu schützen. Das es die Dossiers gab, erfuhr man von ganz oben, der Auftrag sie an sich zu bringen oder zu Asche zu verwandeln, kam auch von dort.

Objektive Beobachter hätten sich nun fragen können, warum die erbeuteten Kartons aufgehoben und nicht längst verbrannt worden waren. Die Antwort wäre immer gleich geblieben: Jedes Dossier konnte auf die eine oder andere Weise eines Tages nützlich werden. Mit Logik hatte es nichts zu tun, sondern einzig und allein mit Politik, Gier, Geld und Macht. Das war die Realität, die einem ebenso wenig gefallen konnte, wie Achim seine ersten Tage in Freiheit, mit Ausnahme der Zeit in Heidelberg. Der normale Alltag war nun ein Bestandteil seines Lebens geworden, doch die Realität seines Daseins sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Ω

*E*x-BKA Hauptkommissar Udo Kring hatte von jeher zu einer Sorte von Menschen gehört, der sich nicht gern an der Nase herumführen ließen. Wohl konnte er sich unterordnen, aber bei bestehenden Zweifeln an irgend-einer Aktion war er nicht gewillt, den Mund zu halten. In Nachbetrachtung seiner Karriere hätte er einiges sicher anders gehandhabt, insgesamt sah er sein Berufsleben als ordentlich und zufriedenstellend an. Ohne Schusswaffengebrauch durch die Jahre zu kommen war seiner Person nicht gelungen, immerhin blieb es ihm erspart, einen tödlichen Schuss abgeben zu müssen.

Eigentlich gab es nichts zu klagen, wäre da nicht der Fall Achim Walchen gewesen. Nicht der perfekte und letztlich aus dem Ruder gelaufene Raubüberfall hatten Udo jahrelang im Griff behalten, auch nicht die Abläufe oder Achim Walchen. Es waren die Nebeneffekte, die ihn nicht loslassen wollten, in regelmäßigen Abständen seine Gedanken gefangen nahmen. Im Bezug auf die Beute war er wie die Öffentlichkeit belogen worden. Er hätte es niemals erfahren, wenn er nicht auf eigene Faust in seiner Freizeit nachforschend tätig geworden wäre. Die privat geführten Ermittlungen, dazu die Verhaftungen Walchens Komplizen, so war aus einem Sieb ein Trichter geworden. Was seine Skepsis gegenüber Oberstaatsanwalt Dürer anbetraf, ließ sich mit logischen Argumenten nicht erklären. Der Mann hatte in dem Fall das Sagen, konnte Anweisungen erteilen, anderweitige Vorschläge oder Tätigkeiten verbieten oder genehmigen. Verdächtig erschien dem Pensio-

när sein Gehabe. Im Gegensatz zu anderen Straftaten wirkte der Staatsanwalt nervös, hektisch und ungeduldig. Jedenfalls hatte ihn Kring so noch nie erlebt, auch war er bis dahin von ihm niemals zurechtgewiesen oder in Bezug auf Kompetenzen belehrt worden. Ekelhaft war es jedoch erst geworden, als der Oberstaatsanwalt deutlich zu verstehen gab, dass Achim Walchen mindestens eine lebenslängliche Haftstrafe bekommen würde. Es geschah merkwürdigerweise schon beim ersten Verhör des Straftäters, was wiederum aus objektiver Sicht keinen Sinn ergab. Der Eindruck, der Oberstaatsanwalt sei nicht unbedingt an den Tätern, sondern mehr an der Beute interessiert, verschärfte sich dadurch bei Udo Kring vehement. Unterstützt wurde sein Bauchgefühl, welches im Polizeijargon Instinkt genannt wurde, durch Befehle Dürers, die bei den Ermittlungen nichts anderes als Stolpersteine waren. Nach Berlin zu fahren, um sich zum Beispiel in der Firma des Geldtransporters umzusehen und umzuhören wurde verboten, die sinnlose Fahrt zum Zielort nach Köln dafür genehmigt. Es passte also alles und nichts zusammen, weswegen der Pensionär seinen Ruhestand nicht ausgiebig genießen konnte. Nachdem Achims Komplizen alle verhaftet oder tot waren, änderte sich sein Blick auf den Raubüberfall vollends. Die zusätzlichen Informationen der Mittäter und das unerklärliche, auch rigorose Verhalten Dürers, veranlassten ihn noch während seiner Dienstzeit sämtliche Ermittlungsergebnisse auf den Kopf zu stellen. Er hatte es bei seinem Treffen mit Achim Walchen dem Straftäter gegenüber nicht erwähnt,

aber die verhafteten Komplizen hatten bei ihren Verhören übereinstimmend erklärt, das sie alle nur wenige Tage nach dem Raubüberfall ihren Anteil an der Beute ausbezahlt bekamen. Jeder erhielt einen Betrag von zweihunderttausend Euro. Merkwürdigerweise befand sich Achim Walchen zu diesem Zeitpunkt bereits in Untersuchungshaft, was Udo Kring Rätsel aufgab: Von wem war also die Million gleichmäßig verteilt worden und woher kam das Geld? Laut den Gefassten hatte Achim Walchen nicht gelogen, in dem Geldtransporter befanden sich Kartons, keine Geldsäcke oder mit Scheinen gefüllte Geldkassetten. Immerhin war geklärt, wie die Mittäter ihre Flucht beziehungsweise den Aufbau eines neuen Lebens zu finanzieren imstande waren.

Letztlich erfuhr der Hauptkommissar das sich die ausgehängte Summe an die Komplizen als Anzahlung verstand. Weitere und höhere Beträge würden fließen, sobald Achim, der Kopf der Bande, das Gefängnis verlassen hätte. Udo Kring begann somit davon auszugehen, dass sechsmal zweihunderttausend Euro weitergereicht wurden. Fünf bekannte und ein passiv unbekannter Teilnehmer an dem Raubüberfall ergab die in den Medien veranschlagte Beute von 1,2 Millionen. Wer war einschließlich Achim Walchen die siebte an dem Raub beteiligte Person? Der BKA-Beamte hatte sofort einen Verdacht, über dem eine Frage stand, die alles Wissen bezüglich des Beutezugs in den Schatten stellte: Wieso konnte Oberstaatsanwalt Dürer der Presse einst genau den Gesamtbetrag nennen, den die Ganoven unter sich verteilt hatten.

Ein Verdacht stieg in ihm hoch, ihn zu verfolgen blieb ihm verwehrt. Im Bundeskriminalamt gab es keine Dokumente, die seine Vermutung stützen konnten. Noch ein Punkt war durch die gefassten Komplizen zur Gewissheit geworden: Achim Walchen hatte sich nur ohne Komplikationen festnehmen lassen, da er unabhängig der Höhe seiner Strafe felsenfest davon ausging, sie niemals komplett absitzen zu müssen. Wären diese Einzelheiten Udo Kring zeitnah nach dem Überfall bekannt gewesen, hätte ihn nichts und niemand davon abbringen können, nach Berlin zu fahren. Schon zu diesem Zeitpunkt hatte sich das Thema erledigt, er war viele Jahre zu spät dran. Eine Chance sah er noch, nämlich den Anhaltspunkten in seinem Kopf nachzugehen. Allerdings waren ihm zum Teil die Hände gebunden. Er durfte seinen Dienst nicht vernachlässigen, für jeden sichtbar schalten und walten verbot sich von selbst. Oberstaatsanwalt Dürer hatte seine Augen und Ohren überall, hegte ein außergewöhnliches Interesse an seinen Fällen, schien zudem über jeden seiner Schritte informiert zu sein. Während seiner Dienstzeit erhielt Udo Kring kaum eine Chance, seinem Bauchgefühl nachzugeben, seine Gedanken zu untermauern, die aus ihnen entstandenen Absichten weiterzuverfolgen. Ihm war es vergönnt, nach Vollen- dung des sechzigsten Lebensjahres, einer damit erreichten vierzigjährigen Dienstzeit, den Vorruhestand ohne finanzielle Einschränkungen antreten zu können. In den letzten sechs- unddreißig Monaten seiner Tätigkeit beim BKA geriet die Akte Achim Walchen nicht in Vergessenheit, stürzte jedoch in

ihrem Kurswert an den Rand der Bedeutungslosigkeit. Schuld daran war nicht etwa Oberstaatsanwalt Dürer, sondern das Privatleben Udos. Seine Frau war schwer erkrankt, hatte unheilbaren Krebs. Sie verstarb im ersten Monat seines Rentendaseins, das lag inzwischen fast genau ein Jahr zurück. Es folgte eine Trauerzeit, danach ein Selbstfindungsprozess.

Durch ihn fand Udo Kring zurück ins Leben, da er während dieser Lebensphase herausgefunden hatte, was ihm für die verbleibenden Jahre wichtig und unwichtig sein würde. Nachdem er sich gefangen hatte, wollte er den nie schriftlich festgehaltenen Indizien nachgehen, die ihn befürchten ließen, dass ausgerechnet dort, wo Gerechtigkeit hergestellt und gesprochen werden sollte, Rechtsprechung und Gesetz in Gefahr sein könnten. Bei seinen Recherchen kamen ihm die Erfahrungen und Kontakte seiner Berufsjahre zugute. Seine Verbindungen reichten von Süden nach Norden von München über Hamburg bis nach Kiel, von Westen nach Osten aus Saarbrücken über Berlin bis nach Görlitz. Mancherorts saßen Kollegen, mit denen er zwischendurch zusammengearbeitet oder die er bei Großeinsätzen beziehungsweise Fortbildungen kennengelernt hatte. Da und dort befanden sich nach wie vor Beamte im Dienst, die ihm gegenüber nicht in einer Bringschuld standen, aber seinen Wünschen wohl gesonnen waren. Äußerlich benahm sich Udo Kring auch nicht auffällig, eher aus Unzufriedenheit neugierig, die er mit persönlichen Versäumnissen zu begründen wusste. Es sprach nichts dagegen

einem pensionierten Hauptkommissar Akteneinsicht in einen Fall zu geben, den er selbst bearbeitet hatte und mit dessen Ausgang er zu hadern schien. Das Okay bekam der Rentner vom Dienststellenleiter des BKA-Berlin persönlich. Er und Udo kannten sich seit Ewigkeiten, deswegen konnte Udo ihm seine Motive ehrlich erzählen. Er musste nichts verschleiern, beschönigen oder verschweigen, stattdessen war es möglich, über die Ereignisse offen sprechen zu können.

Tatsächlich konnte er in Dokumente einsehen, die ihm bis dahin unbekannt geblieben waren, außerdem immer noch als Verschlussache behandelt wurden. Die digitalisierten Papiere besaßen im Grunde genommen keine Inhalte, die es wert gewesen wären, ihnen einen geheimen Status zu verleihen. Das es so gekommen war, lag sehr wahrscheinlich nur an einem Punkt: In Kenntnis der beschriebenen Fakten wäre Udo Kring an ein Wissen gelangt, was den Raubüberfall von Anfang an in ein anderes Licht gerückt hätte. Unter dem Strich blieb nur eine Beurteilung des Sachverhalts übrig. Sie lautete wie erwartet und befürchtet, dass der Ex-Beamte bei seinen Ermittlungen rigoros behindert und bei gewissen Tatsachen außen vorgelassen wurde. Die neu hinzugewonnenen, alten und damals ermittelten Erkenntnisse ergaben ein völlig anderes Gesamtbild, wenn sie miteinander vermischt wurden. Im wahrsten Sinne des Wortes, bei der Zusammenfassung konnte einem angst und bange werden. Ausschlaggebend dafür war ein separat angelegter Unterordner in der Datei Walchen. In ihm befanden sich Erklärungen, Kommentare und

Analysen, die sich mit dem Diebesgut befassten. Der Inhalt der gestohlenen Kartons wurde auf keiner der Seiten beschrieben, dafür erhielt der Rentner einen Überblick, welchen Schaden er anrichten konnte. Hinzu kamen Akten mit unzähligen Unterseiten, alle setzten sich mit Achim Walchens Mutter, ihrem Schwager, also seinem Onkel, auseinander. Die Berichte über die beiden waren erschütternd, weshalb Udo Kring die zwei Ereignisse bei seinem Biergartentreffen mit dem Straftäter ebenfalls zu keinem Gesprächsthema gemacht hatte. Ohnehin war klar, dass der Ex-Häftling die Vorfälle in Bezug auf seinen Onkel schon vor dem Raubzug kannte. Vielleicht stellten sie sogar das Motiv für den Überfall des Geldtransporters dar. Die Zeilen zu den Vorkommnissen, die Achims Mutter betrafen, hätte Udo Kring am liebsten sofort vernichtet. Sie untermauerten alle seine erwähnten und unausgesprochenen Befürchtungen, beinhalteten ein Potenzial, welches die Kraft besaß, jede Vernunft bei Achim Walchen außer Kraft zu setzen. Der Ex-Hauptkommissar ging felsenfest davon aus, dass Achim und seine Mutter ursprünglich vorgehabt hatten, mit der Beute vor allem für Gerechtigkeit zu sorgen. Die zehn Kartons wären zwar auch eine durch Erpressungen üppige Einnahmequellen gewesen, nur nahm Udo Kring an, dass Geld eine untergeordnete Rolle gespielt hätte. Der Pensionär konnte es nur ahnen, nicht beweisen, aber würde das Diebesgut von Achim wegen der Umstände, die seine Mutter betrafen, zum Einsatz gebracht werden, die Folgen wären verheerend. Sie würden den gesamten Staatsapparat, womöglich die

gesamte demokratische Welt komplett destabilisieren, das in einem Umfang, den sich niemand auch nur ansatzweise vorstellen wollte. Rechnete man eins und eins zusammen, lag es klar auf der Hand, was bei dem Raubüberfall gestohlen worden war. Der Ehrgeiz Udos bekam deshalb neue Nahrung. Die Hintergründe vollkommen aufzuklären, damit Achim Walchen vor weiteren Fehlern schützen und im Ernstfall zur Besinnung zu bringen, gab ihm einen Antrieb, der ihn letztlich leichtsinnig und unvorsichtig werden ließ. Nachdem er die digitalisierten Akten mit Hilfe seiner Lesebrille durchwühlte hatte, machte er sich auf den Weg nach Stuttgart-Stammheim. Einen besseren Zeitpunkt hätte ihm das Schicksal nicht bieten können, es geschah nämlich genau in der Woche, die mit Achim Walchens erstem Freigang enden sollte. Der Ex-BKA-Beamte wurde zu Anstaltsleiter Hartmann vorgelesen, konnte sich mit ihm über Achim Walchen ausführlich unterhalten. Er erhielt Einsicht zu dessen Werdegang im Knast, damit auch Einblick darüber, wie seine letzten Haftmonate verlaufen könnten, falls er sich an die Auflagen an den Freigängerwochenenden halten würde. Dadurch bekam Udo Kring die Chance, nicht allein Achim, sondern Inge auch dann im Auge behalten zu können, wenn sich der Schwerverbrecher wieder im Knast befand. So waren die Wochen bis zu dem Treffen im Biergarten vergangen, wodurch das seit seinem Aufenthalt in Berlin eingeführte Notizbuch über immer weniger leere Seiten verfügte.

Auch wenn Achim Walchen an einem Dienstag aus der Haft entlassen worden war, sein dreizehnter Tag in Freiheit begann an einem Montag. Übersah man die Genauigkeit der Zeitrechnung fing damit seine dritte Woche außerhalb der Gefängnismauern an. Zwölf der dreizehn Tage hatte er in Inges Gegenwart und Begleitung verbracht, irgendwie kam er sich deshalb wie ein unbeholfenes kleines Kind vor. Dass er sein "Entlassungsgeld" bis hierhin kaum in Anspruch nehmen musste, war kein Grund zum Trauern, aber in Ekstase konnte es ihn auch nicht versetzen, eher das Gegenteil traf zu. Einerseits besaß er alles Geld der Welt, ohne es benutzen zu können, ohne seinem Vermögen näher gekommen zu sein. Andererseits wirkte sich Inges Großzügigkeit negativ auf sein Selbstwertgefühl aus, schränkte seine Freiheit ein, nahm ihm die Luft zum Atmen, belastete seinen männlichen Stolz.

Die dadurch entstandenen Emotionen hatten sich auf sein Gemüt gelegt, fingen an, ihn in eine depressive Phase zu ziehen. Seine Stimmung hellte sich nicht auf als Inge seitlich zu ihm am Frühstückstisch Platz genommen, vorher das Radio eingeschaltet hatte. Sie sah ihn an, registrierte seine trübe Miene, sagte: »Du wirst dir ein paar Hobbys suchen müssen, ansonsten wirst du von Tag zu Tag unausgeglichener, mit der Zeit unausstehlich werden.«

»Wie sahen deine Tage ohne mich aus? Womit hast du dich beschäftigt?

»Achim, es geht nicht um mich, sondern um dich und uns. Wie stellst du dir deine und unsere Zukunft vor?«, wick Inge mit ihrer Frage der seinen aus.

»Ich möchte nicht auf deiner Tasche liegen, mich aushalten lassen. Einer beruflich sinnlosen Maßnahme durch das Jobcenter will ich zuvorkommen, irgendeine Arbeit finden, egal welche. Mit achtundvierzig und als Ex-Knacki wird es nicht einfach, aber umgekehrt werde ich nicht wählerisch sein oder Ansprüche stellen.«

»Schatz, mein Freundeskreis ist klein, dafür verfügt er über Connections und Einfluss. Ich dachte mir schon, eher früher als später wird dir deine gegenwärtige Lebenssituation auf die Nerven gehen, unser Zusammenleben zum Nachteil beeinflussen. Deswegen habe ich den Theaterbesuch dazu benutzt, um mal auszuloten, wer dir einen Job beschaffen könnte.«

Achims Gesichtszüge hellten sich ein wenig auf. »Und?«

»Vorweg: Ich habe dir nicht fast fünfzehn Jahre geschrieben und genauso lange auf dich gewartet, damit ich dich mit irgendjemandem teilen muss. Die Kehrseite besteht aus der Einsicht, dass ich dich nicht einsperren und wie mein Eigentum behandeln darf. Okay, ich bin finanziell unabhängig, allerdings nur auf Rosen, nicht auf einem Orchideenbeet gebettet. Ich habe einen Teil meines Geldes für die Altersvorsorge gut und sicher angelegt, in der Vergangenheit mir hin und wieder etwas dazu verdient.«

»Davon hast du in deinen Briefen nie etwas erwähnt«, stellte Achim fest.

»So bedeutend waren meine Ausflüge in die Berufswelt nicht.«

Achim goss ihr und sich Kaffee nach, fragte: »Von welchen Tätigkeiten sprichst du?«

Inge lächelte verlegen. »Eine Zeit lang habe ich mich als eine Art Nanny versucht, dabei festgestellt, dass ich nie Kinder haben möchte. Ich war Sekretärin in der Firma eines ehemaligen Freundes, bis er mich angebaggert hatte. Aber meistens gab ich Nachhilfeunterricht.«

»In welchem Fach?«

»Englisch. Ich beherrsche die Sprache in Wort und Schrift sehr gut. Auch davon habe ich dich in Unwissenheit gelassen«, erwiderte Inge in einem Ton, der zu verstehen gab, wie unwichtig ihr das Thema erschien.

»Zurück zum Thema: Was erwartest du von mir?«

Inge legte ihre rechte Hand auf Achims linke, drückte sie. »Ich möchte das du glücklich bist, dir noch etwas Zeit lässt um dich in der Freiheit zurechtzufinden. In den letzten fünfzehn Jahren hat sich viel verändert, damit solltest du dich beschäftigen, dich daran gewöhnen. Ich lasse dir auch den Freiraum, den du dazu benötigst. Einer meiner Freunde wäre bereit dich einzustellen, sobald du dich akklimatisiert und dir die notwendige Voraussetzung beschafft hast.«

Achim war hellhörig geworden. Inges Worte in Bezug auf Job und Bewegungsfreiheit boten ihm womöglich die ersehnten Gelegenheiten, um der Beute nicht nur näher zu kommen, sondern sogar ihrer habhaft zu werden. »Ach, welcher Job wäre es?«, fragte er deshalb ehrlich interessiert.

»Du wärst Kurierfahrer für Arzneimittel. Meinst du, das könnte dir gefallen?«

»Das wäre perfekt«, entgegnete Achim euphorisch.

»Dann musst du deinen Führerschein neu machen«, wies ihn Inge auf die Grundbedingung hin.

»Hört sich machbar, insgesamt fabelhaft an.«

»Einen Nachteil gibt es, der mir allerdings sehr zusagt: Es würde sich um einen fünf Tage-Job a sechs Stunden handeln.«

Der Ex-Häftling zuckte mit den Schultern. »Das würde uns doch entgegenkommen. Ich hätte was zu tun, du könntest wieder Nachhilfe geben, dennoch könnten wir viel Zeit miteinander verbringen.

»Gut. Ich gebe meinem Freund nachher Bescheid.«

»Wie dick ist die Freundschaft?«, erkundigte sich Achim gleich im Anschluss, da er die Frage wegen seiner unsortierten Gefühle nicht verdrängen konnte.

»Er ist ein langjähriger Kumpel, glücklich verheiratet, Vater von vier Kindern, ein wirklich anständiger Kerl. Eifersüchtig?«

»Vielleicht«, erwiderte Achim, da er es selbst nicht wusste.

»Was nun, ja oder nein?«, bohrte Inge nach.

»Nicht mehr«, antwortete Achim, bekam einen Kuss auf die Wange, wurde sitzengelassen.

Wesentlich besser konnte es für den ehemaligen Straftäter nicht laufen. Inge hatte sich ins Bad begeben, nachdem sie sich zuvor direkt aus dem Bett zu ihm begeben hatte. Die vorübergehende Einsamkeit, sah man von der Radiomusik ab, brachte ihn ins Grübeln. Es war eine Kleinigkeit, die ihn zum Nachdenken zwang: Woher wusste Inge, dass er einst einen Führerschein besessen hatte? Nur wegen des Raubüberfalls zwangsläufig davon auszugehen, erschien ihm zu einfach. Nie hatten Sie sich schriftlich über den Beutezug ausgetauscht, niemals über ihn geredet. Achim konnte sich

nicht daran erinnern, ob er nach seiner Verhaftung in der Presse und in den Medien als einer der Fahrer beschrieben worden war. Er wusste noch nicht einmal, ob in den Zeitungsartikeln und Nachrichten je von sechs Fluchtfahrzeugen berichtet wurde. Falls, besaß sie ein besseres Erinnerungsvermögen als er. Trotzdem kam ihm die Angelegenheit sonderbar vor.

Apropos Medien: Plötzlich unterbrachen die Lokalnachrichten seine Gedanken. Die Wasserschutzpolizei hatte am frühen Sonntagabend eine Leiche aus dem Neckar gefischt. In diesem Zusammenhang bat die Polizei um sachdienliche Hinweise. Achim konnte es nicht ahnen, aber über seiner wiedererlangten Freiheit zogen trotz des herrlichen Wetters bedrohliche Wolken auf.

Im Verlauf des Tages wurde der Kühlschrank mit einigen notwendigen Kleinigkeiten aufgefüllt, zudem Achim bei einer Fahrschule angemeldet. Dadurch entstanden erneut lästige Pflichten: Erste-Hilfe-Kurs, Sehtest, diese und jene Bescheinigung. Der Preis zum Erreichen einer Fahrerlaubnis hatte Achim einsehen lassen, dass er von Inge zurecht auf die Veränderungen im Alltag hingewiesen wurde. Die Kosten für einen Führerschein betragen inzwischen fast das Dreifache, als es in seinen jungen Jahren der Fall war. Das Leben, ein vermeintlicher Fortschritt und Kostenexplosionen waren eben während seiner Haftstrafe nicht stehen oder ausgeblieben. Dem Dasein von Udo Kring hingegen war auf gewaltsame Weise ein Ende bereitet worden, denn ihn hatte man aus dem Neckar gezogen.

Schon oder erst am nächsten Morgen, es kam auf die Sichtweise an, stand bei Inge Ammer die Kriminalpolizei vor der Tür. Sie ließ die zwei Männer eintreten, führte sie auf die Terrasse, wo sie und Achim zu frühstücken beabsichtigt hatten. Die Männer wiesen sich Achim gegenüber erneut aus, nahmen in zwei Korbstühlen Platz, nachdem ihnen die Sitzgelegenheiten hingestellt und angeboten worden waren.

Der ranghöhere Beamte, ein Kriminalhauptkommissar, erläuterte Achim den Grund ihres Erscheinens, fügte zum Abschluss hinzu: »Wir wissen, dass Sie sich am Samstag mit Herrn Kring getroffen haben.« Genau in diesem Moment betrat Inge die Terrasse, sah Achim ungläubig an, setzte sich dennoch neben ihn und legte eine Hand auf seinen zappelnden Oberschenkel.

»Das stimmt«, gab Achim zu.

»Kommt uns ehrlich gesagt aufgrund Ihrer Vorgeschichte merkwürdig vor. Unser pensionierter Kollege vom BKA war doch entscheidend an Ihrer Verhaftung beteiligt, die Ihnen letztlich eine lebenslange Haftstrafe eingebracht hatte.«

»Das kann man so sehen, ist aus Ihrem Blick auch richtig.«

»Was wollten Sie von Kring?«

»Nicht ich ihn, sondern er hat mich um ein Treffen gebeten«, antwortete Achim, mittlerweile völlig entspannt sitzend.

»Weswegen?«, fragte der Kollege des Kriminalhauptkommissars.

»Hört sich dumm an, aber so ganz klar ist es mir nicht geworden«, log Achim nun erstmals.

»Was wollen Sie von meinem Lebensgefährten? Verdächtigen Sie ihn?«, warf Inge ein.

»Herr Walchen ist einer der letzten, wenn nicht sogar der letzte Mensch, der das Opfer lebend gesehen hat. Zwangsläufig müssen wir ihn befragen«, ergriff wieder der über seinem Kollegen stehende Beamte das Wort.

»Selbstverständlich steht er auf der Liste Ihrer Verdächtigen ganz oben«, stellte Inge vorwurfsvoll fest.

»So voreingenommen wie Sie es uns unterstellen sind wir nicht, aber ja, im Moment führt Herr Walchen besagtes Papier an. Dieses Gespräch kann es ändern.« Der Kriminalhauptkommissar sah von Inge zu Achim: »Wo waren Sie gestern, sagen wir mal ab zwölf Uhr mittags?«

»Hier.«

»Das können Sie selbstverständlich bestätigen, oder irre ich mich?«, drehte der Beamte seinen Kopf wieder Inge zu.

»Als Lebensgefährtin mag ich womöglich nicht das beste und glaubwürdigste Alibi darstellen, nur war er tatsächlich hier bei mir. Wir haben gestern das Haus zu keiner Minute verlassen«, bemerkte sie angriffslustig.

»Das wiederum kann keiner bezeugen, oder?«, ließ der im Dienstgrad niedrigere Kollege nicht locker.

Erneut wurde Inges Mundwerk abweisend aktiv. »Keine Ahnung, vielleicht einer der Nachbarn«, sagte sie, begann damit ohne Achims Wissen ein gefährliches Spiel. Wie von ihr erhofft, gab der Kriminalhauptkommissar an, es zu überprüfen. Ohne ihren Geliebten verließen die Beamten das Haus, wobei sie es sich nicht nehmen ließ, die beiden zur Tür zu begleiten und hinter ihnen die Tür ins Schloss zu werfen.

Durch den Spion sah sie den Männern nach, nahm zur Kenntnis, dass sie sich zum gegenüber liegenden Gebäude begaben. Erleichtert begab sie sich zurück auf die Terrasse, setzte sich in den Stuhl, auf dem vorher der Kriminalhauptkommissar Platz genommen hatte. Ihr entkam ein auffällig tiefer Seufzer, wortlos verschwand sie, kehrte kurz danach mit einer Kaffeekanne zu dem ansonsten gedeckten Tisch in der Hand zurück. »Du warst also am Samstag unterwegs, hinter meinem Rücken«, zog sie mit enttäuschter Stimme ein Fazit.

»Es hat sich kurzfristig ergeben«, log Achim zur Hälfte, da die Umstände des Zusammentreffens mit Udo Kring tatsächlich auf Inges unerwarteten Theaterbesuch zurückzuführen waren.

»Selbst wenn es sich so verhielt, du hast mir am Sonntag auch nichts von deinem Treffen erzählt«, warf sie ihm vor.

»Hätte ich getan, wenn du nicht so kaputt gewesen wärest. Gestern ging es irgendwie wegen den von dir erwähnten Zukunftsperspektiven unter«, brachte Achim entschuldigend hervor.

»Was wollte dieser Kring von dir, wieso hast du dich mit ihm getroffen?«, erkundigte sich Inge nach den Motiven, die ihr Vertrauen in Achim erschüttert hatten.

»Ich weiß es wirklich nicht«, bemächtigte sich der Ex-Häftling einer weiteren Lüge. Er sah Inge zu, wie sie die leeren Tassen mit Kaffee füllte, ergänzte: »Er hat es zwar nicht so formuliert, aber ich glaube, er wollte wissen, wo sich die Beute des Raubüberfalls befindet. Wir saßen auch nicht sehr lange zusammen.«

»Hast du es ihm gesagt?« Die Frage Inges kam überraschend, außerdem sehr forsch über ihre Lippen.

»Wie könnte ich? Ich weiß doch gar nicht, wohin die Beute gebracht wurde«, behalf sich Achim eines weiteren Schwindels.

»Du vergisst, dass ich den Prozess verfolgt habe. Alle hielten dich für den Kopf der Bande, den Organisator, letztlich auch für den Ganoven, dem als Einzigen bekannt war, wo das Diebesgut abgeblieben ist.«

Achim zündete sich eine Zigarette an. Die Unterbrechung des Gesprächs half ihm, den Kurs der Unterhaltung zu seinen Gunsten zu drehen. Seine nächsten Sätze entsprachen ebenfalls nicht der Wahrheit, waren jedoch nicht komplett gelogen. Vielleicht fing er deshalb mit einer Redewendung zu sprechen an, die ein Priester aus Scham nicht in den Mund genommen hätte. »Um ehrlich zu sein, war ich der Kopf, das habe ich zugegeben. Wenn der Raub absolut glatt gelaufen wäre, würde ich wissen, wo sich das gestohlene Zeug befindet, leider ist sehr viel schiefgelaufen.«

»Du meinst die Toten?«

»Auch«, erwiderte Achim, erinnerte sich der Einschätzung des getöteten BKA-Beamten Inges, entschloss sich, sie einem Härtetest zu unterziehen. Wahrheitsgemäß fuhr er fort: »Ich bin damals als Erster von unserem Treffpunkt nach dem Überfall mitsamt der Beute los, habe mich Stunden danach mit meiner Mutter getroffen«, schilderte er die Ereignisse in kurzer Form. Die nächsten Sätze dauerten nicht länger, waren jedoch bis auf die Einleitung unwahr: »Wir tauschten die Fahrzeuge trennten uns. Bevor mir meine Mutter das end-

gültige Versteck des Diebesguts sagen konnte, ist sie überraschend verstorben. Soweit ich mich noch entsinnen kann, war es im zweiten oder dritten Monat meiner Haft.«

»Dann war ja alles total umsonst«, stellte Inge betrübt fest, fragte: »Möchtest du weiter darüber reden?«

»Ehrlich gesagt nicht«, entgegnete Achim ohne zu schwindeln, fügte allerdings noch eine Unwahrheit hinzu: »Ähnlich bekam es Udo Kring von mir zu hören, wer ihn wohl ermordet hat?«

»Du denkst doch nicht, dass sein Tod etwas mit eurem Treffen zu tun hat?«, fragte Inge erschrocken.

Achim schüttelte den Kopf. »Natürlich nicht. Ein Mann in seinem Beruf hatte sicher etliche Feinde, außerdem haben die Leute von der Kripo zu den möglichen Motiven nichts gesagt.«

»Achim, versprichst du mir etwas?«

»Alles, was ich halten kann.«

»Bitte, keine Lügen und Geheimnisse mehr, so könnte ich nicht leben.«

»Mein Ehrenwort«, versprach Achim, hob ungeniert zusätzlich seine rechte Hand, als ob er einen Eid vor einem Geschworenengericht ablegen würde.

Die Situation besaß einen durchaus absurden Charakter. Inge und Achim saßen sich gegenüber, beide hatten ihre Geheimnisse, durch die sie gezwungen wurden, sich gegenseitig zu belügen. Fiel es ihnen am Anfang leicht, wurde es von Tag zu Tag schwerer. Die Bestätigung dafür waren die nachfolgenden Stunden: Die Stimmung war am Boden, die Atmosphäre untereinander getrübt. Sie wirkte unsicher und ver-

letzt, er war angespannt, sichtbar unruhig. Die Minuten vergingen, entgegen Achims Erwartung suchten ihn die Vertreter des Gesetzes nicht erneut auf, obwohl die Uhrzeiger bereits einen Marathon hinter sich gebracht hatten.

Am frühen Nachmittag entschloss sich Inge aus vorgegebener und nicht länger auszuhaltender Neugier ihre Nachbarn gegenüber aufzusuchen. Sie gab an, dass es länger dauern könnte, eine Einladung zu einem Kaffee nicht ausschlagen würde, küsste Achim nur flüchtig auf den Mund, gleich danach verließ sie das Haus. Der Ex-Knacki blieb unter einem Sonnenschirm auf der Terrasse sitzen, rätselte bei einer Flasche Bier über den Mord an Udo Krings. Das er ausgerechnet jetzt umgebracht worden war, konnte seiner Ansicht und Überzeugung kein Zufall sein.

Ω

Im schmucklos eingerichteten Erdgeschoss des Nachbarhauses traf Inge auf zwei Personen, beide männlicher Natur. Stets befand sich nur ein Pärchen vor Ort, welches ihre Villa, Achim und sie nicht aus den Augen lassen sollte. Die Begrüßung Inges erfolgte durch den größer gewachsenen Typen, dem das Wort Charme gänzlich unbekannt zu sein schien. »Na Schätzchen, gibt es etwas Neues oder hast du dich inzwischen in den Kerl verknallt?«

»Habt ihr Trantüten überhaupt bemerkt, dass Achim außer Haus und allein unterwegs war oder muss ich mich um alles selbst kümmern?«, konterte Inge unbeeindruckt. »Was war mit den Bullen?«

»Keine Sorge, die sind wir los. Wir haben Ihnen unsere hübschen Ausweise gezeigt, Ihnen als Schatten Walchens glaubwürdig dargelegt, dass er und du am Sonntag das Haus nicht verlassen haben«, erklärte derselbe Kerl.

»Wurden die beiden nicht skeptisch?«, gab sich Inge mit der Aussage nicht zufrieden.

»Natürlich wollten Sie wissen, weshalb wir ihn observieren. Nach dem Motto mit der Wahrheit kommt man am schnellsten voran, erhielten sie Auskunft, zogen danach ab«, sagte der Taktgeber, der das Team anführte, den Inge auch schon länger kannte.

»Ihr habt ihnen erzählt, dass wir ihn wegen der Beute beschatten?«

Der Anführer winkte ab. »Mach dir keine Gedanken deswegen. Für die Zwei war die Aussage einleuchtend, wahrscheinlich haben sie sich deswegen ohne weitere Fragen aus dem Staub gemacht.«

Inge gab sich damit zufrieden, das Gehörte klang einleuchtend. »Okay, dann sind wir die Kripo los, aber was bitte ist am Samstag geschehen?«

Der Teamsprecher schüttelte verärgert den Kopf. »Er hat nach deinem Verschwinden telefoniert, sich verabredet, mit seinem Gesprächspartner eine Unterhaltung geführt, danach ist er schnurstracks wieder hierher. Wir waren ihm immer auf den Fersen, er kann den Mord unmöglich begangen haben.«

Obwohl es so nicht hätte sein sollen, die Nachricht wirkte auf Inge erlösend. Um ihre Gefühle zu verbergen, sah sie sich um, sagte monierend: »Feiert ihr eine Party oder was geht hier sonst ab?«, fragte sie, bezog sich damit auf den vorherrschenden Saustall. Leere Flaschen und Gläser standen herum, der Tisch war mit dreckigem Geschirr übersät, der Boden einer Zimmerecke von leeren Pizzakartons bedeckt.

Das Großmaul ging nicht auf das Thema ein, stattdessen hielt er die Zeit für gekommen, um seinerseits Fragen zu stellen. »Walchens Spaziergang am Samstag ist geklärt, deiner nicht. Was sollte der nicht abgesprochene Alleingang? Wo warst du? Mit dem Märchen vom Theaterbesuch kannst du Walchen blenden, mich nicht.«

Inge ignorierte die Frage: »Achim wird in Zukunft öfter allein unterwegs sein, bestimmt einen Weg suchen, wie er an die Beute herankommt. Wenn er hundertprozentig sicher ist, dass ich ihm seine Freiheiten lasse, kommt die Stunde, in der er uns zu ihr führt. Wir müssen vorbereitet sein, personalmäßig aufrüsten«, stellte sie eine Prognose zu den künftigen Abläufen in den Raum.

»Ein zusätzliches Team? Wir sind bereits drei, ein zusätzliches wird schwer sein, genehmigt zu bekommen.«

»Achim wird mutiger, selbstbewusster, damit unberechenbar. Ab sofort kann es geschehen, dass er immer häufiger etwas allein unternimmt. Nicht heute oder morgen, aber wir brauchen in den nächsten Tagen ein viertes Team, ein weiteres sicherheitshalber zur Reserve.«

»Siehe da, aus Walchen ist bei dir Achim geworden.«

»Arschloch!«

»Hör zu Süße: Du weißt, wie es läuft«, entgegnete der Beschimpfte, fügte nach einer Unterbrechung hinzu: »Mensch Prinzessin, ihr treibt es seit Wochen miteinander, da wird ihm doch das eine oder andere über die Lippen gekommen sein«, sagte der Typ ohne Charme.

»Habt Ihr durch die Wanzen etwas davon mitbekommen? Ich nicht! Falls es euch Schlauköpfen entgangen ist: Walchen hat während seiner Haftzeit trotz zahlreicher Besuche verschiedener Behörden nie einen Ton über die Beute verloren. Er hat keinen seiner Komplizen verraten, verzichtete auf jedes Angebot, welches seine Strafe gemildert hätte. Überhaupt, bist du eifersüchtig? Hör gut zu: Walchen ist kein Weichei wie du, der lässt sich nicht so einfach um den Finger wickeln. Er vertraut mir immer mehr, ich kriege ihn schon weich. Allerdings wird es noch dauern, wir müssen geduldig bleiben«, zeigte sich Inge überzeugt, hatte zudem darauf geachtet, den Vornamen ihres Mitbewohners nicht erneut auszusprechen.

»Ja, ja, ja!«, knurrte der Angesprochene. »Du schuldest mir noch eine Antwort«, hielt er Inge zurück, die gehen wollte.

»Ach ja, welche?«

Der Teamsprecher sah Inge aus zusammengekniffenen Augen an. »Wo warst du von Samstag auf Sonntag?«

»Du blöder Trottel. Ihr seid drei Teams je zwei Mann, schiebt hier gemütliche Schichten von acht Stunden, während ich mich seit zwei Wochen Tag und Nacht um Walchen kümmern darf. Walchen aus der Reserve zu locken, bedeutet, ihm Bewegungsfreiheit zu geben. Genau das habe ich am Samstag gemacht. Es geschah mit Genehmigung von oben, wenn du es nicht glaubst, frag nach.«

»Werde mal nicht zickig. Alles schön und gut, aber es ist keine Antwort auf meine Frage, wo du warst«, erwiderte der Hüne.

»Was geht es dich an?«

Der Kerl lächelte Inge an, nicht freundlich, eindeutig von oben herab. »Naja, Walchen hat Krings nicht ermordet, wer dann? Am Ende du?«

Inge versetzte dem fehlgeleiteten Charmeur einen Tritt gegen das Schienbein, wartete, bis er sich von dem Schlag erholt hatte und humpelnd an dem verdreckten Tisch Platz nahm. »Kümmerst du dich um die Verstärkung oder soll ich dir diesen Job auch noch abnehmen?«

»Ich probiere es, glaube nicht, dass es was bringt«, antwortete der Getretene mit schmerzerfüllter Stimme.

»Falls nicht, müsst Ihr eure Schichten auf zwölf Stunden erweitern, damit immer ein Team frei zur Verfügung steht.« Inge nickte dem schweigsam und unverletzt gebliebenen Partner des Teams freundlich zu, fast so, als ob sie sich bei ihm für den Fußtritt entschuldigen musste. Mit einem »Wir

sehen uns«, verließ sie das Gebäude um das auf der anderen Straßenseite zu betreten, wo sie Achim aus Erleichterung um den Hals fiel, schließlich war er kein Mörder.

Als er sie verblüfft ansah, immerhin hatte er Inge so impulsiv erst einmal erlebt, nämlich bei seiner Entlassung aus der Haft, überkam sie ein Schamgefühl. Sie kannte Achims Werdegang, ihr waren die Prozessakten bekannt, trotzdem hatte sie ihn verdächtigt, den Mord an Udo Kring begangen zu haben. Sicher, sie hatte ihm ein Alibi gegeben, aber der Ermordete war aus dem Neckar gezogen worden. Die Todeszeit konnte von daher variieren. Nun waren ihre Zweifel beseitigt, dafür stand sie im Haus gegenüber, noch dazu bei ihren Kollegen, im Verdacht, die Täterin zu sein. Inge fing das Spiel zu bereuen an, auf welches sie sich eingelassen hatte, doch eine Alternative besaß sie nicht. Sie war Mitarbeiterin einer Abteilung des Bundesnachrichtendienstes, hatte zu tun, was ihr gesagt wurde. Der Weg ihrer Karriereleiter verlief steil nach oben, die Verweigerung einer Dienstweisung hätte einen tiefen Fall nach sich gezogen. Davon wäre nicht nur sie betroffen gewesen, sondern auch ihre Ideale. Ihre Denkweise, ihr Job, auch ihre Geheimnisse, insbesondere ihre Gefühle weckten die Sehnsucht nach einem normalen Leben. Die Zweifel an ihrem Tun und Handeln nahmen zu, die zu bewältigenden Aufgaben erschienen ihr zunehmend sinnlos.

Ω

Die folgenden zwei Wochen konnten kaum verschiedener sein. Für Inge und Achim bestanden die ersten sieben Tage aus inniger Annäherung, vielen Gesprächen und den Pflichten, die ein Alltag mit sich brachte. Dazwischen alberten sie viel herum, träumten von einem Urlaub im Süden, machten sich vor, von keinen Sorgen geplagt zu werden. Der Ex-Häftling trat den Theorieunterricht für den Führerschein an, absolvierte erste Fahrstunden, durch die ersichtlich geworden war, dass ihm horrenden Kosten erspart bleiben könnten, wenn er in der Theorieprüfung nicht versagen würde. Nach den zweistündigen Unterrichtsstunden holte ihn Inge ab, im Anschluss gingen sie Essen oder besuchten eine Bar. Die teilweise vorhandene Oberflächlichkeit der Unterhaltungen verschwand vollends, die Gespräche gewannen an Tiefe, Offenheit und Verständnis.

Doch schon der achte Tag begann mit einer Katastrophe, die eine Woche einläutete, die zu einem Albtraum werden sollte. Zuerst verschwand der Hauskater "Moritz", gefunden wurde er aufgeschlitzt an einem Baum im Garten hinter der Terrasse. Er baumelte wie ein auf den Kopf gestellter Hase an einem Ast, sah auf seltsame Weise einem von Indianern gequältem Pferdedieb im Wilden Westen ähnlich, da ihm sogar die Zunge aus dem Maul hing. Der Rest seines tierischen Körpers bestand aus blutdurchränktem Fell, herausquellenden Innereien und ausgehöhlten Katzenaugen. Der nächste Schock ereignete sich schon am nächsten Vormittag. Der Briefträger überbrachte Inge ein an sie adressiertes Päckchen, welches mit dem gefälschten Absender eines bekannten Online-Shops versehen war. Der Inhalt bestand aus bru-

tal zertrümmerten Schildkrötengehäusen, was offensichtlich eine an sie gerichtete Drohung oder Warnung darstellen sollte. Von wem und warum, wollte Achim wissen, doch Inge äußerte sich nicht dazu, verhielt sich ahnungslos, nahm die Ereignisse nicht auf eine Art hin, wie es für eine Frau typisch gewesen wäre. Anstatt einen Schrei loszulassen, schockiert zu sein, gewisse Ängste zu zeigen und zu äußern, nahm sie die Vorkommnisse keinesfalls gelassen, aber doch ziemlich gefasst auf. Bereits die zwei Vorfälle brachen bei ihr und Achim alte Wunden auf. Ihr Vertrauen in ihn sank, die Flügelschläge der Schmetterlinge in ihrem Bauch wurden nicht schwächer, aber leiser, obwohl sie ihn ebenso belog, wie umgekehrt. Der Teamsprecher im Haus gegenüber hatte recht, sie hatte sich in Achim verliebt, was niemals hätte geschehen dürfen. Nicht sein Herz waren das Ziel ihrerseits und der Beobachter auf der anderen Straßenseite, stattdessen die gestohlene Fracht des Geldtransporters. Der zehn Kartons habhaft zu werden, sie im Notfall zu vernichten lautete ihr Auftrag.

Achims Gefühle erhielten ebenfalls einen Rückschlag, die Bedenken ihr gegenüber kehrten zurück. Es verhielt sich nicht so, dass er ihr derzeit stärker vertraut hätte als in der Zeit zuvor, nur befand sich seine Skepsis ständig auf dem Prüfstand. Sie lag sozusagen fortwährend auf einer antiken Goldwaage, erreichte nie eine Balance, die ihrem Zusammenleben gerecht geworden wäre. Inge benahm sich an manchen Tagen wie eine Mutter, an anderen wie eine Ehefrau, überwiegend wie eine Geliebte, die zugleich die beste Freundin war. Der Kater und die Schildkrötengehäuse ga-

ben Achim zu denken. Das perverse Vergehen an einem Haustier und das Päckchen, beide waren an Inge gerichtete Botschaften, allerhöchstens an sie beide, aber niemals ausschließlich an ihn. Bei dieser Feststellung handelte es sich um einen Gedankengang, der ihn verstehen ließ, dass er sich um Inge Sorgen machte. Unabhängig was Udo Kring über sie gesagt hatte, eine Zukunft ohne sie konnte sich Achim nicht mehr vorstellen. War das Liebe? Ihm waren ihre Geheimnisse egal, auch er besaß Ecken und Kanten, zudem eine Vergangenheit, auf die er nicht stolz sein konnte.

Die Nacht verging ohne Zwischenfälle. Der Morgen vertrieb die Dunkelheit, brachte ein Gewitter mit. Es ließ Inge und Achim alles andere als tatenlos länger im Bett bleiben. Der Tag fing also harmonisch an, wäre es geblieben, wenn sich Inge gut gelaunt an den Frühstückstisch gesetzt hätte. Nicht das Gegenteil traf zu, sondern ein Wesenszug, der für Achim in dieser Form neu an ihr war. Mit versteinertem Gesicht nahm sie wie immer seitlich zu ihm Platz, so dass sie am Kopfende des Tisches saß, er zu ihrer rechten an der Längsseite. Als er etwas sagen wollte, legte sie den Zeigefinger ihrer rechten Hand auf seine Lippen, den linken auf die ihren, wobei sie ganz leicht für einen Moment den Kopf zu schütteln anfang. Nach der Szene, mit der sie Achim zum Schweigen verdammt hatte, ergriff sie das Wort: »Was hältst du davon, wenn wir nach dem Frühstück spontan einen Tagesausflug unternehmen? Von mir aus auch einen Städtetrip, zum Beispiel nach Augsburg oder Koblenz. Wenn du dazu keine Lust hast, wäre ich mit einem ausgiebigen Spaziergang am Neckar zufrieden«

»Hört sich alles gut an«, erwiderte Achim, der die Situation nicht wirklich einschätzen konnte, sich jedoch an die Anweisung hielt, kein anderes Gesprächsthema aufzugreifen. Ob ihn Inge mit ihrer Aktion warnen oder die Unterhaltung ihrem Sinn nach führen wollte, war undeutlich geblieben.

»Ich habe vorgeschlagen, du entscheidest.«

Achim überlegte, dabei fiel ihm sein noch glücklicherweise überschaubarer Terminkalender ein, damit der Theorieunterricht am frühen Abend in der Fahrschule. »Spaziergang, zwischendurch nimmst du von mir eine Einladung zum Essen an, wenn du Hunger bekommst.«

Inge lächelte, nippte an ihrem Kaffee, sagte: »Schön, dann mache ich mich mal fertig«, sagte sie, erhob sich und verschwand nach oben in die Dusche. In der Tür zur Essküche zeigte sie Achim an, ihr zu folgen.

In der oberen Etage wiederholte sie den Akt mit dem Zeigefinger, zog Achim in die Duschkabine, ließ das Wasser laufen. »Wir müssen reden, aber nicht hier. Zieh dich an, wenn du etwas sagst, dann bitte nur belangloses Zeug. Ich erkläre dir alles nachher«, versprach sie, küsste ihn und schob ihn aus der Kabine, bevor sie in Versuchung geriet, seinen Streicheleinheiten zu erliegen.

Ω

Zeitgleich wunderte sich das Observationsteam im Haus gegenüber über Inges Verhalten. Die zwei Männer, noch war die Schicht des niveaulosen Typs und seines Partners nicht angebrochen, informierten die für sie zuständige Zentrale, dass sie in Kürze die Beschatung außerhalb ihres Standorts fortsetzen müssten.

Das vor Ort befindliche Team, bestehend aus den Decknamen "Jaguar" und "Panther", welches mit dem Codewort "Wildkatze" versehen worden war, machte sich zum Aufbruch bereit, begann auf das Paar zu warten.

»Wir könnten uns schon ins Auto setzen, die werden sicher bald herauskommen«, schlug Jaguar vor.

»Wir rühren uns nicht von der Stelle, nicht dass wir etwas verpassen«, entgegnete Panther, wurde einige Minuten danach in seiner Einschätzung bestätigt.

Innerhalb der Mauern des Gebäudes auf der anderen Straßenseite fand ein Telefongespräch statt, dass zu kurz war, um es nachverfolgen zu können. Das Einzige, was die Männer über die Wanzen vernahmen, bestand aus einem einzigen Wort, es lautete "Charité", kaum ausgesprochen hatte Inge das Gespräch beendet. Sie hatte eine Entscheidung getroffen, wies Achim an, die wichtigsten Sachen zu packen, auch sein Bargeld einzustecken. Ausdrücklich betonte sie, dass er kein Handy mitnehmen durfte.

Das Team vom BND wartete und wartete. Es vergingen zehn Minuten, zwanzig, schließlich verließen Achim und Inge die Villa. Sie trotteten in die Garage, stiegen ins Fahrzeug, fuhren mit Inge am Steuer los. "Jaguar" und "Panther" eilten zu ihrem Wagen vor dem Haus, sprangen ins Auto,

nahmen die Verfolgung auf. Sie verließen über die einzige Zufahrtstraße das edle Wohnviertel, bogen auf die Fahrbahn in Richtung Innenstadt, verfolgten im Augenblick nur das Signal des Peilsenders, der hinter dem Kennzeichen Inges Gefährts seit Wochen steckte. An der nächsten Kreuzung wurde das Team "Wildkatze" seitlich gerammt, nicht schwer, aber ausreichend genug, um stehen bleiben zu müssen. Der Kontakt zum Sender ging dadurch verloren, die Verfolgung musste abgebrochen werden.

In Richtung City fahrend änderte Inge plötzlich den Kurs, fuhr auf die Autobahn und gab Gas. Schon beim Besteigen des Wagens hatte sie Achim gebeten zu schweigen, ruhig zu bleiben, bis sie die Stille brechen würde. Sie steuerte mit feucht gewordenen Augen auf Frankfurt zu, blieb auf halber Strecke auf einem Parkplatz stehen, fing unvermittelt heulend an, wie eine Furie auf Achim einzuschlagen. Sie schlug mit den Fäusten gegen seinen Oberarm und seine Brust, bis es ihm gelang, sie mit seinem Armen fest an sich zu drücken.

»Ich bin so gut wie tot, wir beide sind es«, brachte sie schluchzend hervor, nachdem sie die Kraft ihrer Gegenwehr gegen die Umarmung verlassen hatte.

Der aufgeschlitzte Kater "Moritz", die zertrümmerten Behausungen von Schildkröten waren der Anfang einer fürchterlichen Woche, doch das waren nur die Vorboten des Alptrahms, der folgen sollte. Bereits am späten Nachmittag dieses nach dem Gewitter im Dauerregen versinkenden Tages erfolgte in den Medien ein Fahndungsbericht: Wegen Mordes an einem pensionierten Kriminalhauptkommissar wurden als Tatverdächtige Inge Ammer und Achim Walchen ge-

sucht. Die Fluchtmöglichkeiten der beiden konnten auf diese Weise erheblich eingeschränkt werden. Letztlich spielte es keine Rolle, ob es jemanden interessierte, welche Behörde die beiden fassen wollte. Ihre Bewegungsfreiheit war genauso groß wie die einer Schnecke in ihrem Schneckenhaus. Sie hatten keine Wahl, fuhren weiter in Richtung Frankfurt, noch war die Suchmeldung nicht an die Presse weitergeleitet worden.

Den einzigen Satz, den Achim bis zur Ankunft in der Mainmetropole sagte, hätte ihre Lage nicht besser beschreiben können. »Du hast recht, wir sollten reden«, sprach er Inges Äußerung an, die sie ihm unter der Dusche gesagt hatte.

In Frankfurt blieb ihnen noch die Zeit einen Teil ihres verfügbaren Guthabens abzuheben, das durch die Regelungen der Finanzinstitute je nach Bank und Bonität limitiert war. Inge brachte immerhin fünftausend Euro zusammen, Achim musste sich mit einem Tausender begnügen. Mit sechstausend Euro kam man nicht weit, es war beiden klar, aber der Ex-Häftling hatte auch nicht vor, sich auf eine Flucht rund um den Globus zu begeben. Noch wusste er nicht, was Inge genau angestellt hatte, umgekehrt besaß sie keine Ahnung von seinen Plänen. Im Augenblick waren die Details nicht wichtig, würden dann ein Gewicht bekommen, wenn eine Aussprache samt Beichte hinter ihnen lag. Sie entschlossen sich Inges Auto in Frankfurt stehen zu lassen, setzten ihren Weg mit dem Zug fort. Nicht Inge führte Achim zu diesem oder jenem Bahngleis, stattdessen er sie, ohne ihr einen Zielort zu nennen. Er schob sie in eine Regionalbahn, die irgendwann in Göttingen ankommen würde, doch noch bevor

sie dort ankamen, saßen sie in einem anderen Zug. Zu diesem Zeitpunkt konnte von Sehnsüchten, Träumen, einem normalen Leben keine Rede sein. Ein gewöhnlicher oder gar zufriedenstellender Alltag sah anders aus. Den Regen hatten Inge und Achim hinter sich in Hessen gelassen, inzwischen war die Suchmeldung publiziert worden, zudem die Nacht hereingebrochen. Sie befanden sich in Thüringen, in einer Pension hinter Eisenach, lagen im Bett, sie mit ihrem Kopf auf seiner Brust, er hatte seinen Arm um sie gelegt. In den letzten Stunden hatten sie kaum ein Wort gewechselt, wenn nur über belangloses Zeug gequatscht. Selbst nebeneinander liegend schwiegen sie zunächst, fast wäre man geneigt gewesen zu glauben, die Ereignisse des Tages hätten sich auf ihre Stimmbänder ausgewirkt.

Ob Auto, Bus oder Zug, selbst zu Fuß besaßen Reisen, Fußwege oder Spaziergänge die Eigenschaft, einen Menschen zu schlauchen oder sogar fix und fertig zu machen. Fast gleichzeitig schliefen Inge und Achim ein, sie kurz vor ihm, dafür war sie ein paar Minuten früher wach geworden als er. Schon mit dem Öffnen der Augen war ihnen bewusst, dass ihnen ein Tag bevorstand, an dem sich ihre Wege endgültig verschmelzen oder für immer trennen würden.

Gelogene Wahrheiten

Inges Stimme durchbrach die Stille, nachdem er ihre Nähe zugelassen hatte. »Es tut mir leid«, sagte sie, ohne sich auf etwas Bestimmtes zu beziehen.

»Mir auch«, erwiderte Achim flüsternd, fuhr ihr mit seiner freien Hand über die Haare.

»Was tut dir leid?«, drehte sich Inge auf den Bauch, sah ihn fragend an.

»Alles, nichts, keine Ahnung.«

Die Antwort war nichtssagend, aber Inge verstand sie dennoch, fühlte ähnlich. »Geht mir auch so«, lächelte sie ihn mit ihren Augen an, mit dem Mund war ihr danach nicht zumute. »Du hättest heute nicht mitkommen müssen, wieso hast du es getan?«, fügte sie nach ein paar Sekunden hinzu.

»Vielleicht aus Liebe zu dir, eventuell auch nur, damit dieser Spuk endlich einmal ein Ende nimmt. Wäre ich in Heidelberg geblieben, egal wohin später hingezogen, es würde immer von vorne beginnen.«

»Wovon redest du?«

Achim zwängte sich aus dem Bett, holte seine Zigaretten aus der an der Garderobe hängenden Sommerjacke, griff nach dem Aschenbecher auf dem Tisch. Er stellte ihn auf den Nachttisch, zündete sich eine an, erst danach setzte er sich wieder neben sie. »Wenn ich völlig offen rede, wirst du es auch tun?«

Inge nickte, stellte eine Gegenfrage: »Habe ich das heute Vormittag in gewisser Weise nicht bereits getan?«

»Udo Kring hat mich vor dir gewarnt. Womöglich hat es genau dieser Punkt bisher verhindert, weshalb ich dich nicht bedingungslos liebe, sondern nur abgöttisch in dich verliebt bin.«

»Achim, ich liebe dich, deswegen sah ich keinen anderen Ausweg als Heidelberg zu verlassen.«

»Was wäre ansonsten geschehen?«

»Ich weiß es nicht, aber der Kater, das Paket. Mir wurde klar, dass da etwas nicht stimmt.«

»Okay, darauf kommen wir noch zurück. Jetzt ein paar Fragen, ich werde erkennen, ob du mich belügst. Hinterher kannst du mich testen, einverstanden?«

»Leg los!«, forderte sie ihn auf und drehte sich auf den Rücken, damit er ihr Gesicht besser sehen konnte.

Dieser Scheiß Kater, er ist immer nur am Wochenende um das Haus herumgestreunt. Du hast ihn zwar gefüttert, aber gehört hat er dir genauso wenig wie die Villa.«

»Beides korrekt.«

»Wem gehört die Hütte wirklich?«

»Das Gebäude und das Objekt gegenüber befinden sich im Besitz des BND. Ort und Lage waren ideal um Zeugen zu verstecken.«

Achim kam ins Staunen, was ihn drängte, eine Zwischenfrage zu stellen. »Der Staat gibt so viel Geld für die Unterbringung und Sicherheit seiner Zeugen aus?«

»So weit ich weiß, sind die Häuser einst relativ günstig erstiegen worden.«

»Wann hast du mir wirklich einen Brief ins Gefängnis geschickt?«

»Nie, mein Liebling, ich habe dir niemals einen Brief geschrieben«, überraschte Inge den neben ihr im Bett aufrecht sitzenden Mann. »Ich weiß nicht wie viele Schreiben du bekommen hast, aber ich schätze, die meisten werden von Mitarbeiterinnen des BND verfasst worden sein.«

»Wieso dann die Geschichten mit der angeblichen Krankheit und den Marotten?«

Inge nahm sich die Freiheit, setzte sich ebenfalls hin. »Ich war nicht von Anfang an involviert, aber eines weiß ich: Du hast keinen blassen Schimmer, was für ein Aufwand wegen dir betrieben wurde. Unzählige Frauen an Standorten in ganz Deutschland verteilt, waren damit beauftragt, dir ausgearbeitete Texte zu schreiben und zuzuschicken. Ganz oben war man sich sicher, irgendwann würdest du irgendeiner antworten. Niemand hat damit gerechnet, dass es bis kurz vor Ende deiner Haft nicht passieren würde. Aus diesem Grund hat man dich irgendwann mit manchen Briefen zu manipulieren versucht, in ihnen an dein Mitgefühl appelliert. Du bist trotzdem nicht weich geworden. Eine Hoffnung diesbezüglich bestand darin, dass du Inge dein gesamtes Wissen preisgeben würdest, da sie es wegen ihrer Krankheit ohnehin nicht auf Dauer behalten könnte.«

Achim hatte die Sätze überdacht, was erneut eine Zusatzfrage mit einem Fluch davor verursachte: »Diese Schweine! Was ich nicht verstehe, wieso hast du die Rolle der angeblich kranken, von was weiß ich besessenen Inge übernommen?«

»Purer Zufall. Ich kam den beschriebenen Äußerlichkeiten am nächsten, stand zur Verfügung, hatte keine Chance den Auftrag abzulehnen.«

»Also musstest du alle Zeilen, die ich von Inge Ammer bekommen hatte, mehr oder weniger auswendig lernen, dich ihren Gepflogenheiten so gut es geht anpassen?«

»Ja.«

»Die Villa war von Beginn an verwanzt?«

»Ebenfalls ja, jede Etage, jedes Zimmer.«

»Scheiße.«

Inge sah Achim an, lächelte zum ersten Mal seit einer gefühlten Ewigkeit. »Hat trotzdem Spaß gemacht.«

»Zurück zu Udo Krings: Hast du bemerkt, dass er dir auf den Fersen bleiben wollte?«, erwiderte Achim schmunzelnd.

»Nein, aber meine Kollegen im Haus gegenüber. Sie haben ihn schließlich auf verschiedene Art daran gehindert, mich zu verfolgen.«

»Wodurch sein Misstrauen dir gegenüber stieg. Dein Auftrag lautet, das Versteck der Beute herauszufinden, richtig?«

»Ja. Ich bin Mittel zum Zweck.«

»Du hast mich diesbezüglich nie bedrängt, bist mir eher wie eine Klette gefolgt, damit ich mich um sie nicht kümmern kann, sehe ich das falsch?«, fragte Achim und war besonders auf diese Antwort gespannt.

»Keineswegs. Ich wünschte, das Diebesgut würde nicht existieren. Ich sah dich im Knast, es hat sofort Bäng gemacht. Am liebsten wäre mir, ich könnte beweisen, dass du keine Ahnung hast, wo sich das Diebesgut befindet oder dass du den Platz des Verstecks vergessen hast. Es ist ein Druck entstanden, durch den ich mich veranlasst sah, mit dir aus Heidelberg zu verschwinden.«

»Weißt du wodurch?«

»Nein, nur glaube ich das es etwas mit Krings Tod zu tun hat.«

»Haben ihn deine Kollegen ermordet?«, erkundigte sich der ehemalige Straftäter.

»Ich glaube nicht, bin mir aber nicht sicher«, antwortete Inge.

»Noch einmal eine Kehrtwende: Wieso der Unsinn mit dem Paket, die Schweinerei mit dem Drecksviech von Kater?«

»Garantiert ist dafür der Druck verantwortlich, von dem ich sprach«, legte sie ihren Kopf auf seine Schulter. »Die wollten, dass ich den Kopf verliere, haben meine Gefühle zu dir erkannt. Bestimmt denken Sie, dass unsere Situation dich zwingen wird, das Versteck der Beute aufzusuchen, damit wir für immer untertauchen können. Eines haben meine Kollegen allerdings geschafft: Sie haben der Kripo belegen können, dass du mit der Ermordung von Kring nichts zu tun hast.«

»Ich habe mich schon gewundert, warum sie nicht noch einmal aufgetaucht sind. Du wirst aber verstehen, dass sich meine Dankbarkeit dennoch in Grenzen hält.«

Inge hob den Kopf an. »Können wir den Spieß nun umdrehen?«

»Gleich. Dein Bekanntenkreis, der für mich aufgehobene Job als Kurierfahrer, alles gelogen?«

»Von A bis Z. So kompliziert es sich anhören mag, irgendwie musste ich unbedingt verhindern, dass du dir eine Arbeit suchst. Damit wollte ich dich beschützen.«

»Wo warst du dann an dem Samstag?«

»Ich musste meinem Chef einen Bericht abgeben, dich bewerten, unsere Chancen in Hinsicht auf die Aufgabe deiner künftigen Hartnäckigkeit einschätzen.«

»Aber du hast wegen dem Nachbarhaus gewusst, dass ich an diesem Tag unterwegs war, obwohl du mir deswegen Vorwürfe gemacht hast.«

»Ich habe es am Sonntag erfahren, bin kurz rüber gesprungen, als du unter der Dusche warst. Ja, ich wusste von deinem Ausflug in die Stadt, wir wussten mit wem du dich getroffen hattest. Das Team von gegenüber hat euch keine Sekunde aus den Augen gelassen, auch wenn Kring sie entgegen seiner zur Schau getragenen Vorsicht nicht entdecken konnte. Nichtsdestotrotz waren meine Vorhaltungen berechtigt. War es das nun?«

»Eine letzte Frage noch: Wie heißt du wirklich?«

»Mein Name lautet wirklich Inge Ammer. Bei den Briefen wurden stets Namen von Frauen verwendet, die für den BND tätig waren. Ich stelle mich also aus purem Zufall selbst dar, obwohl der Inhalt der Schreiben nichts mit meiner Persönlichkeit zu tun hat. So, nun bin ich dran«, sprang sie aus dem Bett, stellte einen Stuhl ans Fußende, setzte sich und begann sich nebenbei im Sitzen eine Bluse anzuziehen.«

»Ich warte«, sagte Armin, nachdem das Kleidungsstück ihren Oberkörper zierte, sie ihn schweigend ansah. »Können wir das Fragespiel im Frühstücksraum fortsetzen? Ich habe Hunger, brauche eine Kanne Kaffee.«

Ω

Die Pension war eine Übernachtungsstätte, die hohe Erwartungen nicht erfüllen konnte. Toilette, Bad und Dusche befanden sich auf den Fluren, außer einem dafür deftigen Frühstück, gab es keine weiteren Speiseangebote. Sie wurde schon deshalb kaum von Gästen frequentiert, lag zudem abseits an einer Landstraße, damit ideal für Inge und Achim. Ihnen war die Herberge von einem Taxifahrer empfohlen worden, nachdem sie ihn um einen äußerst ruhigen Übernachtungstipp gebeten hatten.

Achim und Inge verzichteten auf eine Morgendusche, nahmen nach einer Katzenwäsche im ansonsten verlassenen Frühstücksraum an dem für sie gedeckten Tisch Platz. Kaffee, Rührei mit Schinken, dazu gebratene Speckscheiben, ofenfrische Brötchen, Ei, Orangensaft, dazu verschiedene Wurstsorten und Brotaufstriche, besser konnte ein Tag nicht beginnen. Inge schien vor lauter Hunger keine Fragen stellen zu wollen, deswegen kam Achim auf ein Detail zu sprechen, das sich weigerte, ihm aus dem Kopf zu gehen. Inge verzichtete zunächst darauf, die Fragestunde fortzusetzen. Zu groß war ihr Hunger, zu appetitlich sah der gedeckte Frühstückstisch aus. Als sie satt war, auf den leeren Teller vor sich die Kaffeetasse stellte, machte sie eine Bemerkung, die Achim imponierend fand. »Ich bin deiner Meinung, meine Kollegen sind Schweine, die ganze Behörde besteht aus Lügen und Intrigen.«

Achim füllte ihre ausgetrunkene Tasse, goss sich ebenfalls Kaffee nach, fragte: »Welcher Einsicht liegt deiner Beurteilung zugrunde?«

»Die Fahndung nach uns.«

»Der schnellste Weg um uns in die Enge treiben zu können, sei es aus Geldmangel oder sonstigen Umständen. Es ist zugleich ein Versuch, mich aus Verzweiflung zum Versteck der Beute zu drängen. Natürlich ist es ein perfides Spiel, schließlich haben wir mit dem Mord nachweislich nichts am Hut. Was mich anbetrifft haben es deine Kollegen belegt, was dich angeht, kannst du kein besseres Alibi als deinen Chef haben. Ändert nichts daran, dass wir in der Klemme stecken. Wie du gesagt hast, deine Gefühle sollen mich zu Fehlern verführen, du bist das Mittel zum Zweck.«

Inge nahm die Kaffeetasse in die Hand, stellte sie sogleich wieder ab, verschränkte die Hände unter ihrem Kinn. »Ich will nicht wissen, wo die gestohlene Fracht liegt, welchen Wert sie besitzt, was sie so interessant macht. Nur in einer Sache würde ich gerne die Wahrheit erfahren: Hast du mich in Bezug auf ihren Standort belogen? Weißt du, wo sie sich befindet?«

»Ja, ich habe vermutlich gelogen. Wenn es meine Mutter vor ihrem Tod geschafft hat, unseren Plan durchzuziehen, kenne ich den Standort. Falls sie dazu nicht mehr in der Lage war, kann ich nur raten.«

»Danke für deine Ehrlichkeit. Ich denke, in Sachen Lügen sind wir quitt. Weitere Fragen bis auf eine werde ich dir nicht stellen, gebe aber zu, dass ich gerne erfahren würde, welches Motiv dich zu dem Raubüberfall verleitet hatte. Du musst es mir nicht heute erzählen, kannst dann darüber sprechen, wenn dir danach ist. Zu meiner nächsten und letzten Frage: Wie geht es weiter, was sollen wir tun?«, zeigte sich Inge ratlos.

»Wir werden keinesfalls deinen Kollegen oder irgendeiner Behörde das Vergnügen bereiten, uns jagen zu dürfen«, entgegnete Achim in einem Ton, der kämpferisch klang.

»Was hast du vor?«

»Das Zimmer bezahlen, ein Taxi kommen lassen, danach tauchen wir ab, aber nicht unter.«

Inge seufzte. »Wenn uns der Taxifahrer erkennt?«

»Bekommen wir kein Problem. Wir behalten ihn bis zum Zielort im Auge, bevor er hinterher jemand verständigen kann, sind wir schon wieder über alle Berge. Du bist BND-Beamtin, du kannst immer noch aussteigen.«

»Ich weiß, denke nicht daran. Entweder für immer gemeinsam und zusammen oder gar nicht.«

Eine Stunde später saßen Inge und Achim in einem Taxi mit dem Ziel Richtung Berlin. Der Fahrer zeigte sich erfreut über die unerwartete Umsatzsteigerung, es wurde ein Festpreis vereinbart, schon ging es los. Über die A 4 erreichten sie Erfurt, setzten die Fahrt auf Bundesstraßen fort. Magdeburg wurde links liegen gelassen, der Hauptbahnhof Potsdam am frühen Nachmittag erreicht. Der Fahrer trat den Rückweg an, ohne Frage hatte er nie etwas von seinen Fahrgästen gehört oder gelesen. Die Gesuchten tauchten in der Menschenmenge unter, trafen rund vierzig Minuten später am Hauptbahnhof in Berlin ein. Eine Fahrt von Eisenach bis dahin wäre schneller und billiger gewesen, doch die im Taxi bot Schutz vor jemandem erkannt werden. Die Ursache für die Zwischenstation Potsdam ließ sich leicht erklären: Die Fahrt zum Berliner Hauptbahnhof hätte die Fahrt mit dem Mietwagen erheblich verteuert, wäre aufgrund des Freitags-

verkehrs zu einer Nervenbelastung und Hitzeschlacht geworden. Hinzu kamen zwei Umstände, einer davon konnte als leichtfertig bezeichnet, dennoch als nachvollziehbar betrachtet werden: Achim war ein "Berliner Kind", klar, dass er die Erinnerungen an die Stadt und seine Kindheit auffrischen wollte. Die andere Triebfeder seines Handelns besaß eine Verbindung zu seinem Tun: nach so vielen Jahren seiner Abwesenheit musste er sich der Wege und Fahrgelegenheiten erinnern, die ihn in den Stadtteil seines ehemaligen Wohnviertels führen könnten. Er erwartete nicht, dass die Nummern der Linien gleichgeblieben wären, doch bei den Namen der Haltestellen nahm er es berechtigterweise an. Straßennamen und Plätze wurden nicht einfach so verändert, ebenso war es unmöglich, sie an andere Orte zu versetzen. Inge, die nie zuvor privat die Hauptstadt besucht hatte, verließ sich voll und ganz auf ihn. Höchstens dreimal war sie für wenige Tage beruflich in Berlin zugegen, kannte sich in der Millionenstadt überhaupt nicht aus. Sie deponierten ihre Reisetaschen in einem Schließfach, kauften sich an einem Stand ein kaltes Getränk. Achim fand wonach er suchte, atmete erleichtert durch, nachdem sie mit der Tram Linie M 8 die Bahnhofsgegend verlassen hatten. In der Rüdigerstraße stiegen sie aus, kamen nach ein paar Umwegen im Bidenswinkel an. Die Gegend, das gesamte Areal, es war kaum wiederzuerkennen. Unweit von hier war er zu DDR-Zeiten geboren worden, hatte mit Freunden die Straßen als Kind und Jugendlicher unsicher gemacht, bis er wegen eines Machtwortes seiner Mutter zu ihrem Schwager in einen Vorort von Köln ziehen musste.

»Was wollen wir hier?«, riss ihn Inge aus den Gedanken an ein längst vergangenes Leben.

»Nichts, ich wollte das Viertel nur sehen. Du stehst an dem Ort, wo ich aufgewachsen bin.«

»Verstehe. Eine Art Reise in eine Vergangenheit, in eine bessere Zeit.«

Achim zwang sich zu einem Lächeln. »Letzteres bestimmt nicht. Es war nicht alles schlecht, aber gut noch weniger.«

»Das tut mir leid.«

Achim deutete nach Osten. »Wir müssen da lang, es ist nicht weit.« Er nahm Inge an der Hand, ohne Eile schlenderten sie davon, ließen die Jahre seiner sorglosen Kindheit und verpatzten Jugend wortlos hinter sich. Das ihn seine Begleiterin über das Damals nicht auszufragen begann, legte sich wie ein Schleier über sein Gemüt. Ein wenig trösten konnte ihn die Vermutung, dass sie ihn diesbezüglich nicht bedrängen und ihm zu neugierig erscheinen wollte.

Er zog sie mit bis zum Zentralfriedhof Friedrichsfelde, wo er sich zunächst erneut orientieren musste. In einem Blumenladen schräg gegenüber zum Haupteingang besorgte er sich eine winzige Schaufel, einen mächtigen gelb-weißen Nelkenstrauß, den Einkauf schloss er mit drei roten Rosen für Inge ab. Zwei Stunden waren seit ihrer Abfahrt vom Hauptbahnhof Berlin vergangen, weitere sechzig Minuten gingen ins Land, bis sie vor dem grauen Grabstein seiner Mutter zum Stehen kamen, auf dem Magdalena Müller, 1954 – 2009, eingraviert geschrieben stand. Zuvor hatte er sich nach Polizisten und Beamten in zivil umgesehen, keine auffälligen Personen entdeckt.

»Kein Geburtsdatum, kein Sterbetag«, wunderte sich Inge, umfasste gleichzeitig Achims Oberarm.

»Wahrscheinlich wollte sie es so. Seit meinem ersten Gefängnisaufenthalt waren ihr einzelne Tage, Wochen, Monate nicht mehr wichtig, nur noch Jahre zählten, insbesondere die, welche ich im Knast verbrachte. Lange Zeit war sie deswegen richtig sauer auf mich, geradezu verbittert. Ich habe es ihr nie übelgenommen. Erst als ich die Kurve gekriegt habe, hat sich unser Verhältnis normalisiert, wurde von Jahr zu Jahr besser, eigentlich perfekter als ein Mutter-Sohn-Verhältnis.«

Absolut verständlich, dass du ihr Grab besuchen wolltest, aber der Zeitpunkt erscheint mir ungünstig. Sorry, dass ich mich so eiskalt und direkt ausdrücke.«

»Hätte ich an deiner Stelle auch so gesagt.«

»Was ist eigentlich mit ihrem Eigentum passiert. Hat sie dir nichts hinterlassen?«, erkundigte sich Inge, was ihr sogleich peinlich zu sein schien.

»Wird sich gleich herausstellen, deswegen sind wir nämlich hier. Pass auf, dass uns niemand beobachtet. Stell dich so hin, dass du beide Zugänge siehst«, wies er sie an, geduldete sich, bis sie eine günstige Position eingenommen hatte.

Inge stand dem Grab in einer Entfernung von mehreren Metern gegenüber, damit am äußersten Rand eines breiten Weges, über den die Gräber dieser Reihe besucht werden konnten. Es war eine der wenigen Stellen des Zentralfriedhofs, die dichter bewaldet waren. Perplex sah Inge dem plötzlichen Treiben Achims zu. Zuvor hatte sie zwei Dinge registriert, die ihr merkwürdig vorkamen. Die Grabstätte

von Magdalena Walchen war zwar gepflegt, allerdings vollkommen eben, Pflanzen, Gestecke, Blumen fehlten. Offenbar schien sich nur ein Friedhofsgärtner ab und zu um das Grab zu kümmern. Einen Widerspruch zu ihrer Annahme stellten die "Ewigen Lichter" auf der braun-grünen Oberfläche über dem Sarg dar. Sie brannten, bildeten auf der rechteckigen Fläche ein Dreieck, dessen Spitze sich vor dem Grabstein befand. Genau daneben hatte sich Achim in die Hocke begeben, die Schaufel aus der Gesäßtasche gezogen, knapp hinter dem von einem Gefäß umschlossenen Kerzenlicht zu budeln angefangen. Wie ein Wahnsinniger stach er in die Erde, grub tiefer und tiefer. Auf einmal hielt er inne, steckte die Hand in das gegrabene Loch, zog eine Schachtel heraus. Noch emsiger warf er die ausgehobene Erde zurück in die angerichtete Grabschändung, schlussendlich verzierte er es mit dem gekauften Blumenstrauß. Er ließ die Schaufel neben dem Grabstein liegen, sprach schweigend mit seiner Mama, streichelte traurig den steinernen Sockel, auf dem ihr Name stand. Anschließend erhob er sich, begab sich mit Inge zu einer vorher gesehenen Wasserstelle, wusch sich die Hände, drehte sich bei Verlassen des Friedhofs noch einmal in die Richtung, wo seine Mutter ihre letzte Ruhe gefunden hatte. Ein undefinierbares Gefühl war der Auslöser für die Geste, von der er nicht wusste, ob sie einen Abschied oder ein Wiedersehen ankündigte. Bewegt ließ sich Inge von ihm in die Abenddämmerung und Nacht Berlins entführen. Gegen Mitternacht sah sie Achim in einer dunklen Seitenstraße dabei zu, wie er ein Auto knackte, es kurzschloss, in ein Parkhaus fuhr, wo er mit einer Münze geschickt die Kennzeichen

ihres Wagens mit den eines abgestellten austauschte. Im Anschluss überließ er ihr das Lenkrad, sie fuhren zum Hauptbahnhof, wo er ausstieg, innerhalb weniger Minuten zurückkehrte. Inges Reisetasche trug er über der Schulter, in der linken Hand die seine, in der rechten eine Papiertüte, mit Snacks und Getränken. Er warf das Gepäck auf den Rücksitz, sich auf den Platz neben ihr, der Plan war, die Hauptstadt schleunigst zu verlassen, in die Offensive zu gehen. Inge schielte zu der Tüte. »Was ist da drin?«

»Ich habe uns ein paar belegte Brötchen und Mineralwasser besorgt, auch zwei Bier.«

»Um diese Uhrzeit hast du noch alles bekommen?«

Achim lächelte. »Du bist in Berlin, nicht in Heidelberg.«

Außerhalb Berlins, irgendwo mitten in der Pampa auf der Bundesstraße 5 zwischen Dallgow und Elstal, steuerte Inge den Wagen in eine Seitenstraße, die durch einen Wald führte. Sie fand eine Stelle, an der sie ungesehen und ohne jemanden zu stören eine Pause einlegen konnten. Sie nahm ein ihr entgegengereichtes Schinkenbaguette mit einem als Dank gedachten Augenzwinkern an, setzte sich vor dem ersten Biss die Wasserflasche gierig an den Mund. Sie aßen, schwiegen, empfanden die Snacks wie ein exklusives drei Gänge Menü.

»Hast du eigentlich eine Dienstwaffe?«, fragte Achim mit-tendrin.

»In meiner Reisetasche.«

»Kennst du die private Telefonnummer deines Chefs oder eines vertrauenswürdigen Ansprechpartners auswendig?«, fragte Achim.

»Nein, aber selbst wenn es anders wäre, ich könnte vor lauter Müdigkeit keine Nummer ins Gedächtnis rufen.« Sie sah zu Achim, erkannte, dass ihn ihre Aussage nachdenklich gemacht hatte. »Einen Ansprechpartner, dem ich bereit wäre zu vertrauen, gibt es beim BND nicht. Außerdem: Mein Boss hat meines Erachtens kein Privatleben, er ist der Erste, der kommt, der Letzte, der geht. Man könnte glauben, er übernachtet in seinem Büro. Er ist kein Unsympath, aber ich habe keinen guten Draht zu ihm. Er ist herrisch, trägt durchwegs hässliche Krawatten, verwendet ein Parfüm, welches ich abstoßend finde, zu ihm jedoch passt.«

»Inwiefern?«

»Stinktief«, brachte Inge hervor, entlockte Achim damit ein Lächeln. Inge griff nach der Tüte mit den Brötchen, welche zwischen Achims Beinen lag, holte sich wahllos eines hervor. Scheinbar uninteressiert übersah sie bewusst die Schachtel in dem Beutel, die Achim Stunden zuvor ausgegraben hatte. »Wie geht es weiter?«

»Wenn wir aufgegessen haben, versuchen wir etwas zu schlafen. Ich habe mich noch nicht entschieden, von wo wir zurückschlagen sollen, allerdings werden wir zur Attacke blasen.«

»Ich bin gespannt, was du vorhast, möchte es jetzt nicht wissen«, sagte sie, aß ihr Baguette auf. Anschließend ließ sie die Rückenlehne soweit es ging nach hinten klappen, nahm eine liegende Position ein und schloss die Augen.

Kurze Zeit später war sie eingeschlafen. Nicht gespielt, sondern tatsächlich. Achim erkannte es an ihren Atemzügen, schließlich verbrachte er nicht zum erstmal eine Nacht mit

ihr zusammen, nur der Ort war eine Premiere. Ihre letzte Frage hätte er ihr im Detail nicht beantworten können. Viel hing davon ab wie die Leute reagieren würden, mit denen er sich in Verbindung setzen wollte. Natürlich war in zahlreichen Institutionen das Begehren vorhanden, an das Diebesgut zu kommen. Doch Achim hatte nicht vor, es Leuten zu überlassen, die ausschließlich persönlichen Profit im Sinn hatten.

Ω

Stunden zuvor, etwa zur gleichen Zeit, als Inge und Achim mit dem Taxi an Magdeburg vorbeigefahren waren, ereignete sich in der Zentrale des Bundeskriminalamts in Berlin nichts außergewöhnliches, dafür entwickelte sich ein Sachverhalt, der den Leiter der Institution an den Rand mehrerer psychischer und physischer Emotionen brachte. Es begann ganz harmlos, nämlich mit dem werktags üblichen Posteingang.

Der leitende Polizeidirektor des BKA-Berlin, Horst Schnaller, der vor geraumer Zeit seinen alten Bekannten Udo Kring in Akten einsehen ließ, erhielt an diesem Freitagvormittag wie fast immer ein paar Kuverts verschiedener Größe ausgehändigt, von denen ihm sofort eines auffiel. Es war ein kartonierter Umschlag, deutlich schwerer als die Post, die ihm normalerweise zugestellt wurde. Aufgrund des Absenders, bei ihm handelte es sich um ein Rechtsanwaltsbüro aus Wiesbaden, öffnete er die ausdrücklich an ihn gerichtete Postsendung ohne Bedenken. Er zog zunächst ein beigefügtes Informationsblatt der Kanzlei hervor, danach ein Kuvert mit dem Absender des ermordeten Hauptkommissars, zum Schluss ein dickes liniertes Notizbuch, welches bis auf wenige Seiten vollgeschrieben war. Horst widmete sich als erstes den Zeilen der Rechtsanwaltskanzlei. In diesen wurde ihm mitgeteilt, dass die Kanzlei von ihrem Mandanten, Udo Kring, im Falle seines Ablebens den Auftrag bekommen hatte, vorliegenden Inhalt in Form von Brief und Buch an ihn weiterzuleiten. Der Polizeidirektor wusste Bescheid, widmete sich den persönlichen Zeilen des langjährigen Bekannten. Durch sie erfuhr er sinngemäß, dass der Ermordete seinen Mörder

kannte, er umgebracht wurde, da er ihm und anderen überdimensionalen Skandalen auf der Spur war. Am Ende des Schreibens wurde Horst Schnaller inständig gebeten, sich der Sache anzunehmen, die Schweinereien aufzudecken. Dabei konnten ihm das Notizbuch und insbesondere Achim Walchen helfen. Ein paar persönliche Worte zum Schluss vervollständigten den Inhalt, ließen den leitenden Polizeidirektor bewegt nach dem Notizbuch greifen. Das Buch nahm ihn gefangen, weswegen er sich eine Störung verbot. Die Aufzeichnungen von Udo Kring lasen sich zum Teil wie ein Thriller, den ein Drehbuchautor aus Hollywood hätte verfassen können. Sie erzeugten Nebeneffekte am Gemüt, bei denen Folgeschäden kein Wunder gewesen wären. Sie glichen einer Kettenreaktion, die sich im Fall des Falles in folgender Weise aneinanderreihen würden: Zunächst ein Schwächeanfall, dann ein Nervenzusammenbruch, fortgesetzt durch ein Kreislaufversagen, gefolgt von einem Schlaganfall, abgeschlossen durch einen Herzinfarkt, schließlich endgültiger Exitus. Das Notizbuch des ermordeten Hauptkommissars aus der Hand zu legen, erwies sich als unmöglich. Am späten Nachmittag hatte es Horst Schnaller ausgelesen, benötigte keine Zeit zum Verdauen, Nachdenken und Abwägen, sondern leitete unverzüglich Schritte ein, mit denen er der Bitte des ihm bekannten Opfers nachkam. Dabei handelte er nicht voreilig, hektisch, stattdessen überlegt, versammelte Mitarbeiter um sich und sprach telefonisch nur mit Kollegen außerhalb des BKA, für die er die Hand ins Feuer legen würde.

Bevor die Morgendämmerung eintrat, erneut einen herrlichen Tag anzukündigen begann, gelang es Achim Walchen nicht, ein Auge zuzumachen. Regelmäßig sah er zu Inge, die fest schlief, fragte sich, welche Lügen und Wahrheiten sie ihm am Morgen zuvor in der Pension in Eisenach aufgetischt hatte. Fast alle Antworten auf seine Fragen waren ihr prompt über die Lippen gekommen, auch klangen sie logisch, ergaben in den Zusammenhängen einen Sinn.

In Bezug auf Inges Chef, ihrem Arbeitsumfeld, den BND-Leuten gegenüber der ihr nicht gehörenden Villa, war es dennoch ausgeblieben, ihn vollumfänglich zu überzeugen, die gemischten Gefühle aus seinem Herz, Kopf und Bauch zu vertreiben. Warum zum Beispiel hätten ihre Kollegen einem Fremden dabei tatenlos zusehen sollen, wie er das angebliche Grundstück Inges betritt? Spätestens als er sich ihren Blicken durch seine Schritte in den Garten entzog, um einen aufgeschlitzten Kater am Ast eines Baumes aufzuhängen, wäre Achim ein Einschreiten ihrerseits nachvollziehbar erschienen. Sie unternahmen jedoch nichts, ließen den Unbekannten schalten und walten, wie er wollte. Weshalb? Inges Theaterabend bereitete ihm ebenfalls Unbehagen, fast schon Kopf- und Herzschmerzen. Sie war um sechzehn Uhr aufgebrochen, in den Morgenstunden zurückgekehrt. Nahezu zwölf Stunden hatte sie somit gebraucht, um ihren Boss mündlich Bericht zu erstatten. Selbst wenn ihr Vorgesetzter in Frankfurt wohnen oder arbeiten würde, hätte sie viel früher zu Hause sein müssen. Die Widersprüche mochten Kleinigkeiten darstellen, nur lasteten sie wie zentnerschwerer

Ballast auf Achims Schultern, drohten, ihm ein Loch in sein verliebtes Herz zu brennen, aber bedauerlicherweise nicht aus Liebe. Doch ihn bedrückten nicht nur scheinbar harmlose Albernheiten, von denen sich Jungs in der Pubertät beeindruckten ließen. Wieso die überstürzte Flucht aus Heidelberg? Nur da erkannt worden war, dass sie sich in ihr Zielobjekt verliebt hatte? Das erschien nicht plausibel. Ihren Job hätte sie trotzdem erledigen können, unter der Berücksichtigung ihrer Gefühle womöglich schneller als erhofft. Verschiedene Behörden zeigten über fünfzehn Jahre in Bezug auf den Verbleib der Beute Geduld, was auf Inge in einem deutlich kürzeren Zeitrahmen ebenso zutraf. Warum also die plötzliche Hektik und Eile? Achim konnte nur raten und Vermutungen anstellen, doch eine innere Stimme rief ihm fortlaufend zu, dass die Ereignisse der vergangenen Tage eine Verbindung zu dem Mord an Udo Kring besaßen. Auch wenn er es nicht wahrhaben wollte, schien Inge in das Kapitalverbrechen verwickelt zu sein.

Kaum hatte er den Verdacht verdrängt, begann Inge ihre Augen zu reiben, gähnte, streckte, richtete sich und die Lehne des Fahrersitzes auf. »Guten Morgen! Kuss gibt es im Moment nur auf die Wange, ich habe einen Geschmack im Mund, als ob die Baguettes mit fauliger Mayonnaise bestrichen worden wären.«

»Fahr zurück auf die Bundesstraße, im nächsten Ort gibt es sicher ein Café oder Lokal, wo wir Kaffee oder Tee bekommen, uns ein bisschen frisch machen können«, schlug Achim monoton vor.

»Ist etwas?«, reagierte Inge sofort darauf.

»Nein, konnte nicht einschlafen, das ist alles.«

»Überhaupt, trinkst du Tee?«

»Im Knast schmeckt er besser als Kaffee. Seitdem habe ich von Tee jeder Sorte die Nase voll.«

Inge lächelte, startete den Motor, wendete den geklauten, zusätzlich mit falschen Kennzeichen ausgestatteten Wagen, keine zehn Minuten später befanden sie sich in der nächstliegenden Ortschaft. In dem knapp sechstausend Einwohner zählenden Städtchen, nördlich von Potsdam, westlich von Berlin gelegen, fanden Inge und Achim zeitnah wonach sie Ausschau hielten. Inge kramte aus ihrer Reisetasche Zahnbürste und Zahnpasta hervor, überlegte es sich anders, warf die Sachen zurück und nahm die ganze Tasche mit. Achim hingegen nahm die am Grab seiner Mutter ausgegrabene Schachtel an sich, außerdem die leer gewordene Papiertüte, um sie wegzuworfen. Sie betraten ein kleines gemütliches Café, in dem sich jeder Gast auf Anhieb wohl fühlen konnte. Inge verschwand samt ihres Gepäcks sofort in der Damen-toilette, während Achim für sie und sich nur Kaffee bestellte. Die warmen Getränke, beides Portionen, standen früher auf dem Tisch als Inge an ihm Platz genommen hatte. Bevor sie sich hingesetzt hatte, gab sie Achim einen Kuss auf den Mund, sitzend kam sie auf ihre in der Nacht gestellte Frage zurück: »Wie geht es weiter? Was jetzt?«

»Wir trinken Kaffee.«

»Ziehe unsere Lage bitte nicht ins lächerliche. Nach uns wird gefahndet, wir haben ein gestohlenes Fahrzeug unter unseren Hintern, auch wenn wir sparsam sind, irgendwann

werden wir pleite sein. Wir werden im Knast wegen eines Verbrechens landen, das wir nicht begangen haben. Ich finde die Situation also alles andere als komisch oder entspannt.«

»Du bist BND-Beamtin, weshalb solltest du des Mordes oder Beihilfe verurteilt werden? Dir wird man im Gegensatz zu mir jedes Wort glauben. Wenn man uns schnappt, bin ich am Arsch, nicht du.«

Inge verdrehte ungeduldig die Augen. Ein Grund mehr, dich endlich zu deinen Plänen, unserer Zukunft ernsthaft zu äußern.«

»Wir trinken Kaffee, danach wirst du deine Behörde kontaktieren.«

»Wie bitte? Was soll ich denen sagen?«

Der ehemalige Straftäter, der seine kriminelle Energie seit seiner Haftentlassung auf Autodiebstahl beschränkt hatte, klopfte auf die ausgebuddelte Schatztruhe, die neben dem Kaffeetablett lag. »Du wirst darauf bestehen, mit deinem Boss sprechen zu können, dafür setzt du ein Zeitlimit.«

»Welches?«

Achim blickte auf eine Uhr, die neben ihnen an der Wand hing. Es war zehn Uhr vormittags. »Du setzt eine Frist bis zwei Uhr nachmittags, keine Minute später.«

»Was, wenn es nicht klappt?«, erkundigte sich Inge.

»Wird dir ein Gespräch mit deinem Chef verwehrt, kündigst du an, dass Achim Walchen über den Werdegang einer unbestimmten Anzahl von Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben noch heute eine Bombe platzen lässt. Ich denke, es wird genügen, um deinem Vorgesetzten das Wochenende zu versauen.«

Inges strenge Gesichtszüge wurden weicher: »Okay, angenommen ich kriege ihn an die Strippe, wie gehe ich vor?«

Achim hob den Finger. Eine Portion ergab zwei Tassen Kaffee, die Menge war zu wenig, um die schlaflose Nacht über den ganzen Tag klardenkend verarbeiten zu können. Nachschub musste her. Auch Inge bat die am Tisch erschienene Frau um einen solchen, bevor Achim sagte: »Dein Boss bekommt von dir nichts zu hören, ich werde mit ihm reden.«

»Über was?«

»Erstens, werde ich ihn auffordern, die Suche nach uns einzustellen und unsere Namen in Bezug auf den Mord an Udo Kring reinzuwaschen. Wie er das hinbekommt, ist mir ehrlich gesagt scheißegal.«

»Darauf wird er sich nie einlassen«, befürchtete Inge.

»Da bin ich völlig anderer Meinung. Solltest du recht haben, müssen wir von vorne anfangen, uns an die Person über ihm wenden. Aber ich glaube nicht, dass es nötig sein wird, denn dein Boss wird garantiert diesbezüglich Anweisungen von oben bekommen.«

»Dein Wort in Gottes Ohr.«

»Soll ich von hieraus den ersten Anruf tätigen?«

»Nein, wir trinken den bestellten Kaffee, erkundigen uns nach einem Laden, besorgen uns Prepaid-Handys.«

»Dann sollten wir uns ein wenig sputen«, bemerkte Inge.

Gesagt, getan. Die überstürzte Flucht aus Heidelberg, die Zug- und Taxifahrt, die Fußwege, der Friedhofsbesuch, Autodiebstahl, die letzte Nacht, alles wirkte unwirklich, schien ein böser Traum zu sein. Mit einem sorglosen Leben hatte es nichts gemeinsam, doch der Albtraum war längst noch nicht

vorbei. Waren die Ereignisse nach der Abfahrt aus der Stadt am Neckar nur nervenaufreibend, kräftezehrend, ermüdend und mit dem Nebeneffekt ausgestattet, dem Bedürfnis nachgeben zu wollen, sich ständig umdrehen zu müssen, wurde es kurzerhand prekär.

Inge und Achim fuhren zu einem Handyladen in die Ortsmitte, begaben sich in das Geschäft, im Glauben, es innerhalb von wenigen Minuten verlassen zu können. Sie irrten sich nicht, kurz danach konnte Inge nämlich den mit Achim besprochenen Anruf tätigen. Obwohl Samstag, noch dazu in einem größeren Dorf, sah sie sich gezwungen, in eine Gasse zu treten um ihren Gesprächspartner wegen des Lärms um sie herum besser zu verstehen. Achim folgte ihr, schließlich war ihm daran gelegen, das Telefonat mitzubekommen. Die Unterhaltung zog sich hin, der Ton wurde rau, am Ende gewann die Vernunft der Behörde. In erster Linie mochte es daran gelegen haben, dass die BND-Leute am Apparat keinen Fehler machen und ihre Kompetenzen nicht überschreiten wollten. Inge wurde ein Gespräch mit ihrem Vorgesetzten zugesichert. Anschließend nahm sie Achim glücklich an der Hand, begab sich mit ihm zurück zum gestohlenen Auto, welches ihnen in der Zwischenzeit geklaut worden war. Ein geraubtes Fahrzeug auf diese Weise loszuwerden, wäre sicher nicht das schlechteste gewesen, unglücklicherweise hatten Achim und Inge den Raub unterstützt: In der Annahme, den Kauf des Handys und Anruf beim BND schnell erledigt zu haben, blieb der fahrbare Untersatz unverschlossen. Schlimmer noch: Ihr Gepäck war auf dem Rücksitz verblieben, zudem wurde die ausgegrabene handflächengroße

Kiste von Achim im Handschuhfach abgelegt. Obwohl er seit der Ausgrabung immer noch nicht ihren Inhalt begutachtet hatte, höchstwahrscheinlich konnte er seinen Reichtum, damit sämtliche Druckmittel gegen die Behörden, endgültig vergessen. Vor einem Tobsuchtsanfall über den eigenen Leichtsinn und ihrer beider Dummheit stehend, regte sich Inge zeitgleich über den Verlust ihrer Dienstwaffe und ihres abgehobenen Geldes auf. Ohne ihre fünftausend Euro änderte sich ihre gemeinsame finanzielle Bewegungsfreiheit dramatisch, schrumpfte praktisch auf beinahe null. Wütend auf den Dieb und sich selbst, sahen sie sich um, durchstreiften ein paar Gassen, ohne Erfolg. Frustriert kehrten sie in das Café zurück, tranken wie am Morgen Kaffee.

Inge sah Achim den Zorn an, von dem er gepeinigt wurde, ließ die sie beherrschende Zurückhaltung fallen, fragte wie so oft in der Vergangenheit: »Was jetzt?« Achim erwiderte ihren Blick, musterte sie wie einen Feind, dem er am liebsten sofort an den Hals gegangen wäre. »Es war nicht mein, sondern unser Fehler«, erinnerte sie ihn an den Ablauf.

Achim bewegte zustimmend den Kopf, der wahre Satz Inges beinhaltete offenbar Beruhigungstropfen. »Ist mir absolut bewusst«, zeigte er sich einsichtig, wirkte schlagartig gefasster. Er unterbrach sich, beruhigte sich mit einem Schluck des koffeinhaltigen Getränks, stellte fest: »Das macht mich ja so wütend. Ich, der jahrelang gestohlen und betrogen hat, lasse mir eine Karre klauen. Wäre ich immer noch Mitglied einer Gang, die würden mich bis zum jüngsten Tag auslachen.«

»Es ist passiert. Was jetzt?«

»Wir gehen nach Plan vor, noch weiß niemand, dass wir so dämlich waren uns mitten am Tag beklaue zu lassen. Ex-Knacki und BND-Beamtin wird der Wagen direkt vor der Nase geklaut. Wir sind schon ein tolles Team«, haderte er mit den Umständen.

»Das Beste«, belehrte ihn Inge.

»Ich wiederhole: Es geht nach Plan weiter. Die Beute ist weg, wir haben trotzdem noch eine Chance uns abzusetzen, können solange Druck ausüben, bis eine Gegenleistung von mir gefordert wird.«

»Du meinst, ihr Geld gegen deine Ware, die du ihnen dann nicht geben kannst.« Achim nickte. »Willst du mir wirklich erzählen, dass sich die gesamte Fracht des Geldtransporters in der winzigen Schachtel befunden hat.«

»Wenn nicht, dann auf jeden Fall ein Hinweis auf ihren derzeitigen Standort«, mutmaßte Achim in voller Überzeugung.

Inge schüttelte leicht den Kopf, ob aus Fassungslosigkeit, Ungläubigkeit oder anderen Motiven ließ sich nicht beurteilen. »Wie ist denn die Kiste in das Grab deiner Mutter gelangt? Sie kann sie ja schlecht selbst dort vergraben haben.«

»Wie was, wo, wer, warum? Das alles spielt keine Rolle«, weigerte sich Achim Inge aufzuklären. Entschuldigend ergänzte er: »Entscheidend ist, die Schachtel ist weg, wir stehen am Abgrund. Ich mehr als du.«

Inge sah zur Uhr an der Wand. »In zehn Minuten steht unser nächstes Gespräch an. Soll ich das Gespräch beginnen, dann an dich übergeben?«

»Klingt vernünftig.«

»Schatz, Kopf hoch! Wir kriegen das irgendwie hin, kommen aus dem Schlamassel raus, fangen danach irgendwo neu an«, motivierte Inge ihre angeblich große Liebe, da er ihr deprimiert und lustlos vorkam.

»Sicher, wird alles gut ausgehen. Ich sehe mich schon wieder im Gefängnis sitzen.«

»Dazu wird es nicht kommen, ich werde es niemals zulassen. Nur eine Bitte: Zerbrich dir mal den Kopf, wie wir von hier wegkommen, wohin es gehen soll.«

»Lass uns los in Richtung Bundesstraße. Nach dem Telefonat sehen wir weiter.« Achim erhob sich, bezahlte die Kaffees, ließ an der Tür des netten Cafés Inge den Vortritt.

In Sichtweite der Bundesstraße 5 wählte Inge die Nummer des BND in Pullach, bei München, der früher einmal der Hauptsitz der Institution war, der sich nun in Berlin-Mitte befand, mit einem zusätzlichen Sitz in Berlin-Lichterfelde. Dazu kamen unzählige Außenstellen, von denen selbst bei der Behörde niemand etwas zu wissen schien. Inge unterstand dem Sitz in Pullach, der überwiegend für Aktionen im süddeutschen Raum zuständig war, aber auch im Südwesten der Bundesrepublik bei Bedarf aktiv wurde. Es läutete, ein Kollege in der Zentrale leitete ihren Anruf weiter. Wieder vernahm sie den schrill-summenden Ton, ihr Vorgesetzter meldete sich. »Inge hier«, sagte sie, schon nahm ihr Achim das Handy ab.

»Hören Sie zu, ohne mich zu unterbrechen: Falls die Fahndung nach uns nicht sofort eingestellt wird, heute Abend in den "Tagesthemen" und im "Heute Journal", spätestens in den letzten Nachrichten vor Mitternacht nicht die Meldung

erfolgt, dass der Mörder von Udo Kring gefasst wurde, wir nur noch als Zeugen gebraucht werden, geschieht folgendes: Wahllos wird kurz nach Mitternacht ein Drittel der Beute aus dem Raubüberfall von 2009 den Medien zugespielt. Wir melden uns gleich wieder«, brach Achim die Verbindung ab, reichte das Handy an Inge. Die Prozedur wiederholte sich, erneut riss Achim das Gerät an sich, als die Verbindung zu ihrem Chef hergestellt war. »Es gilt die gleiche Regel wie vorher«, erteilte ihm Achim dieselbe Order, fuhr fort: »Wenn wir des Mordes entlastet werden, die Suche nach uns eingestellt wurde, werden wir die Füße stillhalten und uns am Montag um fünfzehn Uhr wieder melden. Sollte uns bis dahin zufällig etwas zustoßen, ist dafür gesorgt, dass die gesamte Beute öffentlich gemacht wird.« Achim beendete das Telefonat, zertrat das Handy, warf es in die Böschung.

»Du gehst ein wahnsinniges Risiko ein«, sagte sie als beide an der Bundesstraße Richtung Berlin standen, abwechselnd bei jedem sich nähernden Fahrzeug den Daumen hoben.

»Eine Alternative habe ich von dir nicht gehört.«

»Glaubst du, sie werden darauf eingehen?«, fragte Inge, machte dabei einen nervösen Eindruck.

»Wenn es sich so verhält wie ich denke, bestimmt. Im Moment ruft dein Boss seinen an, der wiederum die Person, die über ihm steht. So geht es weiter, bis ganz nach oben.«

Wieder fuhr ein Wagen an ihnen vorbei. »Wie weit nach oben?«, erkundigte sich Inge, sah dem Auto nach, welcher sie nicht beachtet hatte.

»Dein Chef dürfte seinen Anruf bereits getätigt haben, nun ist sein Boss dran. Die Kette scheint endlos lang, ihre Spitze

endet nicht bei euch im BND, sie geht viel weiter, umfasst den Verfassungsschutz, zieht ihre Kreise über die Bundesstaatsanwaltschaft bis hin zur Regierung. Innerhalb diesem Band werden viele Glieder mächtigen Bammel bekommen, alles unternehmen, dass die Forderung erfüllt wird.«

»Du bist ziemlich optimistisch«, stellte Inge fest, verlor gleichzeitig die Hoffnung, dass wegen ihnen jemand stehen bleiben und sie mitnehmen würde. »Sollten wir je nach Berlin kommen, was versprichst du dir von unserem Aufenthalt dort?«

»Wir befinden uns im Zentrum des Machtapparates, also genau an dem Ort, wo wir am wenigsten vermutet werden«, antwortete Achim mit dem Rücken zu ihr stehend, ungesehen zu lächeln beginnend.

Tatsächlich hatte ein Fahrzeug den Blinker gesetzt, wurde langsamer, kam im Kies am Fahrbahnrand neben ihnen zum Stehen. Der Fahrer stieß die Beifahrtür auf, rief ihnen zu: »Ihr wollt sicher nach Potsdam oder Berlin, beides meine Richtung. Wenn Ihr nach Berlin wollt, müsst Ihr aber in Potsdam eine Wartezeit von einer halben Stunde in Kauf nehmen. Muss dort unbedingt ein Treffen wahrnehmen.«

»Wir werden gerne auch eine Stunde warten, wenn es sein muss«, gab Inge zurück, was ihnen einen Sitzplatz in dem mittelgroßen Transporter bescherte.

Die Wartezeit in Potsdam dauerte weniger als dreißig Minuten, kurz hinter der Stadt, mit Kurs auf Berlin, erhielten Inge und Achim oder nur einer der beiden einen Wink des Schicksals. Vielleicht steckte auch eine Botschaft des Himmels dahinter, die sie fast gleichzeitig auf einen Parkplatz

blicken und aufschreien ließ. Der Fahrer zuckte erschrocken zusammen, fing glücklicherweise zu bremsen an. Achim entschuldigte sich bei ihm, sprang aus dem ausrollenden Wagen, rannte augenblicklich zurück dem Parkplatz entgegen. Inge fand noch die Zeit, sich bei ihrem Helfer zu bedanken, stieg aus dem stehengebliebenen Transporter, eilte Achim nach.

Kurz danach stand sie mit Achim vor drei Männern und einem Fahrzeug, vor dem sich ein Streifenwagen positioniert hatte. Eindeutig: Die Polizisten waren dabei die Personalien des Lenkers des Wagens zu überprüfen, welches Achim in Berlin gestohlen hatte, was ihnen vor wenigen Stunden in Elstal geklaut worden war. Ein Irrtum war ausgeschlossen. Das Auto, die falschen Kennzeichen, ihre Reisetaschen auf dem Rücksitz, alles passte. Einer der Streifenpolizisten bat Achim zurückzutreten, einen Abstand vom Fahrzeug und ihnen einzunehmen. Genau in diesem Augenblick war Inge am Ort des Geschehens schwer atmend angekommen, begriff sofort, übernahm die Initiative.

»Entschuldigen Sie«, zog sie ihre Briefftasche hervor, in der sich auch ihr Dienstausweis befand. Die Gefahr, als gesuchte vermeintliche Mörderin erkannt zu werden, erschien ihr im Moment der einzige Ausweg. Einer der Polizisten trat an sie heran, musterte den Ausweis, sie deutete auf Achim. »Das ist mein Mann.« Sie streckte die Hand aus, zeigte auf den Fahrer des zweimalig gestohlenen Autos. »Der Typ hat uns heute Morgen in der Nähe eines Cafés in Elstal bedroht und beraubt.«

»Das ist nicht wahr!«, schrie der Beschuldigte.

Der andere Streifenpolizist forderte ihn auf den Mund zu halten, presste ihm seine Hand gegen den Oberkörper und drückte ihn gegen den geklauten Wagen.

»Es stimmt, was ich sage. In dem Fahrzeug sind unsere Reisetaschen, in einer meine Dienstwaffe, im Handschuhfach befindet sich ein Kästchen, das meinen Ehemann gehört. Was sich darin befindet weiß ich nicht, es soll ein Geschenk für mich zu unserem Hochzeitstag sein, den wir heute Abend in Berlin feiern wollten.«

»Du verlogene Hure!«, beschimpfte der Verdächtige Inge erneut, während sie ihren Dienstausweis wieder einsteckte.

Gleich darauf wurde sie mit einer Frage durch den vor ihr stehenden Beamten konfrontiert. »Gehört Ihnen nur das erwähnte Gepäck und Utensil oder zufälligerweise der Wagen auch?«

»Nein, das Fahrzeug ist nicht unser«, erwiderte Inge, in der Hoffnung, der Polizist würde nicht weiterbohren.

Tat er nicht unverzüglich, sah sich stattdessen um, fragte schließlich: »Entschuldigen Sie, wir kommen ja mehr oder weniger aus dem gleichen Verein, aber wie kommen Sie von Elstal hierher und wie sind Sie nach Elstal gelangt?«

Achim versuchte schlagfertig zu improvisieren: »Unser Wagen gab den Geist auf, steht in einer Werkstatt in Potsdam. Die Karre wird frühestens Montag repariert sein.«

»Inge setzte das Märchen fort: »Wir wollten uns unter keinen Umständen den Tag und Abend in Berlin nehmen und vermiesen lassen. Ein netter Mitarbeiter der Werkstatt hat sich bereit erklärt, für uns als Chauffeur zu fungieren. Er meinte, es würde wunderbar zum Tagesanlass passen.«

Erneut sah sich der angesprochene Polizist um. »Und wo ist dieser nette Herr?«

Auf einmal erfuhr die Situation eine Eskalation. Der an den Wagen gedrückte Dieb schubste den Polizisten weg, der sich daraufhin gerade noch so auf den Beinen halten konnte. Achims Konkurrent hielt plötzlich eine Waffe in der Hand. Skrupellos schoss er dem torkelnden Beamten in den Bauch, tätigte zwei Schritte, danach verpasste er dem zu Boden gegangenen Beamten aus nächster Nähe eine Kugel in den Kopf. Im Anschluss richtete er die Waffe auf dessen Kollegen. Der hatte sich umgedreht, stand vor Inge. Bevor er seine Waffe ziehen konnte, wurde er mit zwei Schüssen niedergestreckt, fiel nach hinten um. Inges Kräfte reichten nicht aus, um ihn aufzufangen, stattdessen begrub er sie unter sich, was Inge womöglich das Leben gerettet hatte. Erneut gab der Autodieb einen Schuss ab, traf statt der BND-Beamtin den über ihr liegenden Körper. Im nächsten Atemzug war es Inge gelungen, nach der Pistole des über ihr liegenden Polizisten zu greifen, feuerte sogleich ihrerseits. Sie traf den zweifachen Polizistenmörder am Oberschenkel, dann seine Brust, letztendlich in den Hals. Dem Schützen fiel die Waffe aus der Hand, er drückte seine Hände gegen die tödliche Wunde unter seinem Kinn, fiel auf die Knie, kippte letztlich vornüber. Inge befreite sich von dem Gewicht über ihr, sah zu Achim. Er stand immer noch auf derselben Stelle, war zu einer Statue erstarrt, schien nicht zu begreifen, was sich soeben ereignet hatte. Inge zog ihn zu dem von ihm gestohlenen Fahrzeug, drückte ihn auf den Beifahrersitz, lief zurück zu dem Toten, der sie vor einer Schussverletzung bewahrt hatte.

Sie wischte ihre Fingerabdrücke geschickt an seiner Waffe ab, die sie bis dahin nicht aus der Hand gelassen hatte, drückte sie fach- und sachgemäß in die Hand ihres Lebensretters. Wie er vorher, sah sie sich um. Keine Menschenseele war in der Zwischenzeit in Versuchung geraten, auf dem Parkplatz eine Pause einzulegen. Sie erhob sich, lief zum wiedererlangten fahrbaren Untersatz, klemmte sich hinter das Steuer und gab Gas.

»Wohin in Berlin«, fragte sie den nach wie vor schockierten Achim. Der Ex-Straftäter riss sich zusammen, wies Inge an, den Wagen irgendwo in der Nähe des Hauptbahnhofs abzustellen. »Und dann?«, bohrte sie nach.

»Wir gehen in ein hübsches, sauteures, exklusives Hotel, nehmen uns ein Zimmer mit einer prall gefüllten Bar, leisten uns ein Abendessen, als ob wir Hochzeitstag hätten, zum Abschluss trinken wir uns in den Schlaf. Alles auf Kosten des BND, was hältst du davon?« Achim sah Inge an, machte einen gefassten Eindruck, dennoch blieb sichtbar, dass ihn das zurückliegende Ereignis nicht so bald loslassen würde.

Drei Stunden später checkten Inge Ammer und Achim Walchen im Adlon ein, erhielten eine Suite, in der schon Kaiser, Könige, Staatsoberhäupter, Schahs, normale und sogar verrückte Weltstars übernachtet hatten. Die nachfolgenden Stunden rasten deswegen an ihnen vorbei, genau das war Achims Plan. Zitternd darauf zu warten, was aus seiner Forderung werden würde, hätte Inge und ihn ansonsten seelisch gefoltert. Für Stunden vergruben sie sich deshalb in einem Luxus, an den sich Achim trotz der Wiedererlangung der ausgegrabenen Schachtel nicht gewöhnen mochte.

Sondersitzungen

Horst Schnaller hätte als leitender Polizeidirektor die Angelegenheit Udo Kring inklusive Achim Walchen einen ihm unterstehenden Mitarbeiter übergeben können. Die Brisanz der Notizen des ermordeten Bekannten hielt ihn davon ab. Er hatte zwar Leute um und unter sich, denen er blind vertrauen konnte, aber der Kreis war überschaubar. Darüber hinaus kannte er nur bedingt das Arbeitsumfeld der verlässlichen Kollegen, wusste deshalb nicht, wie vertrauenswürdig es war. Im besagten Fall, zu dem es offiziell noch keine Akte gab, zählte jedoch nur eines: Absolute Diskretion.

Aus diesem Grund sah sich der Polizeidirektor dazu gezwungen, auf ein gemütliches Wochenende zu verzichten. Er setzte für den Samstagnachmittag eine Sondersitzung an, die fast zeitgleich mit den abgegebenen Schüssen auf dem Parkplatz in der Nähe Potsdams begann. Anwesend waren sein engster ihm untergebener Mitarbeiter, Jörg Knauf, der extra aus Frankfurt an der Oder angereist war. Dazu gesellte sich der stellvertretende Leiter des BND, der von seiner Dienststelle in Berlin-Mitte keine weite Anreise auf sich nehmen musste und Markus Obermaier hieß. Erweitert wurde die Runde durch Helmut Baar, dem Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz, der sich zufällig in Berlin aufhielt, ansonsten den Weg aus Köln hätte antreten müssen. Komplettiert wurde der Kreis durch den Sprecher des Bundesinnenministeriums, Benedikt Reesemann, mit dem Horst Schnaller eine Freundschaft seit Kindertagen verband.

Ihn hatte der leitende Polizeidirektor als Zuhörer, Zeugen und gedächtnismäßig unterstützenden Protokollführer zu der Sitzung gebeten. Die vier in Schnallers Büro anwesenden Herren waren je nach Wunsch mit entsprechenden Getränken versorgt worden, saßen in einer Ecke der Räumlichkeit, die im Vergleich zu dem Mobiliar in ihrem Rücken einen Wohnzimmercharakter besaß. Alle Gäste hatten auf gemütlichen Stühlen an einem runden Tisch Platz genommen, nur zwei Sitzgelegenheiten blieben unbesetzt. Keine der erschienenen Personen kannte den Grund für die kurzfristig anberaumte Sitzung, allerdings erhielt sie aufgrund der selten verwendeten Gütesiegel "lebenswichtig", "von grundlegender Tragweite" und "weitreichender bis existenzieller Brisanz" eine Priorität, der niemand fernbleiben konnte, wenn das BKA rief. Es hätte nämlich durchaus sein können, dass dem Verfassungsschutz oder BND eine geplante terroristische Aktion entgangen war. Wie auch immer: Leitender Polizeidirektor Horst Schnallers dringliche Einladung beinhaltete insgesamt gesehen den Ausruf "Alarmstufe Rot", was von niemandem, egal in welcher Position, ignoriert werden durfte. Als Inge den Abzug der Dienstwaffe des getöteten Polizisten betätigte, schloss sich die Tür zum Büro des Gastgebers, der sich daraufhin zunächst für das Kommen der Herbeigerufenen bedankte. Er saß inmitten seiner Besucher, die leeren Stühle standen ihm gegenüber.

Polizeidirektor Horst Schnaller nippte an seinem Mineralwasser, räusperte sich, erntete neugierige Blicke, damit die erforderliche Aufmerksamkeit. Mit Ausnahme des Pressesprechers kannten sich die Männer seit Jahren persönlich,

deswegen stellte Horst seinen Freund den anderen Männern vor und bat sie darum, Förmlichkeiten auch ihm gegenüber wegzulassen. Schließlich griff er das Thema auf, das ihn veranlasst hatte, die Sondersitzung einzuberufen.

»Du Markus, bist der zweite Mann beim BND, du Helmut, stehst dem Bundesamt für Verfassungsschutz als Präsident vor. Über die Bedeutung Jörgs im Bundeskriminalamt muss ich euch nichts erzählen, er ist für mich mehr als eine rechte Hand. Außer ihm, wobei ich Jörgs Kollegen und Umfeld hierbei ausschliesse, sitzt kein Mensch an diesem Tisch, der sich nicht in einer prekären Lage befindet. Auch deswegen habe ich Benny zu diesem Treffen gebeten«, erklärte Horst die Anwesenheit seines Freundes. »Als Sprecher des Innenministeriums ist er höchstwahrscheinlich genauso betroffen wie ihr. Mein Mitarbeiter, meine rechte Hand, Jörg Knauf, weiß, dass er sich zu tausend Prozent auf mich verlassen, mir jederzeit vertrauen kann. Ob er diese Aussage in gleicher Form auf alle seine Kollegen machen würde, wage ich zu bezweifeln. Wie sieht es bei euch aus? Für wie viele Mitarbeiter würdet ihr in Bezug auf Rechtschaffenheit, Loyalität, Unbestechlichkeit ins Feuer springen? Du Markus, für wie viele?«

Der stellvertretende Leiter des Bundesnachrichtendienstes überlegte, deutete ein Kopfschütteln an. »Sehr wenige, wenn du das mit dem ins Feuer springen wortwörtlich meinst.«

»Du Helmut?«, wandte sich der Polizeidirektor an den ranghöchsten Mann in der Runde.

»Vielleicht ein paar mehr als es Markus tun würde«, antwortete der Präsident des Bundesamtes.

»Benny?«

»Ich habe es glücklicherweise nur mit dem Innenminister und seinen engsten Vertrauten zu tun«, zog sich der Sprecher des Innenministeriums geschickt aus der Affäre.

Der leitende Polizeidirektor lächelte, eine andere Antwort hatte er von seinem Kumpel nicht erwartet. Die Einzelbefragung war beendet, er richtete sich an die Gruppe: »Vor einigen Tagen wurde ein Kollege und Mitarbeiter des BKA, ein gewisser Hauptkommissar Udo Kring, tot aus dem Neckar gezogen. Offensichtlich ahnte er, sich in Lebensgefahr zu befinden, nur so lässt sich sein Vermächtnis erklären. Wir kannten uns seit Jahren, wahrscheinlich deshalb ließ er mir durch seine Rechtsanwaltskanzlei ein Notizbuch zukommen. Die von ihm getätigten Einträge haben mich gefesselt, schockiert, mir sprichwörtlich die Schuhe ausgezogen. Unter dem Strich machen sie mir Angst, erfüllen mich mit großer Sorge. Wohlweislich gibt es im Moment nur Indizien, allerdings sind sie glaubwürdig. Zumindest in einem Fall könnten sie, so wie ich es sehe, rasch zur Überführung eines Verdächtigen führen.«

»Um wen geht es, um was handelt es sich?«, fragte der Präsident vom Bundesamt.

»Es scheint, dass wir alle, so wie wir hier sitzen, unterwandert werden«, sah Horst augenblicklich in fassungslose Gesichter. Er blickte zuerst zum stellvertretenden Leiter des BND, danach zu seinem Freund, sagte dabei: »Das trifft auf dich zu, ebenso auf mich.«

»Du willst behaupten, dass der Innenminister unterwandert, in welcher Art?«, fragte Benedikt ungläubig, der von allen seinen Freunden nur Benny gerufen wurde.

»Das habe ich nicht gesagt, trifft auch nicht auf Markus zu. Es ist möglich, muss nicht so sein, entscheidend ist, dass sämtliche staatlichen Institutionen, darunter auch die Regierung, von oben nach unten oder umgekehrt dem Prozess einer Infiltrierung unterliegen.«

Erneut ergriff der Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz das Wort: Langsam, eines nach dem anderen. Ich sitze hier, Markus dort. Wenn es so wäre, müssten er und ich davon als erste Bescheid wissen oder zumindest etwas dazu gehört haben. Fangen wir also bitte noch einmal von vorne an. Der umgebrachte Bekannte hat Indizien welcher Art gefunden?«

»Eindeutige Verdachtsmomente, die zu seinem Mörder oder dem Mann führen, der ihn töten ließ. Dazu stieß er auf glaubwürdige Hinweise, dass allerorts mitten unter uns Leute sitzen, unabhängig davon, ob sie sich in einer höheren oder tieferen Etage befinden, die den Staat unterwandern wollen.«

»Wie sehen die Hinweise aus?«, erkundigte sich Markus vom BND.

»Das weiß ich nicht. Die Vermutung geht dahin, dass es sich um Material handelt, durch das hunderte, wenn nicht gar tausende Menschen, erpressbar wären. Bei ihnen handelt es sich um Persönlichkeiten und auch unscheinbare Mitarbeiter aus allen möglichen Bereichen. Politiker, Stars, Anwälte, Minister, Sekretärinnen, die Liste könnte sich bis weiß Gott wohin ziehen.«

»Klingt alles absurd«, kommentierte Helmut die Sätze des Polizeidirektors abwertend.

»Ich halte das auch für riesigen Humbug«, pflichtete Markus bei, ergänzte seine Meinung mit einer vorwurfsvoll klingenden Frage: »Sind wir deswegen hier?«

Der Pressesprecher des Innenministeriums, der eigentlich um einen schweigenden Aufenthalt gebeten worden war, erlaubte sich zu widersprechen: »Seit Jahren, verstärkt in den letzten Monaten, haben wir es mit radikalen Kräften zu tun. Sie kommen von links, rechts, aus der Mitte, sogar aus terroristischen Vereinigungen, selbst aus dem Untergrund. Wäre ich beim Verfassungsschutz oder BND würde ich die bisher gehörten Sätze nicht als absurd abtun und Humbug bezeichnen. Wir vertreten, leiten und arbeiten somit für Behörden, deren Pflicht es ist, jedem noch so winzigen Hinweis nachzugehen, der den Staat, seine Bürger und die Demokratie gefährden könnten.«

»Danke Benny«, sagte der Polizeidirektor, sah von seinem zu seiner rechten Seite sitzenden Freund nach links, wo es sich Markus und Helmut auf weich gepolsterten Stühlen gemütlich gemacht hatten. »»Ich habe den Inhalt des Notizbuches für euch kopieren lassen. Ihr könnt ihn euch nach diesem Gespräch mitnehmen, in aller Ruhe durchlesen. Vielleicht überzeugt euch vorab diese Geschichte: Einen Staat zu unterwandern braucht Zeit, Ressourcen aller Art, vor allem Kapital. Mit ein paar Millionen Euro kommt man da nicht weit, hier geht es um Milliarden, Billionen. Die erforderlichen Summen sinken deutlich, wenn es gelingt, gewisse Personen zur Mitarbeit zu zwingen. Das ist der eine Punkt, der andere ist die Zeit. Von heute auf morgen ist ein Umsturz sogar in einem autoritär geführten Land unmöglich. Vorbe-

reitung, Planung, Ausstattung, alles erdenkliche muss erledigt und besorgt werden. Wäre es anders, gäbe es in jeder Demokratie höchstwahrscheinlich jeden Tag ein Attentat.«

Helmut unterbrach und deutete während seines Satzes auf Markus. »Das ist uns bewusst, es ist der Grund, warum bei uns und bei Markus rund um die Uhr gearbeitet wird. Belehre uns nicht, überzeuge uns. Komm auf die angekündigte Story zu sprechen.«

Horst nickte. »Sorry, mir ist klar, dass ihr euren Job versteht, jeder von uns sein Bestes gibt. Mit meiner Erläuterung wollte ich nur darauf hinweisen, warum wir heute noch hier sitzen dürfen. Anderweitig würden wir im Knast sitzen oder nicht mehr atmen. Zur Geschichte, der wahre Begebenheiten zugrunde liegen: 2009 wurde ein Geldtransporter auf dem Weg von Berlin nach Köln in der Nähe von Hannover überfallen. Angebliche Beute logischerweise Geld. Einen auch damals schon nahezu lächerlichen Betrag von 1,2 Millionen auf dieser Strecke zu transportieren, erscheint wie ein böswilliger schlechter Witz, insbesondere im Nachhinein. Jahrelang waren Behörden hinter der Beute her, boten dem gefassten Kopf der Bande von Straferlass bis zur Freiheit alles an, der Mann blieb stumm, lehnte sämtliche Vorzüge ab. Er hat eine lebenslange Freiheitsstrafe abgesessen, befindet sich mittlerweile seit knapp vier Wochen auf freiem Fuß. Kurz vor der Ermordung kam es zwischen ihm und Udo Kring zu einem Treffen. Wie wir vielleicht alle wissen, läuft nach dem Ex-Sträfling und seiner angeblichen Komplizin seit ein paar Tagen eine Fahndung.« Der Polizeidirektor unterbrach sich, sah in staunende und fragende Gesichter, fügte nach ein

paar Sekunden mit einem leicht triumphierenden Ton hinzu: Richtig kombiniert! Der Kopf des Geldtransportüberfalls, der Mann, der über den Verbleib der Beute kein Wort verloren hat, er soll meinen Bekannten umgebracht haben. Sein Name lautet Achim Walchen. Das Opfer bezichtigt in seinen Notizen jedoch nicht ihn der Tat, sondern schiebt das Verbrechen einem anderen Täter zu.« Bereits diese kurze Erzählung muss doch bei uns allen sämtliche Alarmglocken schrillen lassen«, beendete er seinen Vortrag.

»Du denkst, die Beute des Raubüberfalls bestand aus den schon von dir in den Mund genommenen Akten in Hinsicht auf erpressbare Leute?«, stellte Markus vom BND eine für ihn sich ergebende Frage aus dem Gehörten.

»Inzwischen bin ich wegen der Einträge im Notizbuch davon felsenfest überzeugt. Ebenso glaube ich fest daran, dass der Inhalt des Buches euch zum gleichen Resultat führen wird wie mich.«

»Ist das alles?«, erkundigte sich Helmut vom Verfassungsschutz skeptisch.

»Ganz und gar nicht!«, entgegnete Horst, blickte zu Jörg, der neben seinem Freund Benny saß. »Meine rechte Hand ist bereits seit gestern Abend da. Wir haben in den vergangenen siebzehn Stunden jeden Stein umgedreht, den wir auf den Kopf stellen konnten. Jörg, erzählst bitte du.«

Der BKA-Beamte, der aus Frankfurt an der Oder angereist war, nickte, ergriff mit einer angenehmen Bariton-Stimme das Wort: »Die siebzehn Stunden waren viel zu wenig um das Geflecht aus Merkwürdigkeiten, Vermutungen und Tatsachen durchzugehen. Horst hat sich mit dem Ablauf des

Raubüberfalls und den Zusammenhängen beschäftigt, die er dazu dem Notizbuch entnehmen konnte. Ich habe mich dem Kopf der Bande, seinem damaligen sozialen Umfeld, Werdegang gewidmet, eben allem, was ihn anbetraf.«

»Interessant«, bemerkte Helmut, fiel erneut durch Ungeduld auf.

»Allerdings«, gab die rechte Hand des Polizeidirektors der Bemerkung eine Abfuhr. »Mein Boss und ich sind in den frühen Morgenstunden zur Einsicht gekommen, dass wir nicht imstande gewesen wären, den Dschungel aus zugänglichen und uns nicht verfügbaren Akten zu durchkämen. Von letzteren gibt es übrigens zwei. Jedenfalls fassten wir den Entschluss unsere bis dahin getätigte Recherchen zu vergleichen. Es hat dazu geführt, dass wir bei den für uns gesperrten Dokumenten davon ausgehen können um welche es sich handelt. Sie haben mit hoher Wahrscheinlichkeit einen Bezug zu Achim Walchens Familie, Bruder, Schwester, Eltern, was weiß ich.

»Vermutungen«, warf diesmal Markus ein.

»Berechtigte Annahmen«, widersprach Jörg selbstbewusst, fuhr fort: »Eine Sache ist hochinteressant, sie kann auch bewiesen werden. Zwei Komplizen Walchens wurden später erschossen, drei weitere früher oder später gefasst. Einer ist seit Jahren frei, lebt seitdem im Münsterland, ist seither nie auffällig in Erscheinung getreten. Der Rest der Truppe, zwei Ganoven, hätten zum Jahresende ihre Freiheitsstrafe verbüßt, sind aber seit Monaten frei, obwohl ihnen keine vorzeitige Entlassung in Aussicht gestellt worden war. Beide sind seitdem verschwunden. Komischerweise ist ihre zu

frühe Entlassung von der Bundesstaatsanwaltschaft angeordnet worden, also der Institution, die zuvor diesen Schritt abgelehnt hatte. Das mag sich kompliziert anhören, würde keinen Sinn ergeben, wenn der zuständige Staatsanwalt ein unbeschriebenes Blatt sein würde.«

»Was meinen du damit?« Die Neugier Helmut's war offensichtlich geweckt.

Polizeidirektor Schnaller übernahm das Wort. »Jörg will damit sagen, dass besagter Oberstaatsanwalt in den Notizen von Udo Kring einen Stammplatz besitzt. Mehr noch: Der Ermordete wirft ihm vor, seinen Tod in Auftrag gegeben oder selbst durchgeführt zu haben.«

»Was wiederum die zwei vorzeitig entlassenen und untergetauchten Komplizen Walchens ins Spiel bringt«, warf Jörg mahnend ein.

Markus Obermaier vom BND schüttelte den Kopf. »Leute, ihr kennt unser Geschäft. Gibt es Beweise?«

Auch Horst konnte sich ein Kopfschütteln nicht verkneifen. »Ich gebe zu, es ist alles schwer nachvollziehbar, aber mit Kenntnis der Einträge vom Kring ändert sich das Gesamtbild komplett. Es kann sein, dass die zwei früher entlassenen Mittäter Walchens auf der Suche nach ihm sind, damit insbesondere nach der Beute. Wir müssen Walchen finden, vor ihnen, vor dem Oberstaatsanwalt. Ist er bereit zu kooperieren, sehen wir klarer.«

Wer hatte plötzlich seine Hände in das Spiel eingebracht? Eine höhere Macht oder der Satan? Das Handy des Präsidenten des Bundesamtes begann in dessen Sakko zu vibrieren, er holte es hervor, begutachtete die Nummer auf dem Dis-

play. »Entschuldigung, da muss ich kurz ran«, sagte er, blieb jedoch sitzen und hörte zu. »Ich rufe in Kürze zurück!«, kam es ihm über die Lippen, ohne vorher ein Wort gesagt zu haben, obwohl der Anruf von längerer Dauer war. Er beendete die Verbindung, sah in die Runde, wirkte perplex, fand seine Stimme wieder: »Sonderbar! Wirklich eigenartig!«, stellte er fest, während seine Wangen an gesunder Farbe verloren. Er sah Horst Schnaller an. »Achim Walchen hat sich heute um vierzehn Uhr beim BND gemeldet, er wagt es tatsächlich, den Staat zu erpressen!«

»Davon weiß ich gar nichts«, klang Markus so, als ob er sich von seiner Behörde übergangen fühlte.

»Was will er?«, erkundigte sich Horst.

»Einstellung der Fahndung bis Mitternacht, Rehabilitation seines Namens und den seiner angeblichen Komplizin.«

Polizeidirektor Schnaller blickte nicht ganz durch: »Was hast du damit zu tun? Was passiert, wenn seine Forderung nicht erfüllt wird?«

»Er hat damit gedroht einen Teil der Beute öffentlich zu machen. Warum ich in die Sache einbezogen werde, erschließt sich mir nicht. Jedenfalls scheint Walchens Drohung mancherorts für Panik zu sorgen.«

»Was Krings Notizen bestätigt«, erwiderte Schnaller.

»Butter bei den Fischen, was erwartest du von uns?«, fragte der stellvertretende Leiter des BND.

»Stillschweigen, Rückendeckung, eurerseits an sämtlichen Standorten lupenhafte Überprüfungen sämtlicher Abteilungen. Priorität: Walchen finden, in diesem Zusammenhang jede Unterstützung, die ich von euch bekommen kann«, ant-

wortete der Polizeidirektor, wandte sich an den vom Verfassungsschutz. »Wieso hast du einen Rückruf angekündigt?«

Helmut Baar beantwortete die Frage ohne zu zögern: »Ich soll mich zu der Forderung äußern, meine Meinung ist gefragt. Bin ich dafür, Walchens Erpressung nachzugeben oder nicht.«

»Und?«, bohrte Schnaller nach.

»Du kennst mich! Wäre ich heute nicht an diesem Tisch zugegen gewesen, hätte ich gesagt, der Staat lässt sich nicht erpressen. Wahrscheinlich wäre es mir nicht schmerzlich, die Sache als einen Witz zu betrachten. Mit dem Wissen, welches ich jetzt besitze, verändert sich die Sachlage. Die in anderen Büros entstandene Hektik deutet darauf hin, dass Walchen tatsächlich etwas zu besitzen scheint, was wem auch immer gefährlich werden kann, womöglich der Öffentlichkeit vorenthalten werden soll. Ansonsten wäre der Akt mit ziemlicher Sicherheit ohne mein Zutun über die Bühne gegangen.

»Was wirst du sagen?«, ließ der Polizeidirektor mit seiner Fragerei nicht locker.

»Wenn ich empfehle, der Forderung nicht nachzukommen, löse ich was aus? Chaos? Anarchie? Bürgerkriegsähnliche Zustände? Schlimmeres, sollte es in diesem Fall so etwas geben? Andererseits würden eventuell Tatsachen auf den Tisch kommen, die aufgeklärt, bereinigt und verbessert werden müssten. Falls ich vorschlage der Erpressung nachzugeben, gewinnen wir Zeit, die sehr, sehr teuer werden kann. Wird seinem Anliegen entsprochen, möchte er sich wieder melden. Was passiert bis dahin? Was oder wer geht uns durch

die Lappen? Welche Gegebenheiten werden unerkannt bleiben, wo werden wir weiterhin unwissend sein? Mir wäre es lieber, man hätte mich in dieser Sache außen vorgehalten«, schoss Helmut einen Pfeil gegen Markus ab.

»Vielleicht kann ich dir die sicher nicht einfache Entscheidung leichter machen«, sagte Horst und gab eine Beichte ab: »Im Wissen euch heute hier zu haben, aufgrund der mit Jörg vollzogenen Vergleiche unserer Recherchen, möchte ich einen unorthodoxen Versuch eingehen. Ich habe ihn vorab mit Benny besprochen, hast du es dabei?«, drehte der Polizeidirektor den Kopf seinem Freund zu, erhielt sogleich ein Handy ausgehändigt. »Das ist ein Prepaid-Gerät, dass ich nun auf laut stellen werde. Jörg hat mit diesem Apparat bereits ein Telefonat geführt. Er hat den undurchsichtigen Oberstaatsanwalt in Karlsruhe zu erreichen versucht, leider erfolglos. Somit hat er sich gezwungen gesehen, seiner Ehefrau ein Ultimatum zu stellen, welches sie ihrem Gatten ausrichten sollte. Jörg!«

Die rechte Hand des leitenden Polizeidirektors wiederholte das mündlich übermittelte Druckmittel: »Richten Sie Ihrem Mann aus, wenn er Achim Walchen haben möchte, muss er zwischen sechzehn und achtzehn Uhr erreichbar sein. Sagen Sie ihm, wir haben nicht nur Walchen, sondern auch die Beute aus dem Raubüberfall von 2009. Ihr Mann weiß dann Bescheid. Sollte er auf beides keinen Wert legen, werden wir das Diebesgut an die Medien verkaufen.«

Markus Obermaier vom BND hob anerkennend den Daumen. »Genial! Wann hast du angerufen?«, erkundigte er sich mit lobender Stimme.

»Schon vormittags«, antwortete Jörg, sah zum neben Markus sitzenden Helmut, der das Wort ergriff.

»Das könnte zum Problem werden«, warnte Helmut. »Mir wurde mitgeteilt, dass Walchen bei Erfüllung seiner Forderung am Montag um fünfzehn Uhr wieder Kontakt aufnehmen wird.«

Horst Schnaller schüttelte den Kopf. »Nein, wird es nicht. Dem Staatsanwalt wird es egal sein, wer am Ende für die Erpressung verantwortlich ist, ob Walchen selbst, oder jemand, der ihn in seiner Gewalt hat.« Der Polizeidirektor sah auf die Uhr an seinem Handgelenk, wandte sich noch einmal an den Präsidenten des Bundesamtes. »Ich fordere nichts, erwarte nichts von dir. Eines lege ich dir ans Herz: Wenn der Staatsanwalt uns nachfolgend in die Falle geht, entscheide dich bei deinem Rückruf richtig.« Horst stellte das Handy auf laut, drückte die Taste der Wahlwiederholung.

Es läutete, läutete, jemand hob ab: »Ja, bitte?«

»Spreche ich mit Oberstaatsanwalt Dürer?«

»Am Apparat.«

»Beantworten Sie mir alle Fragen ohne Ausnahme mit ja oder nein. Verstanden?«

»Ja.«

»Eine falsche Antwort und ich lege auf, melde mich nie wieder. Dieses Gespräch ist Ihre einzige Chance. Kapiert?«

»Ja.«

»Sollten alle Antworten im gegenseitigen Interesse sein, lege ich auf, werde mich wieder melden. Wenn die Forderung Walchens nicht erfüllt wird, hören Sie morgen von mir, falls doch, am Montag um fünfzehn Uhr. Einverstanden?«

»Ja.«

»Brauchen Sie Walchen lebend?«

»Nein.«

»Sind Sie bereit für die Beute einen anständigen Preis zu bezahlen?«

»Ja.«

Horst Schnaller bezog sich auf das Notizbuch von Udo Kring, der von Achim erfahren hatte, dass die Fracht des Geldtransporters zehn Kartons umfasste. Es war zwar ein Risiko dabei, doch zugleich die Möglichkeit zu beweisen, des Straftäters und Diebesgut habhaft zu sein. »Zehn Kartons, wollen Sie alle?«

»Ja.«

»Eine Million pro Karton, sollen es immer nach alle sein?«

»Ja.«

»Ich melde mich wie vereinbart«, beendete Horst das Gespräch. »Wir haben ihn! Jetzt brauchen wir Walchen«, jubelte er, zeigte sich außerdem erleichtert.

Unmittelbar nach ihm telefonierte Helmut Baar, sprach sich dafür aus, der Forderung nachzugeben. Wäre Achim in diesem Moment anwesend gewesen, hätte er wegen seiner Theorie angenommen, dass auch der Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz über eine Akte verfügte, mit der er erpresst werden konnte.

Die Sondersitzung ging zu Ende, über das weitere Vorgehen war man sich in allen Belangen einig. Alle Teilnehmer, die das Notizbuch von Hauptkommissar Udo Kring nicht kannten, versprachen, sich in den kommenden Stunden damit auseinanderzusetzen. Horst Schnaller verabschiedete

seine Gäste, bat nur seine rechte Hand, noch zu bleiben. Mit Jörg Knauf wollte er ihr eigenes Vorgehen besprechen, denn wenn jemand Achim Walchen schneller als alle anderen zu finden imstande wäre, dann er. Die Unterredung dauerte nicht lang, beide Männer waren müde, brannten vor Ehrgeiz, dem Dienstgebäude wenigstens für einen halben Tag den Rücken zukehren zu können.

Es kam nicht oft vor, bis dahin vielleicht noch nie, doch Verfassungsschutz, Bundesnachrichtendienst, Bundeskriminalamt, damit der Staatsschutz und auch die Landeskriminalämter zogen an einem Strang. Eine Einschränkung gab es: Welcher Bedienstete machte aus ehrlicher Überzeugung mit, wie viele Mitarbeiter um die eigene Haut zu retten. Der bis zum Samstagabend entstandene Tumult wäre vielleicht deutlich vehementer ausgefallen, wenn Achim Walchen die Forderung an einem Werktag gestellt hätte. So aber waren die meisten Büros leer, wodurch sich die aufgeflamnte Panik in Grenzen hielt und unter Kontrolle blieb. Für eine Kontaktaufnahme in Hinsicht auf die Erpressung zwischen Montag und Donnerstag war es zu spät, was gewissermaßen ein Glück darstellte. Die betroffenen Behörden mussten sich somit nicht mit aufkommenden Gerüchten in eigenen Reihen herumschlagen, ebenso wenig die Wogen glätten, von denen sie ansonsten überrollt worden wären.

Ω

Im Haus von Oberstaatsanwalt Dürer herrschten weder Panik noch Chaos. Der mysteriöse Anrufer hatte stattdessen eine eisige Kälte in dem Domizil hinterlassen, die mit dem Wetter im Freien nicht kompatibel war. Die frostige Stimmung verwandelte sich in eine undurchdringbare Eisdecke, nachdem Gunnar, so hieß Dürer mit Vornamen, von seiner Frau gefragt worden war, wer, warum, was der Anruf zu bedeuten hatte. Ihre Nachfrage, geschuldet ihrer Sorge, anstatt der ihr vorgeworfenen Neugier, führte zu einem Streit, der damit endete, dass sie sich haufenweise nicht druckreife Beleidigungen anhören musste.

Zutiefst gekränkt flüchtete Dürers Ehefrau aus dem prunkvollen Objekt am Rand von Karlsruhe, stieg verheult in ihr Auto. Aus dem Haus raus war sie schon, jetzt wollte sie einfach nur noch weg, einfach ins Blaue. Sie stieg in den Zweitwagen, der ein Geschenk ihres Mannes war, fuhr mit verschwommenen roten Augen über den Zubringer auf die Autobahn, trat das Gaspedal durch. Gunnar Dürer hätte es als "typisch meine Alte" bezeichnet, keiner der Verkehrsteilnehmer, die seiner Frau entgegenkamen. Sie hatte die falsche Auffahrt gewählt, war zu einer Geisterfahrerin geworden. Ob mit Absicht oder aus Versehen, darüber konnte nur spekuliert werden, jedenfalls kam es zu einem Frontalzusammenstoß, der Oberstaatsanwalt Dürer bei Hinzuwendung schwarzen Humors fristgerecht zum Witwer machte. Im Augenblick des Unfalls, rund eine halbe Stunde nachdem seine Frau das Haus verlassen hatte, läutete nämlich die Polizei an seiner Tür. In der Annahme seine Gattin hätte sich beruhigt, öffnete er, sah neben dem Dienstausweis, der ihm vor die

Augen gehalten wurde, eine Schar von Polizisten. Bevor er fragen konnte, was los sei, wurde ihm die Sicht durch einen Haftbefehl versperrt. Zu einem Protest war er erst fähig als ihm Handschellen angelegt worden waren.

Gunnar Dürer hatte noch gar nicht richtig begriffen, was mit ihm geschah, da saß er bereits in einem extra für ihn bereitgestellten Gefangenentransporter. Erst bei einem Zwischenstopp erfuhr er, wohin es ging, ebenso den Hinweis, dass es bis zur Justizvollzugsanstalt "Moabit" keinen weiteren Halt außer bei höherer Gewalt mehr geben würde. Der Aussage folgte die Zusatzinformation: »Pinkeln und Scheißen ist auf Anordnung von oben nicht als eine solche zu betrachten! Das gilt vorzugsweise nur für Sie, nicht für uns, die der Ehre nachkommen dürfen, einen Dreckskerl dahin zu bringen, wo er für den Rest seines Lebens hingehört.« Der Beamte, der die Aussage getätigt hatte, gehörte eindeutig zu den Mitarbeitern des Staatsapparates, die bedenkenlos der Gruppe mit den weißen Westen zugeordnet werden konnten.

Ω

In Zuffenhausen, ein im Jahr 1931 eingemeindeter Außenbezirk von Stuttgart, klingelte es ebenfalls an einer Haustür. Es geschah mitten unter der Ausstrahlung des "Aktuellen Sportstudios", was den Hausherrn fluchen und seine Frau an die Haustür schicken ließ. Als sie in Begleitung von mehreren Polizisten wieder im Wohnzimmer erschien, blieb ihm der Torschrei für seine Lieblingsmannschaft im Hals stecken.

Widerstandslos ließ sich Manuel Hartmann, Gefängnisdirektor der Justizvollzugsanstalt Stuttgart-Stammheim festnehmen. Dem Beamten, der ihm die Handschellen anlegte, war nicht klar, ob der Kollege aus dem Vollzug den Tag seiner Festsetzung erwartet, auf diesen gewartet oder ihn sogar herbeigesehnt hatte. Bei seinem Job, für den er ihn bemitleidete, insbesondere jedoch wegen des Gebarens seiner Ehefrau an der Haustür, wäre jedenfalls letzteres verständlich gewesen. Immerhin, ob kurzzeitig oder längerfristig, dem Anstaltsleiter war es vergönnt, seinen Arbeitsplatz aus einer anderen Perspektive zu betrachten.

Manuel Hartmann erging es nicht anders als dem Staatsanwalt Gunnar Dürer. Trotz der fortgeschrittenen Uhrzeit wurde er direkt von der Polizeiwache unter gleichen Bedingungen nach Berlin -Moabit überführt.

Ω

Das Hotel Adlon Kempinski in Spuckweite des Brandenburger Tores besaß Tradition, die mit dem jeweiligen Luxus der gegenwärtigen Zeit vermischt wurde. Für ein fünf Sterne Hotel bot die weltberühmte Herberge auch Zimmerpreise an, die bei gesundem Appetit und großen Hunger billiger gekommen wären als die Gesamtrechnung für Frühstück, Mittag- und Abendessen, wobei eine der Mahlzeiten aus einem Sechs-Gang-Menü bestanden hätte. Selbst bei Frühstück, Currywurst zu Mittag, Döner am Abend war es möglich den Preis des günstigsten Zimmers zu schlagen, vorausgesetzt man gönnte sich ein paar Getränke mehr als sonst.

Mit Peanuts, leichter Kost, geschmacklosem Bier und ähnlichem wollte sich Achim an diesem Abend keinesfalls abgeben. Nicht kleckern, sondern klotzen, nicht demütig sein und nur atmen, stattdessen ausnahmsweise die Sau rauslassen, hieß seine Devise. Unter normalen Umständen hätten Inge und er niemals eine Suite bekommen, erst recht nicht die Royal Suite für sechzehntausend Euro pro Nacht. In dem Preis war sensationellerweise ein Butler inbegriffen, der den Gästen rund um die Uhr zur Verfügung zu stehen hatte. Bei so einem Job trat man vor einer geschlossenen Tür auf der Stelle, während hinter ihr jemand logierte, dem die Welt offenstand.

Bevor Inge und Achim das Hotel betraten in dem sie als Gesuchte sehr wahrscheinlich erkannt worden wären, suchten sie einen Laden auf, um ihr Äußeres zu verändern. Inge besaß plötzlich statt kurzer schwarzer, lange lockige rote Haare. Achim war auf einmal strohblond, trug zudem einen

Schnurrbart, der ihn, wegen seines unrasierten Gesichts, auf positive Art ein wenig exotisch aussehen ließ. Gleich danach begaben sie sich in ein Internetcafé, in dem Inge Achims Idee bezüglich einer Luxusnacht in die Realität umzusetzen versuchte. Sie loggte sich in den Computer des BND ein, was nur Mitarbeitern des Bundesnachrichtendienstes möglich war. Achim sah ihr dabei zu und nachdem sie ihre Dienstausweisnummer und ein Passwort eingegeben hatte, wurde ihr Zugang gewährt. Ein nach wie vor bestehender Zweifel des Ex-Häftlings löste sich dadurch in Luft auf. Inge war tatsächlich eine Mitarbeiterin der Behörde, woran er trotz ihrem Dienstausweis und der zurückliegenden Ereignisse in den letzten Monaten immer wieder nicht so recht glauben mochte. Er lächelte sie an, setzte sich an den für ihn reservierten PC, suchte im Eilverfahren die E-Mail-Adresse des Adlons heraus, machte sich auch über die Preise schlau. Im Anschluss schrieb Inge an das Hotel. Anschließend verfasste sie einen Text an sich, den sie ausdrucken ließ. Ob sie und Achim mit ihrer Strategie Erfolg haben würden, das Leben für eine Nacht genießen könnten, musste sich später zeigen. In dem Laden besorgten sie sich ein neues Prepaid-Handy, bezahlten, schlenderten hinterher durch Berlin, kurz vor dem Check-in ebenso durch das Brandenburger Tor.

An der Rezeption wurden sie um Geduld gebeten, für ein paar Minuten von dem sie bedienenden Mann für ein paar Minuten allein gelassen. Der Receptionist wusste weder ein noch aus, im Adlon schickte es sich nicht, irgendwelche Gäste vor den Kopf zu stoßen. Händeringend bat er einen für die Zimmerbelegung kompetenten, ihm übergeordneten

Mitarbeiter um Rat, der sich der Sache annahm. Niemand wusste, ob es je zuvor schon einmal vorgekommen war, dass eine staatliche Behörde wie der BND eine Reservierung plus Rechnung im Adlon abgegeben und übernommen hatte. Der Empfangschef, der zu dieser Zeit Schicht hatte, begab sich an den Empfangstresen, hielt außerdem die von Inge versandte E-Mail in der Hand.

»Entschuldigen Sie, dass wir Sie warten ließen. Wir sind etwas irritiert, haben außerdem ein Problem.«

»Das wäre?«, fragte Inge gespielt angefressen.

»Sie haben recht, es liegt uns eine Reservierung vor ...«

»Wieso gibt es dann irgendwelche Schwierigkeiten?«, fiel Inge dem Mann ins Wort.

»Gnädige Frau, mein Herr, wären Sie so freundlich mir zu folgen«, äußerte der Hotelangestellte eine Bitte, die ihm erfüllt wurde. Er ging den beiden voraus, führte sie in ein Büro, welches das des Hotelmanagers zu sein schien. Er bat seine Begleiter sich an einen Besprechungstisch zu setzen, nahm ebenfalls an diesem und nicht hinter dem Schreibtisch Platz. Die erste Textpassage Inges, war ein voller Treffer, ansonsten wären sie nicht in das Zimmer geführt worden. Die ganze E-Mail hatte sie mit Achim auf dem Weg ins Internetcafé ausdiskutiert, zwangsläufig hinterher mit ihm ihr weiteres Vorgehen im Hotel besprochen. Der Empfangschef schlug einen speichelleckenden Ton an: »Die Reservierung ist ungewöhnlich, um ehrlich zu sein, kann ich mich nicht daran erinnern, eine solche je empfangen zu haben. Dazu sei erwähnt, sie traf erst vor kurzem, damit sehr spät ein.« Am Schluss seiner Sätze klang der Empfangschef betrübt.

»Was wollen Sie damit sagen?«, schlug Inge mit ungeduldiger und vorwurfsvoller Stimme zurück.

»Wir sind in Berlin, in einigen Bundesländern sind Ferien, es ist Urlaubszeit, Wochenende, das Wetter passt, wir sind nahezu ausgebucht.«

Inge hielt sich an Achims Vorschlag, der da hieß, Frechheit siegt. Sie riss sich die rote Perücke vom Kopf, ihr Begleiter ebenso, dazu den Schnurrbart. »Fast ausgelastet heißt nicht komplett belegt. Ich verstehe Ihre Bedenken, aber erwarte, dass Sie sich an die Anweisungen in der Reservierung halten. Wenn Sie dazu außerstande sind, dann verlange ich von Ihnen, sich umgehend mit meinem Arbeitgeber in Verbindung zu setzen!«, sagte sie streng und fordernd. Der Hotelangestellte schluckte schwer, verfluchte seine Tagesschicht, dazu das Pech, das Hotelmanager und Hoteldirektorin außer Haus waren. Inge setzte nach, diesmal sanft: »Sollten Sie keine passende Lösung zur Hand haben, hätten Sie längst meine Dienststelle unterrichten müssen. Wir befinden uns hier, also ist es nicht geschehen. Sie sind ein kluger Mann, sonst wären Sie hier nicht beschäftigt, somit gehe ich davon aus, dass Sie mit Ihrem Geschick an Improvisation uns helfen werden.«

»Madam, mein Herr, es lässt sich einrichten, dass Sie in unserem Haus bis zum besagten Termin bleiben können, es soll Ihnen an nichts fehlen. Für Ihr leibliches Wohl sorgen wir selbstverständlich, weiterhin sehe ich in der Reservierung keine Anweisungen, denen wir nicht nachkommen könnten«, zeigte sich der Empfangschef entgegenkommend.

»Woran hapert es?«, fragte Inge zähneknirschend.

»Wird Ihre Dienststelle die Kosten für Ihre Unterbringung übernehmen? Natürlich, es wurde für Sie ein Zimmer Ihrer Wahl reserviert, besser gesagt, angefordert, doch wie ich sagte, die Räumlichkeiten sind bis auf eine Ausnahme belegt. Es steht nur die Royal Suite zur Verfügung, die ist nicht ganz billig.«

Erstmals ergriff Achim die Initiative. »Meine Begleiterin, wenn Sie so wollen, zugleich mein Bodyguard, und ich werden seit Tagen gejagt. Fälschlicherweise wurde uns ein Mord unterstellt, was in den Medien noch vor Mitternacht zu hören und sehen sein wird. Wir waren tagelang auf der Flucht. Man wird uns jeden Wunsch von den Lippen ablesen, damit vor allem ich für den Irrtum entschädigt werde, auf weitere rechtliche Schritte in dieser peinlichen Angelegenheit verzichte. Im Vergleich dazu wäre die teuerste Suite der Welt lächerliches Taschengeld.«

Inge sah von Achim zum Empfangschef, lächelte ihn an, setzte dort an, wo ihr Geliebter aufgehört hatte. »Achim Walchen hat meiner Dienststelle bereits versichert auf jeglichen Schadenersatz zu verzichten, aus diesem Grund ist ihm jedes Anliegen zu erfüllen. In der Reservierung steht auch, dass wir so lange unterzubringen sind, bis die Fahndung nach uns offiziell eingestellt wurde, wir abgeholt werden.« Sie legte eine Pause ein, zog den Zettel hervor, den sie sich ausdrucken ließ, fuhr fort: »Ich habe alles schwarz auf weiß, kenne die Ihnen zugestellten Anweisungen.« Erneut unterbrach Sie sich, schüttelte leicht den Kopf, tippte mit dem Finger auf die von ihr geschriebene Reservierung, die vor dem Hotelangestellten auf dem Tisch lag. »Sie haben hier eine Re-

servierung einer staatlichen Institution. Sie enthält unmissverständliche Anweisungen, die als nicht abzulehnende Biten zu verstehen sind. Ausdrücklich steht geschrieben, allen Wünschen Herrn Walchens ist nachzukommen, eine Kostenübernahme wird garantiert. Was wollen Sie mehr? Wir sind durstig, hungrig, genervt, müde!« Inge war im letzten Satz von Wort zu Wort lauter geworden, hatte womöglich damit dem Empfangschef den letzten bissfähigen Zahn gezogen.

»Sie haben absolut recht. Ich entschuldige mich tausendmal für die Unannehmlichkeiten. Bitte, geben Sie mir fünf Minuten, erweisen Sie mir danach das Vergnügen, Sie zu ihrer Suite geleiten zu dürfen«. Der Empfangschef erhob sich, war im Begriff, das Büro zu verlassen, blieb stehen und drehte sich zu Inge um, die nach ihm gerufen hatte.

»Auch ich hätte ein Anliegen: Könnten wir es formell machen? Würden Sie Herr Walchen fragen, welche Suite er wünscht?«, sagte sie, schenkte dem Mann, der bereits den Türgriff in der Hand hielt, erneut ein Lächeln.

Der Hotelangestellte nickte. »Selbstverständlich Madam. Herr Walchen, welches Zimmer wünschen Sie?«

Achim fand es genial albern, spielte mit: »Mein Herr, ich wünsche nicht, ich verlange die Royal Suite.«

»Sehr gerne«, erwiderte der Empfangschef, verließ den Raum, ohne vorher Inges ausgedruckten Text und Dienstausweis angesehen zu haben. Was für ihn im Moment und auch später zählte, war und blieb die garantierte Kostenübernahme der staatlichen Behörde. Wie versprochen begleitete er Inge und Achim zur Royal Suite, die sich während seiner Abwesenheit wieder verkleidet hatten.

Glück und Pech

Es geschah, womit Achim Walchen gerechnet hatte: Ab 21.45 Uhr begannen die dritten Programme der ARD den Bericht zu senden, in dem er und Inge des Mordes entlastet wurden, von nun an der Staatsanwaltschaft als Zeugen zur Verfügung stehen sollten. Nicht vereinbart war die dem Beitrag hinzugefügte Botschaft, dass sie sich bei der nächsten Polizeidienststelle umgehend melden sollten. Achim störte sich nicht daran, fand die Entlastung ihrer Personen dadurch sogar noch ein wenig glaubwürdiger. Viele Nachrichtensender nahmen die Erklärung der Behörden in ihr Programm auf. Die "Tagesthemen" und das "Heute Journal" sendeten ihn erst, nachdem ihre Shows im Abendprogramm, die den Zuschauer zum Teil blöd werden ließen, die Sendezeit überzogen hatten. Es änderte nichts an Achims Zufriedenheit.

»Ehrlich: Ich hätte nicht gedacht, dass die Zirkusnummer hier im Hotel funktionieren wird, aber noch weniger an den Erfolg deiner Forderung«, sagte Inge doppelt beeindruckt. Noch immer konnte sie den Luxus nicht fassen, von dem sie umgeben wurde.

»Wir haben nicht viel gewonnen«, stellte Achim klar. »Wir können uns nun ungeniert auf der Straße blicken lassen, die Leute werden allerhöchstens mit dem Finger auf uns zeigen. Gejagt werden wir trotzdem, das weißt du genauso gut wie ich.« Inge konnte nicht anders, lächelte, begann Tränen zu lachen. Ihr Gelächter entpuppte sich als ansteckend, erfasste Achim, der keine Ahnung besaß, was ihren Lachanfall aus-

gelöst haben konnte. Er lachte einfach mit, sah sich um, und während sich Inge zu beruhigen schien, wurde er von einem Lachanfall in Beschlag genommen. Mit Mühe brachte er einen Satz hervor: »Du hast recht, irgendwie schaffen wir es, die sind alle so doof«, stellte er in verschiedenen Tonlagen mit einigen Unterbrechungen fest.

Sein Satz ließ Inge erneut Lachtränen vergießen, auch sie war schwer zu verstehen. »Dachte ich auch eben«, klopfte sie sich aus Heiterkeit auf die Oberschenkel.

Unter Gelächter mit gelegentlichen Pausen machten sie sich über Ereignisse lustig, die im Nachhinein ihre Ernsthaftigkeit verloren hatten. Inge sprach ihre Dienststelle an, fragte sich, in welchem unfähigen Laden sie gelandet war, schon brachen sie erneut, wieder und wieder in Gelächter aus. Sie lachten über alles, was sie komisch und lustig fanden, insbesondere über die Tatsache, sich mitten in Berlin, im Adlon zu befinden. Sie tranken Champagner, liebten sich, aßen zu Abend das hochgepriesene "Sechs-Gang-Menü", sahen fern, fielen erneut übereinander her. Dazwischen lag Achim regungslos auf ihr, blickte in ihre Augen, beide spürten die Schmetterlinge im Bauch. Sie küssten sich zärtlicher und doch inniger als je zuvor. Sie genossen die Nacht, verließen zu keinem Moment die Suite, wussten, dass sie ihr Dasein und ihre Zweisamkeit bis Montag fünfzehn Uhr genießen konnten. Es war eine Momentaufnahme, aber eine wunderschöne. Leben, Lieben, Lachen, alles zu zweit.

Ω

Für den Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz, den stellvertretenden Leiter des Bundesnachrichtendienstes, für den leitenden Polizeidirektor Horst Schnaller und seine rechte Hand Jörg Knauf verliefen der Rest des samstags und der Sonntag alles andere als prickelnd. Dennoch hatte es seine Vorteile, dass sie am Wochenende fast ungestört aktiv sein konnten. Besetzte Büros, rege Tätigkeiten in den Gängen und an Telefonen der jeweiligen Dienststellen, zu viel Aufmerksamkeit und aus ihr hervorspringende Fragen, war das letzte, mit dem sie konfrontiert werden wollten.

Unter höchster Geheimhaltung wurde der gesamte Staatsapparat in Alarmbereitschaft versetzt. Es betraf allerdings nur die engsten und vertrauenswürdigsten Mitarbeiter, dabei war berücksichtigt worden, dass sich auch in diesem Kreis sogenannte Ratten, Maulwürfe, Schweine und Schlangen befinden könnten. Kurz gab es eine Diskussion, ob die Bundeswehr in den Prozess eingebunden werden sollte, zumindest vorläufig wurde darauf verzichtet, mit einer Ausnahme, die der Feldjäger. Früher war dieses Kontingent der Armee eine Art von Militärpolizei, was zwar nach wie vor zutraf, doch das Aufgabengebiet hatte sich einschneidend geändert. Deserteure, Fahnenflüchtige, Soldaten mit unerlaubter Abwesenheit von der Truppe gab es seit der Einstellung der Wehrpflicht nicht mehr. In einem Krieg befand man sich ebenfalls nicht, somit war das Aufgabengebiet ein anderes geworden. Wer dachte, die Bundeswehr wäre vor krimineller Energie geschützt, dem hätten die Feldjäger die naiven Sinne öffnen können. Anders gesagt: Krieg herrschte immer,

nur eben nicht auf einem Schlachtfeld, auf dem man nichts verloren hatte, sondern zuhause, mitten und überall in Deutschland. Nun hätten sich die Teilnehmer der Debatte über den Ruf der Bundeswehr, die Wehrpflicht, die Ungehorsamkeit der Weichei-Mentalität der jungen undisziplinierten, moralisch negativ schrägen männlichen Gesellschaft streiten können, nur eben nicht über die Schlagkraft und Loyalität der Feldjäger. Sie waren der heimliche unbekannte Ableger der GSG 9 innerhalb der Truppe. Aus diesem Grund wurden die Feldjäger mobilisiert. Sie hatten die Aufgabe die Polizei zu entlasten, unmöglich und unzumutbar wäre es gewesen, dem Beschützer, Freund und Helfer einer achtzig Millionen großen Gesellschaft alles aufzubürden.

Das bedeutete nicht, dass in der Nacht von Samstag auf Sonntag, eben dem letzten Tag der Woche, der für viele Menschen unverständlicherweise nach wie vor heilig war, eine Verhaftungswelle stattfand. Nein, ganz und gar nicht, stattdessen wurden für eine solche still und heimlich Vorbereitungen getroffen. Vereinzelt, Oberstaatsanwalt Dürer und Gefängnisdirektor Hartmann waren gute Beispiele dafür, kam es zu Festnahmen. Überwiegend handelte es sich dabei um Verhaftungen, die dem Sonntag zu verdanken waren. In aller Ruhe konnten Computer, Schreibtische, Schubladen und somit auch die Korrespondenzen von Mitarbeitern begutachtet werden, deren Loyalität durch irgendein Vorkommnis in Frage gestellt worden war. Leute mit Abmahnungen, unter den gegebenen Umständen zum Nachdenken anregende Krankheitszeiten aufwiesen, solchen und ähnlichen Gruppierungen wurde der Sonntag gründlich verdor-

ben. Ein Spitzel, Fanatiker, ein Wunschdenker, der für sich von einer besseren Welt träumte, dem Rest der Gesellschaft eine solche nicht zu gönnen vorhatte, dort schnappten die Handschellen noch am Sonntag zu. Auf Uhrzeit, Status, Leumund und Verdienste wurde dabei keine Rücksicht genommen. Über eines waren sich alle Beteiligten einig: Auch wenn es zum eigenen Nachteil reichen würde, es zu Irrtümern und Fehleinschätzungen kommen könnte, der Weg musste das Ziel bleiben. Es stand mehr auf dem Spiel als persönliche Befindlichkeiten, es ging um die Freiheit der gegenwärtigen und künftigen Zivilisationen, um ein Leben ohne Unterdrückung in der Gegenwart und Zukunft. So traurig, unfassbar, schockierend manches war, was bereits an diesem Sonntag zutage kam, ersichtlich blieb, vermutet wurde, beinhaltete eine Wahrheit, die erschreckender nicht sein konnte.

Diese Erkenntnis führte am späten Sonntagabend zu einem Telefongespräch zwischen Horst Schnaller und Helmut Baar, damit unter den Institutionen des BKA, zugleich Staatsschutz und dem Verfassungsschutz. Nicht der leitende Polizeidirektor hatte zum Telefonhörer gegriffen, sondern Helmut Baar, der sich inzwischen zuhause befand und endlich wieder einmal im eigenen Bett, behütet von den bekannten vier Wänden in Köln schlafen konnte. Oder eben auch nicht, sonst hätte er nicht zum Telefonhörer gegriffen. Als er Horst am Apparat hatte, gab er sofort seine Bedenken preis: »Wir wissen nichts, gehen gegenteilig vor, finden eindeutige Beweise oder stichhaltige Verdachtsmomente, alles nur, wegen den Notizen eines ermordeten Kollegen von dir. Um Gottes Willen, was zum Teufel hat dann dieser Walchen ge-

gen den Staat, gegen uns, überhaupt gegen die Demokratie in der Hand. In meiner Abteilung wurden heute drei Mitarbeiter, wie es scheint zurecht verhaftet, sie befinden sich in Untersuchungshaft, werden morgen dem Haftrichter vorgeführt. Horst, ich habe zu sieben weiteren eine Warnung bekommen, wo soll das enden?«

»Reiß dich zusammen«, erwiderte Horst knallhart, fuhr nicht milder gestimmt fort: »Hier im BKA ist sogar heute ohne komplette Besetzung die Hölle los gewesen. Sechs meiner Leute, denen ich es nie zugetraut hätte, sind in ihrer Freizeit aufgesucht und in Handschellen abgeführt worden. Sie waren so intelligent und haben über ihren Dienstcomputer gegen sämtliche Auflagen verstoßen. Es ist Hochverrat. Einerseits ein kluger Schachzug ihrerseits, so wäre ihnen nie etwas auf ihren eigenen Geräten wie Handy, Tablet und PC nachgewiesen worden. Von selbst wären wir nie draufgekommen. Wir nicht, dafür hat es mein Bekannter geschafft. Er als ein Angehöriger des BKA hat es geahnt, nicht nachgegeben, dafür sein Leben gelassen. Wir sind es ihm und uns schuldig, jetzt nicht aufzugeben. Wenn wir das tun, geben wir alles auf, unsere Familie, Kinder, Kindeskinde und deren Zukunft.«

Helmut, am anderen Ende der Leitung wirkte verschnupft, als er sagte: »Ich brauche keine Belehrungen, muss nicht auf meine Pflichten hingewiesen werden«, gab er unerwartet kämpferisch zurück, fuhr milder, aber nicht unterwürfig fort: »Was ich sagen möchte, dreht sich um folgende These: So wie es in meiner, ich weiß, heute auch in deiner Abteilung abgelaufen ist, könnten wir rein rechnerisch in jeder staatli-

chen Behörde bis zu dreißig Prozent unterminiert worden sein. Im Umkehrschluss bedeutet es, ich habe schätzungsweise nachgerechnet, dass in unserem Land rund zwei- bis dreihunderttausend Menschen leben, die den Staat auf die eine oder andere Weise unterwandern wollen. Du gehst davon aus, dass Walchen Lebensläufe von solchen Charakteren durch den Raubüberfall erbeutet hat. Was denkst du, wie viele Dokumente waren es? Von welcher terroristisch eingestellten und angriffslustigen Personenzahl sprechen wir? Ich möchte ausdrücklich darauf hinweisen, dass die von mir eben erwähnte Zahl der unterwandernden zwielichtigen Gestalten die momentane Stärke unserer Verteidigungskräfte übersteigt. Unsere Armee hat viele Angestellte, aber die wenigsten haben eine Waffe oder können mit einer solchen umgehen. Manöver, mein Freund, finden heutzutage in Fortbildungen für Tätigkeiten am Schreibtisch statt. Meistens deshalb nicht in Grafenwöhr, sondern von zuhause aus oder in schicken Hotels.«

Horst wechselte die Hand, mit der er das schnurlose Gerät in seiner Hand hielt. »Ich sehe genauso dunkle und düstere Wolken wie du, aber ich weigere mich den Teufel an die Wand zu malen. Wir haben es Kring zu verdanken, dass wir Dürer haben, er ist nicht die Tür, aber ein Schlüssel von vielen, die wir benötigen. Über kurz oder lang wird er singen. Er ist ein Charakter, der über Leichen geht, nicht den Mut aufbringt, sich die Hände selbst schmutzig zu machen. Letztlich ist er ein feiger Mitläufer, der nur eines im Sinn hat, blödsinnigerweise daran glaubt: Er sieht für sich Vorteile in einem Leben, was keines ist. Er denkt, er könnte so weiter-

machen wie bisher, wenn sich seine Ideale erfüllen. Was er zu dumm ist zu begreifen, trifft auf achtzig Prozent der Mitläufer und Anhänger zu. Sie glauben, die Freiheit, die wir genießen sei keine, warum? Sie dürfen sich frei bewegen, äußern, im Rahmen des Gesetzes alles tun, was sie wollen. Nein, Helmut, das sind alles Wichser, die über Recht, Gesetz, Ordnung und Menschlichkeit stehen möchten, niemals den Hals vollkriegen und kapieren, dass sie letztlich nur einem Machtapparat unterstehen würden, von dem sie missbraucht werden. Verstoßen sie dann gegen eine Regel, sind sie weg, so wie jetzt Dürer. Ich weiß es, du weißt es, wir brauchen Walchen, er ist der Schlüssel, der das Sicherheitsschloss zu allen anderen Türen öffnen kann.«

»Du musst mich nicht aufklären, auch nicht zu politisieren anfangen. Was schätzt du, was und wie viel hat Walchen?«

»Geschätzt wird er rund eine Million Lebensläufe haben, wovon die Hälfte einer eher gemäßigeren Schicht unterzuordnen sein dürfte. Die andere müssen wir als brandgefährlich ansehen. Ich kann nur schätzen, aber ein paar tausend dürften restlos verblendet, somit zu allem fähig sein.«

»Wir können den Sicherheitsstatus in unserem Land nicht gefährden, in dem wir zuerst die Zeit bräuchten, um unsere eigenen Dienstgebäude desinfizieren zu können. Wenn nur ein Mensch ein falsches Wort sagt, werden die Medien über uns herfallen. Spätestens dann nimmt alles einen Eigenlauf an, der über kurz oder lang eine Eigendynamik entwickelt. Ist es geschehen, sind die Folgen unabsehbar. Ich frage nicht mangels Ideen, suche nur nach Alternativen. Was schlägst du vor?«

Horst kratzte sich an der Stirn. »Die Todesstrafe kannst du nicht wieder einführen, aber Exempel zu statuieren, kann dir niemand verbieten. Lass mich erklären: Durch Walchens Überfall, unabhängig seiner Motive, kommen wir durch Udo Krings Hartnäckigkeit zur Kenntnis von Vorgängen, die wir alle verschlafen, übersehen, nicht wahrhaben wollten. Punkt eins: Walchen finden, falls wir es nicht schaffen, ihm am Montag ein Angebot unterbreiten, welches er nicht ablehnen kann. Punkt zwei: Die gestern begonnene, heute fortgesetzte Säuberungswelle ist still abgelaufen. Halten wir bis morgen Nachmittag die Füße still. Alles andere hängt von den Verhandlungen mit Walchen ab. Punkt drei: Morgen Vormittag werden Hartmann und Dürer vernommen, mal sehen, wohin uns das führt, ob sich dadurch neue Möglichkeiten für uns ergeben. Mehr Vorschläge habe ich im Moment nicht. Zum Abschluss einen Satz: Noch haben wir keine Hühner aufgescheucht, wir sollten es dabei belassen.«

»Bei welcher Dienststelle des BND wird sich Walchen melden?«, stellte Helmut eine letzte Frage.

»Die ersten Anrufe gingen in Pullach ein. Markus sorgt dafür, dass Walchens Anruf zu ihm nach Berlin durchgestellt wird.«

Das Ende des Telefonats läutete den Montag ein.

Ω

Für Achim wurde es eine kurze Nacht. Als Mann hatte er über den ganzen Sonntag hinweg alles gegeben um Inge körperlich aufzureiben. Die Frau schien unersättlich zu sein, er kurz davor aufzugeben, bis sie endlich sagte: »Ich kann nicht mehr.« Hätte der Ex-Häftling seine Männlichkeit, Ausdauer und Lust nach Zärtlichkeit fünf Minuten länger beweisen müssen, wären ihm die Worte über die Lippen gekommen.

Neben Sex und Streicheleinheiten wurde zusammen gebadet, ferngesehen, gegessen, getrunken, genascht, kurzum, ein feudales Leben geführt. Unglaublich, aber wahr: Selbst Fress- und Trinkorgien konnten ermüden. Als Inge felsenfest schlief, stieg Achim auf leisen Sohlen aus dem Bett, griff nach seiner Reisetasche, verließ den Raum und schloss die Tür zum Schlafzimmer, von denen die Suite trotz des Preises nur eines besaß, da sie nur für drei Personen ausgelegt war. Im Wohn- oder Aufenthaltsraum, er wusste nicht wie die Räumlichkeit korrekt bezeichnet wurde, holte er die am Grab seiner Mutter ausgegrabene Schachtel hervor. Er begab sich zu einer Art Schreibtisch, der sich in einem nebenan liegenden Zimmer befand. Dort standen ihm Internet und ein Tablet zur Verfügung. Hinter Inges Rücken hatte er längst in die handflächengroße Kiste gesehen, in der sich in einer Plastikhülle elf Gegenstände befanden. Zwei zusammengefaltete Briefe, einer von seiner Mutter, einer von ihrem Freund, fünf USB-Sticks, drei CDs, dazu eine externe Festplatte. Minutenlang hielt er das Schreiben in der Hand, betrachtete es, ohne die Seiten auseinanderzufalten und zu lesen. Irgendwie hatte er Angst davor, hatte der Stick Vorrang.

Er wollte den Inhalt überfliegen haben, bevor Inge wach werden würde. Er fuhr das Tablet hoch, steckte den Stick ein, öffnete ihn. Danach bekam er Ordner zu sehen, die nach dem ABC-System erstellt worden waren. Er öffnete den Ordner D, fiel damit zurück in die Tage seiner Verurteilung. Die Datei als erste zu betrachten lag an einem speziellen Grund, nämlich zu erfahren, ob er bei dem Raubüberfall das große Los oder eine Niete gezogen hatte. Selbstverständlich wusste Achim, dass bei dem Überfall ein großer Fisch an Land gezogen wurde, doch die Frage war, welche Größe er besaß. Klein schien er nicht zu sein, ansonsten hätten ihn die Behörden wegen des Diebesguts nicht jahrelang auszuquetschen versucht, ihm von Hafterleichterungen bis hin zur vorzeitigen Haftentlassung alles mögliche angeboten.

In dem gewählten Ordner interessierte ihn nur ein Name, der des Oberstaatsanwalts Gunnar Dürer. Achim gab ihn in die Suchleiste ein. Würde er sich in der Datei befinden, hieß es, dass der Mann in schwarzer Robe eine Akte besaß, die ihn erpressbar machte. Dabei spielte es keine Rolle, von wem das Dossier angelegt worden war. Achim hatte keine Ahnung, dass sich der Witwer in Untersuchungshaft befand. Er war überzeugt davon, ihn in der Namensliste des Ordners zu entdecken, so kam es auch. Der Ordner D enthielt insgesamt über einhunderttausend Namen, was als ein Wahnsinn angesehen werden konnte. Der Ex-Häftling schloss die Datei, öffnete die mit dem Buchstaben A. Im Ein-Finger-Verfahren, ein letzter Versuch sich gegen das Vorgehen zu wehren gab er Inge Ammer ein, atmete tief durch, betätigte die Enter-Taste. Im Bruchteil von einer Sekunde erschien ihr Name.

In diesem Augenblick war er unfähig seine Gefühle zu beschreiben, niemals hätte er erklären können, was in ihm vorgeing. Obwohl er es geahnt hatte, sie in der Datei zu finden, sein Inneres drohte zu explodieren. Enttäuschung, Entsetzen prallten auf Schock, Wut, immenser Zorn auf sie, auch auf sich. Geister- und Achterbahnen fuhren in seinem Kopf um die Wette, klar denken, einordnen, ergründen, nichts gelang. Fast eine halbe Stunde verging, bis er sich zusammenreißen, über seine nächsten Schritte nachdenken konnte. Das Tablet wurde ausgeschaltet, der Stick landete im Kästchen. Schlagartig war ihm klargeworden, wenn Inge ihm ihre Liebe immer noch vorspielen würde, erfahren sollte, was er nun wusste, befand er sich in ihrer Nähe in Lebensgefahr. Dagegen sprachen die vergangenen Tage und gemeinsamen Erlebnisse. Durchaus gab es Gelegenheiten, ihm Reisetasche, Schachtel oder beides abzunehmen und zu verschwinden. Es war nicht passiert, wieso? Aus Liebe, wegen eventueller Anweisungen von irgendwo oben? Er las bedrückt den Brief seiner Mutter, fasste einen Entschluss. Die Royal Suite, der Schreibtisch, an dem er saß, ließ ihn den Gedanken ausführen, der ihm lebensnotwendig erschien. Danach sah er in den Flur, tatsächlich befand sich der Buttler vor Ort. Er übergab ihm die angefertigten Umschläge, bat ihn, sie aufzugeben. Danach steckte er die Schachtel in die Reisetasche, war rundum zufrieden. Wie er aus dem Schlafraum geschlichen war, kehrte er zurück, legte sich zu ihr ins Bett, überlegte, ob er sie in den Arm nehmen oder im Schlaf erwürgen sollte.

Ω

Die Tragödie auf dem Parkplatz bei Potsdam brachte zum Leidwesen der Kollegen der erschossenen Polizisten ein unzufriedenstellendes Resultat hervor. Es gab keine Zeugen, aber die Ermittler konnten den Tathergang rekonstruieren, was kein gutes Licht auf die Opfer warf.

Die Erschossenen hatten einen Autodieb gestellt, von dem der Wagen vor einigen Tagen in Berlin gestohlen, zusätzlich die Kennzeichen ausgetauscht wurden. Ein klares Zeichen, dass die getöteten Streifenpolizisten auf einen intelligenten Ganoven gestoßen waren, der von ihnen entweder unterschätzt oder eine Behandlung erfuhr, die den Vorschriften nicht entsprach. Vermutete Fehler: Der Autodieb war nicht durchsucht worden, die Getöteten hatten sich zu weit voneinander entfernt, worunter die Zusammenarbeit litt. Nur einer, so ergab es das Gesamtbild, hielt den Dieb in Schach, während der andere offenbar dabei war, den geklauten Wagen zu inspizieren. Letztlich überraschte der Gauner den ihn musternden oder festhaltenden Kollegen, woraufhin es zu einem Schusswechsel mit dem zweiten Polizisten kam. Alle gesicherten Spuren deuteten darauf hin, dass der Gesetzesvertreter bereits schwer verletzt am Boden lag, bevor es ihm gelang, seinen Mörder zu erschießen.

Unerwähnt blieb die Tatsache, dass am Tatort, nämlich im gestohlenen Fahrzeug, von der Spurensicherung Fingerabdrücke sichergestellt wurden, die eindeutig Achim Walchen und Inge Ammer zugeordnet werden konnten.

Ω

Egal wo, in allen staatlichen Institutionen begann der Montagmorgen wie sonst. Dass da und dort ein paar Mitarbeiter fehlten, niemandem kam es sonderbar vor. Ein Montag war von jeher einer der beliebtesten Werktage, an dem man sich gerne krankschreiben ließ. Das Phänomen betraf somit nicht nur kleine sowie mittelständische Betriebe und riesige Konzerne, sondern machte eben auch vor den Behörden nicht halt. So gesehen fing der erste Arbeitstag der Woche überall wie gewohnt an.

Auf die Büros von Oberstaatsanwalt Dürer und Anstaltsleiter Hartmann traf es natürlich nicht zu. Beide waren durch ihren Aufenthalt in "Moabit" verhindert, mussten nach ihrer Überstellung dorthin ihre Zeit in Gemeinschaftszellen verbringen. In den frühen Morgenstunden wurden sie davon erlöst, in Räume gebracht, wo man sie zunächst zappeln ließ. Dürer länger als Hartmann. Das Verhör des Anstaltsleiters war relativ schnell über die Bühne gegangen. Der Mann war geständig, gab als erstes zu, von der gefälschten Fanpost an Achim gewusst zu haben. Glaubwürdig versicherte er, dass ihm seit der Leitung des Gefängnisses immer wieder versichert wurde, er wäre dadurch der Bundesstaatsanwaltschaft bei der Wiederbeschaffung der Beute behilflich. Insofern schien der Gefängnisdirektor ein unbeschriebenes Blatt zu sein, dem nur vorgeworfen werden konnte, Walchen mit den Briefen bewusst zu täuschen. Sicher handelte es sich dabei um ein Fehlverhalten, welches allerdings seine Verhaftung nicht rechtfertigen würde. Seine Verhaltensweise bei der Festnahme war jedoch auf ein Gewissen zurückzuführen, dass Reue zeigte.

Manuel Hartmann gab zu, auf Anweisung von Oberstaatsanwalt Dürer Gefangenen vom Gesetz her zustehende Rehabilitations-, Gesundheits-, Resozialisierung- und Wiedereingliederungsmaßnahmen verweigert zu haben. Das ging so weit, dass in den Jahren seiner Anstaltsleitung mehr als zwei Dutzend Häftlinge länger im Knast saßen, als es ihr Urteil vorsah. Bei der Frage, wieso er sich zum Handlanger Dürers gemacht hatte, gab Hartmann an, von ihm erpresst worden zu sein. Entweder er würde kooperieren oder die längste Zeit Direktor eines Gefängnisses gewesen sein. Darauf reagierte Jörg Knauf, der das Verhör führte, erbost und vorwurfsvoll. Er konnte nicht fassen, dass Hartmann Rechte und Freiheiten von Menschen bewusst ignoriert und verletzt hatte, alles nur wegen seines Jobs. Er unterließ es, dem Verhafteten alle Straftaten aufzuzählen, die durch ihn begangen wurden, aber einige warf er ihm an den Kopf. »Unterlassene Hilfeleistung, Amtsmissbrauch, dazu Nötigung und Freiheitsberaubung, all das war Ihnen Ihr Job wert. Wäre ich in diesem Moment einer Ihrer Häftlinge, ich würde Ihnen ins Gesicht spucken. Auf Sie kommt nicht nur ein mehrjähriger Knastaufenthalt zu, sondern unter Garantie Schadenersatzklagen. Sie haben nicht nur anderen Menschen das Leben erschwert, mancher Gesundheit geschadet, sondern ihr eigenes zerstört. Sie sind ein Dreckskerl, der diesen Posten niemals hätte bekleiden dürfen! Wenn es richtig läuft, wird ihre Frau eines Tages auf der Straße sitzen, war es das wert?«

Reue zeigte Manuel Hartmann schon, doch die Antwort lautete: »Wenn es so kommt, dann ja.«

U nter keinen Umständen wollte Horst Schnaller das Verhör von Gunnar Dürer einem Mitarbeiter überlassen, auch seiner rechten Hand nicht. Als er ihm gegenüber saß, kam ihm der Mann, den er nie persönlich kennengelernt hatte, unscheinbar, geradezu nichtig vor. Er war gerade mal mittelgroß, hätte gegen eine Dame von einhundertstiebenzig Zentimetern mit hohen Absätzen zum Himmel schauen müssen. Auch sonst besaß er nichts, wovor sich ein Pazifist hätte fürchten müssen, denn der Festgenommene vermittelte den Eindruck, nur Oberstaatsanwalt geworden zu sein, um anderswo wegen seiner Feigheit nicht aufzufallen. Die Einschätzung des Mannes mochte noch so richtig sein, klar war, ihn zu unterschätzen wäre falsch gewesen. Typen wie Dürer waren trotz fehlender Courage verschlagen, durchtrieben, intelligent, weshalb sie es auch nicht nötig hatten, sich selbst die Hände dreckig zu machen.

Verächtlich sah Horst ihn an, holte ein Handy hervor, ließ das Gespräch laufen, welches er mit dem Gefangenen geführt und das von seinem Freund Jörg aufgenommen worden war. »Nun wissen Sie, wer Walchen hat«, log er den mit Handschellen vor ihm sitzenden Mann an. »Sind Sie zu einer Unterhaltung bereit?«, fügte er hinzu, legte eine dünne Akte und einen Notizblock auf den Tisch, der ihn vor dem Abschaum trennte.

»Mir steht ein Telefonat und ein Rechtsanwalt zu!«, verwies Dürer auf seine Rechte.

»Allein durch unser Telefonat sind Sie die längste Zeit Oberstaatsanwalt gewesen, dennoch könnten Sie sich die Mühe machen mitzudenken. Das hier soll kein Verhör wer-

den, sondern eine Unterhaltung. Wenn Sie so wollen, gehe ich einen Schritt auf Sie zu. Es ist Ihre Entscheidung, ob Sie mir einen entgegenkommen möchten oder nicht.« Der Polizeidirektor entschuldigte sich, griff in die Tasche seines Blazers, legte sich ein anderes Handy ans Ohr. Er hörte zu, bedankte sich, sah Dürer an: »Manuel Hartmann, Ihnen als der Anstaltsleiter der JVA Stuttgart-Stammheim bekannt, hat gestanden. Jetzt könnte ich sagen, das Recht auf einen Rechtsbeistand und ein Telefongespräch kann ich Ihnen genauso lange verwehren, wie Sie es von Hartmann in Bezug auf Insassen der Anstalt verlangt hatten. Zu den Straftaten, die wir Ihnen aufgrund des zwischen uns geführten Telefonats nachweisen, wie einen roten Teppich für Sie ausrollen werden, kommt also noch Erpressung und mehr dazu. Wollen wir uns nun unterhalten, was sich, wie Sie wissen, auf Ihre Strafe auswirken könnte, oder nicht?«

»Sie können mir gar nichts. Das Gespräch unter uns habe ich im Interesse des Staates und der Bundesanwaltschaft geführt. Das ich hier sitze wird Sie Kopf und Kragen kosten.«

Noch einmal spielte Horst Schnaller seinem Gegenüber die Aufzeichnung vor, nicht nur um Dürer die an ihn gestellten Fragen, sondern auch um ihm seine Antworten ins Gedächtnis zu rufen. Als die Aufnahme zu Ende war, zog er ein Resümee: »Sie sind mit allen Wassern gewaschen. Ich traue Ihnen zu sich bei den meisten Fragen und Antworten herausreden zu können, bei einer nicht. Ich hatte Sie gefragt, ob Sie Walchen lebendig brauchen. Ihre Aussage dazu lautete unmissverständlich nein. Ich meinerseits bin mir ziemlich sicher, dass diese Ablehnung nicht im Sinne des Staates und

der Bundesanwaltschaft sein kann. Ich an Ihrer Stelle wäre jedenfalls nicht so optimistisch wie Sie es vorgeben zu sein. Sie wissen, dass Sie bis zum Hals in der Scheiße stecken, nur kann ich Sie zu einer Unterhaltung nicht zwingen. Vielleicht werden Sie kooperativer, wenn ich Ihnen ganz unter uns noch etwas zuflüstere. Sie haben zwei Komplizen Walchens entgegen Ihrer Forderung, dem dadurch erreichten Urteil, zu einer vorzeitigen Haftentlassung verholphen. Wir werden die zwei Kerle finden, glauben Sie wirklich, dass die beiden aus Dankbarkeit Ihnen gegenüber schweigen werden?«

Gunnar Dürers steife Haltung erhielt Risse. »Worauf wollen Sie hinaus?«

»Auf den Mord an Udo Kring!«, erwiderte Horst nicht besonders laut, aber in einem warnenden Ton, setzte seiner Autorität dann die Krone auf, in dem er bewusst gelassen sagte: »Wie Sie sich sicher denken können, haben wir nach Ihrer Festnahme damit begonnen, Ihr gesamtes Umfeld zu durchleuchten. Selbstverständlich haben wir Ihr Haus auf den Kopf gestellt, Ihre Konten überprüft, was rede ich, Sie kennen die Prozeduren. Wissen Sie, jeder Straftäter glaubt zunächst intelligent zu sein, geht davon aus, die Polizei an der Nase herumführen zu können. Ich gebe zu, in einem von abertausenden Fällen kommt es vor, nur eben nicht in Ihrem. Leute, die glauben über dem Gesetz zu stehen, denken sie wären unantastbar, begehen eher einen Fehler als sonstige Gauner. Oft sind es Kleinigkeiten über die Menschen wie Sie stolpern. Ihre überdimensionale Arroganz, die sogar jetzt und hier zu Tage kommt, lässt Leichtsinn, Übermut auch ein fehlgeleitetes Sicherheitsgefühl zu. Selbstverständlich ist es

uns noch nicht gelungen, alle Ihre Konten, Kontakte, Computer und so weiter zu überprüfen, doch wir hatten das unverschämte Glück uns auf bestimmte Sachen konzentrieren zu dürfen.« Horst Schnaller griff in die Aktentasche, die neben ihm auf dem Boden stand, zog das Notizbuch von Udo Kring hervor, legte es auf den Tisch. »Wissen Sie, was das ist oder sein könnte?« Dürer zuckte mit den Schultern. »Das sind Notizen, die sich BKA-Hauptkommissar Kring zum Fall Achim Walchen gemacht hatte. Sie beginnen mit den Ergebnissen seiner Ermittlungen zum Raubüberfall, beschäftigen sich mit der Verurteilung Walchens.«

»Und?«, stieß Gunnar Dürer unfreundlich, aber alles andere als unbeeindruckt hervor.

»Ich sehe, Sie ahnen es, vermuten richtig. Die Einträge enden nicht mit dem Gerichtsurteil, sondern ziehen sich mit großen Lücken über Jahre hinweg. Erinnerungen, Vermutungen, Tatsache, nichts hat der Ermordete ausgelassen, womit ich beim Punkt wäre. Wollen wir uns unterhalten oder ziehen Sie es vor zu schweigen?«

»Was genau könnte mich reizen, mit Ihnen ein Gespräch zu führen?«

Horst Schnaller lächelte. »Sie glauben immer noch auf dem Thron zu sitzen, möchten das Zepter schwingen. Es ist vorbei Herr Dürer. Sie sind erledigt. Die Beweise werden wir finden, aber gerne sage ich Ihnen, womit wir Sie überführen werden, was letztlich einzig und allein Udo Kring zu verdanken sein wird. Ihre Hochnäsigkeit hat Sie mit Sicherheit dazu verführt, mehr Fehler zu begehen, als wir bisher entdecken konnten. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir auf sie

stoßen. Wie auch immer: Udo Kring ging eines Tages davon aus, dass Achim Walchen nicht fünf, sondern sechs Komplizen hatte. Außerdem erfuhr er, dass fünf aktive Teilnehmer am Überfall einen Anteil von zweihunderttausend Euro an der Beute ausbezahlt bekamen. Ergab die runde Summe einer Million. Nun kommen wir zu Ihrem Flüchtigkeitsfehler, dem ersten, den Sie begingen: Sie gaben das Diebesgut mit 1,2 Millionen an, was Kring in seiner heute bestätigten Annahme vermuten ließ, dass auch der sechste Komplize ausbezahlt worden war. Sechsmal zweihunderttausend ergibt den Betrag, den Sie als erbeutet angaben. Unter Berücksichtigung aller Abläufe und Umstände erwies sich der von Ihnen genannte gestohlene Betrag als ein Zufall, der keiner sein konnte. Noch fehlen uns die Beweise, aber wir werden Sie finden, das verspreche ich Ihnen! Die Stunden spielen keine Rolle, doch definitiv wurden Sie unmittelbar nach dem Raubzug vom sechsten Komplizen kontaktiert und erpresst. Ihr Vorleben ist garantiert ein Teil der Beute, eine Veröffentlichung hätte Ihre Karriere ruiniert. Also haben Sie gezahlt, und zwar ganz genau 1,2 Millionen Euro.« Dürer wollte sich dazu äußern. Horst ließ eine Unterbrechung nicht zu, hob die Hand, verbot damit dem Festgenommenen ihn zu unterbrechen. »Wir haben Walchen, werden zeitnah einen Blick auf Ihren Werdegang werfen können«, bediente er sich noch einmal der vorherigen Schwindelei. »Unabhängig was wir zu sehen bekommen, schalten Sie Ihr Hirn ein. Sie sind nicht so klug wie Sie glauben, doch nicht zu dumm um zu begreifen, dass sich die Schlinge um ihren Hals zuzieht. Die Höhe der Beute sollte von daher Anreiz genug zum Reden sein.«

»Sie können nichts davon beweisen«, bemächtigte sich der unruhig gewordene Dürer einer Äußerung, die Straftäter häufig in den Mund nahmen, bevor sie ihr Schweigen aufgaben.

»Der Name des sechsten Komplizen, besser gesagt Komplizin, lautet Magdalena Walchen«, bezog sich Horst auf die Eintragungen, tippte deswegen auf das Notizbuch. »Weshalb Sie eine Akte hat, entzieht sich derzeit, nicht mehr für lange, meiner Kenntnis. Seltsamerweise ist dieses Dokument und ein weiteres, welches eine Verbindung zum Raubüberfall und den Walchens zu besitzen scheint, von einem gewissen Oberstaatsanwalt zur Verschlussache erklärt worden. Sie können sich drehen und wenden, aus dieser Nummer kommen Sie niemals heraus.«

Gunnar Dürer fiel nicht um, doch er wurde weich. »Ich muss nachdenken, brauche Zeit.

»Ich werde nicht weiter auf Sie einreden. Offenbar sind Sie dämlicher als ich dachte. Zwischen einer Haft mit anschließender Sicherheitsverwahrung und einer, die durch Milde Lebenslang lautet, besteht nämlich nach wie vor ein gravierender Unterschied«, zog der Polizeidirektor einen Schlussstrich, begann die auf den Tisch gelegten Gegenstände in die Aktentasche zu räumen. Schließlich erhob er sich, drückte an der Tür auf einer Sprechanlage einen Knopf und bat um Abholung. Die Tür ging kurz darauf auf, bevor er den Raum verließ, wandte er sich noch einmal an Gunnar. »Wenn Sie es sich anders überlegen, doch noch reden möchten, haben Sie bis achtzehn Uhr Zeit. Keine Minute länger. Sie können im Anschluss telefonieren, auch Ihren Anwalt verständigen.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass Sie über einen sehr guten Verteidiger verfügen. Wenn es so ist, garantiere ich, er wird Ihnen den Rat zu einer Unterhaltung geben. Ach ja, für Sie kann ich kein Mitgefühl aufbringen, doch Ihrer Frau gegenüber schon. Sie ist während Ihrer Verhaftung tödlich verunglückt. Ob Sie mit Absicht oder aus Versehen die falsche Auffahrt zur Autobahn genommen hat, können Sie womöglich beantworten. Vielleicht lässt Sie der Tod Ihrer Gattin wach und vernünftig werden, so manches überdenken.«

Gunnar Dürer, der inzwischen seine Füße nicht mehr ruhig zu halten wusste, erstarrte, seine bis dahin aus Nervosität aufgekommene Blässe nahm die Farbe einer Kreide an.

Ω

In der Royal Suite im Hotel Adlon Kempinski gab sich unterdessen Achim Walchen alle Mühe, seine aufgewühlten Gefühle vor Inge zu verstecken. Der Butler hatte ihnen das Frühstück serviert, sie saßen einander gegenüber, natürlich hatte Inge sein innerhalb weniger Stunden verändertes Wesen wahrgenommen.

»Welche Laus ist dir über die Leber gelaufen?«, fragte sie, biss in ein frisches Marmeladenbrötchen.

Der Ex-Häftling rauchte, nippte an seinem Kaffee, dachte nach, entschloss sich zur Konfrontation: »Inge Ammer«, antwortete er, ohne die Stimme zu erheben.

Inge schluckte den Bissen herunter, sah ihn aufrecht sitzend an. »Ich? Was habe ich angestellt?«

»Mir keine Briefe in den Knast geschickt, mich vom ersten Tag an verarscht.«

Inge lehnte sich zurück. »Ich dachte, wir hätten uns ausgesprochen«, sagte sie, wirkte hin- und hergerissen.

»Der Meinung war ich auch, wurde enttäuscht, eines besseren belehrt.«

»Wann, wo?«

Achim drückte die Zigarette aus. An dem wie er es tat, war ihm seine Wut anzusehen, doch es gelang ihm, sich zu beherrschen. »Du lügst unterm Lügen, benutzt mich nur, um an die Beute des Raubüberfalls zu kommen. Geschieht es im Auftrag, wovon ich ausgehe, oder ist es ein Alleingang?«

»Achim ...«

Plötzlich schrie er sie doch an, behielt die Kontrolle insoweit, dass er nicht über den Tisch auf sie sprang, um sie zu schütteln und zu schlagen. »Hör auf! Kein Wort mehr! Wenn

du noch einmal den Mund aufmachst, ohne ehrlich zu sein, ich schwöre, dann mache ich etwas, was ich noch nie getan habe!«

»Das wäre?«, fragte Inge, die trotz des verbalen Angriffs ruhig sitzen geblieben war. Plötzlich lächelte sie. »Bringst du mich dann um?«, erkundigte Sie sich, schlagartig formten sich ihre Lippen zu einem Strich.

Nun lächelte Achim, nachdem es ihr vergangen war. Während sie nämlich unter der Dusche gestanden hatte, nahm er ihre Waffe an sich, zielte auf sie. »Bei der nächsten Lüge erschieße ich dich ohne mit der Wimper zu zucken, so wie du in Heidelberg den Drecks kater eiskalt aufgeschlitzt hast.«

»Ich musste doch Gründe vorweisen können, um dich zum Mitkommen zu bewegen«, gab Inge den Frevel zu.

»Wieso Schildkrötenpanzer?«

»In irgendeinem der Briefe an dich stand, dass ich Schildkröten liebe, deswegen.

»Du bist verrückt, weißt du das?«, stellte Achim fragend fest.

»Nicht weniger als du«, konterte Inge, setzte sich trotz der Bedrohung legerer hin.

»Krankheit, Marotten, Tiere, Haus, Theater, mein Gott, was stimmt überhaupt von dem, was du gesagt hast?«

Inges Augen wurden feucht. »Das ich dich liebe!« Wahr oder nicht wahr? Schießen oder die Worte glauben? Inge schien in diesem Moment über hellseherische Fähigkeiten zu verfügen, sagte eindringlich: »Denk an die letzten zwei Nächte, lass dir die vergangenen Tage durch den Kopf gehen. Habe ich dich hintergangen? Wurdest du von mir im

Stich gelassen? Achim! Du bist für mich alles, es nicht gewesen, sondern bist es geworden. Ich hätte genügend Gelegenheiten gehabt um mit der Schachtel zu verschwinden, habe es nicht getan. Ja, ich hatte den Auftrag dazu«, gestand sie, gleich danach begannen Tränen über ihre Wangen zu rollen.

»Erzähl von Beginn an, anschließend möchte ich wissen, von wem der Auftrag kam«, erkundigte sich Achim deutlich gemäßiger, allerdings nicht in einer Art, aus der hervorging, er würde nicht schießen.

»Du kennst die Geschichte bis zu unserer Flucht aus Heidelberg. Der ursprüngliche Plan bestand darin, in aller Ruhe an das Diebesgut zu kommen. Die Beute stand im Mittelpunkt, doch ebenso wichtig war es zu erfahren, ob und wie oft die gestohlene Fracht vervielfältigt wurde. Ohne dieses Wissen machte es keinen Sinn, dich unter Druck zu setzen oder zu foltern. Niemand konnte sicher sein, welche Vorkehrungen du für so einen Fall vorbereitet hast. Jedem war klar, um an diese Informationen heranzukommen, musste ich dein volles Vertrauen gewinnen, wofür mir auch Zeit gegeben wurde. Dann kam dieser Krings dazwischen, dein Treffen mit ihm. Die Frage war, was hast du ihm gesagt? Das Risiko einzugehen, er könnte von dir einen Hinweis zum Standort des Diebesguts bekommen haben, wollte meine Chefetage nicht eingehen. Es war sein Todesurteil.«

»Es ist also noch ein Mensch wegen mir gestorben«, sagte Achim kopfschüttelnd, fassungslos, auch traurig.

»Sein Auftauchen und sein Tod veränderten die Sachlage«, fuhr Inge gefasster fort. »Zunächst blieb man gelassen, aber die Zusammenkunft zwischen euch hat alles verändert. Es

war bekannt, dass Kring irgendwann während seines Rentnerdasein einmal in Berlin war, dort beim BKA. Diese Tatsache und das Treffen im Biergarten sorgten für Panik, es entstand der Verdacht, dass von nun an auch das BKA hinter der Beute her sein würde. Schlimmer noch, ihr näher sein könnte als wir. Mir wurde klar, Diebesgut hin oder her, die nächste Leiche würdest du sein. Lieber sollte die Beute irgendwo verrotten, bevor sie jemand anders in die Hände kriegen sollte, so lautete das Argument. Also habe ich Verwirrung gestiftet, die blöde Katze massakriert, meine Kollegen dadurch und die Post verwirrt. Mein Glück, die uns observierenden Teams waren nicht die hellsten Köpfe. Den Rest der Geschichte kennst du oder kannst du dir zusammenreimen. Meine Auftraggeber sind der Bundesnachrichtendienst und die Bundesstaatsanwaltschaft.«

»Namen! Ich will Namen hören«, forderte Achim.

»Beim BND ist es der Leiter der Organisation, bei der Bundesstaatsanwaltschaft ein gewisser Oberstaatsanwalt Dürer, an den du dich sicher gut erinnern kannst.«

»Allerdings«, erwiderte Achim, hob die Pistole, zielte zur Decke, drückte ab. Ein metallisches Schnappen erklang, kein Schuss fiel. »Die Patronen sind in deiner Reisetasche«, gab er einen Kommentar ab, warf die Waffe durch den Raum.

Inge erhob sich, setzte sich auf seinen Schoß, was er widerwillig zuließ. Sie legte einen Finger unter sein Kinn, hob seinen Kopf an, sah ihm in die Augen: »Ich liebe dich! Wenn du willst, trennen sich heute unsere Wege, du entscheidest.«

Ω

Dem Hotelmanager des Adlon Kempinski kam die Reservierung des BND mehr als fragwürdig vor. Nach langem Gezeter, endlos scheinenden Warteschleifen, etlichen Weiterleitungen, wurde er endlich mit dem stellvertretenden Leiter der Institution in Berlin verbunden. Markus Obermaier hörte sich die Geschichte an, versprach dem Manager die Begleichung der Rechnung, immerhin war ihm Walchens und Inges Standort mitgeteilt worden. Er bat den besorgten Anrufer die Gäste in der Royal Suite unbehelligt zu lassen, rief danach Horst Schnallers rechte Hand an.

Wie Markus fand auch Jörg Knauf die Situation absurd, lächerlich, dennoch zum Lachen, obwohl oder gerade deswegen, die staatlichen Behörden auf peinliche Weise von Inge und Achim vorgeführt worden waren. Nachdem die Beamten wieder zum Tagesgeschäft übergingen, bezog Jörg mit Verstärkung rund um das Hotel Stellung. Er nahm in der Empfangshalle Platz, wo er die Tageszeitung zu lesen anfang, mit einem Auge seine Umgebung nicht aus dem Blick ließ.

Der stellvertretende Leiter des BND hingegen versuchte zum wiederholten Male vergeblich seinen Vorgesetzten zu erreichen, wählte im Anschluss die Nummer des Polizeidirektors. Wegen der Dreistigkeit der beiden Gäste im Hotel Adlon Kempinski, informierte er ihn amüsiert über die neue Sachlage, besprach mit ihm im Anschluss deutlich ernster ihr weiteres Vorgehen.

Ω

Die zwei vorzeitig entlassenen Komplizen von Achim Walchen kamen nicht wegen der ihnen erwiesenen Gnade auf die Fahndungsliste, sondern wegen dem Verdacht des Mordes an Udo Kring. Was für eine Suche seitens der Polizei erforderlich war, stand in diesem Fall zur Verfügung. Die Namen, Fotos der Verdächtigen, ihre Fingerabdrücke, ebenso ihr Umfeld, welches sie mit dem Haftantritt verlassen mussten.

Die Männer, die zumindest bei dem Raubüberfall keine Tötungsdelikte begangen hatten, dennoch eine Mitschuld am Tod von sechs Menschen trugen, waren im Knast verroht. Sie hatten sich nach dem Überfall ein neues Leben aufgebaut, waren verheiratet, Väter. Doch ihre erreichten Zukunftsperspektiven zerbrachen mit ihren Festnahmen. Dem Gerichtsurteil von zehn Jahren, die vollständig hätten abgesessen werden sollen, folgte der Richterspruch des Lebens. Die Besuche der Frauen wurden seltener, stellten sich komplett ein. Statt Liebesbriefen, mutmachenden Schreiben oder Bilder von den Kindern erhielten sie keine Post mehr, irgendwann nur den Scheidungsantrag zugestellt. Die ausbleibenden Zeilen von zuhause sorgten für Frust, der an Mitgehaftlingen oder Vollzugsbeamten ausgelassen wurde. Spätestens die Scheidung ließ die Komplizen zu unangenehmen Zeitgenossen werden, die das Gefängnis eher später als früher verlassen hätten dürfen.

Obwohl die Justiz dafür berühmt war, dass ihre Mühlen oft langsam mahlten, konnte ermittelt werden, wohin sich die beiden abgesetzt hatten. Mit welchem Geld und warum sie sich dazu entschlossen, ihr Dasein nach Spanien zu ver-

lagern, lag einerseits auf der Hand, musste andererseits bewiesen werden. Die deutschen Behörden baten ihre spanischen Kollegen um Amtshilfe. Somit war es nur eine Frage von Tagen, bis Achims ehemalige Weggefährten deutschen Ermittlern gegenüber sitzen würden, natürlich nur, wenn sie vor Ort gefasst werden konnten.

Polizeidirektor Horst Schnaller war so frei und ließ die für ihn erfreuliche Nachricht dem in Moabit einsitzenden Dürer zukommen. Inzwischen war es ihm gleichgültig, ob der Witwer sich mit ihm noch unterhalten wollte oder nicht. Durch das Wissen von Achims Aufenthaltsort hatte die Gesamtlage einen Richtungswechsel erfahren. Alles deutete darauf hin: Wer Walchen hatte, besaß die Macht! Die Frage war nur, inwieweit der Kopf des Raubüberfalls davon überzeugt werden konnte, zu kooperieren und zu vertrauen. Bei seiner Mitarbeit konnte ein Schlusstrich unter alle Vorgänge gezogen, Rätsel gelöst, Verbrechen geahndet werden. Den Ex-Häftling zu überzeugen, so viel gaben seine Akten her, wäre unmöglich gewesen, doch der Polizeidirektor besaß einen gewaltigen Trumpf. Er hieß Gunnar Dürer, saß in Moabit ein, vielleicht konnte dessen Festsetzung Walchen zu einer Zusammenarbeit bewegen. Schnaller war in dieser Hinsicht voller Hoffnung, gab sich für seine Verhältnisse ungewöhnlich optimistisch, während sich die Zeiger der Uhren dem Termin Achims Anruf immer schneller zuzubewegen schienen. Er machte sich mit Blaulicht auf den Weg zu Markus Obermaier ins BND-Gebäude, so hatten sie es vereinbart.

Ω

In der Royal Suite hatte sich unterdessen Achim nicht den Kopf über Inge zerbrochen, sondern darüber nachgedacht, ob er von seinem Plan bezüglich des Telefonats mit dem Bundesnachrichtendienst abweichen sollte. Eigentlich wollte er ähnlich wie bei den vergangenen Kontaktaufnahmen vorgehen, zuerst Inge sprechen lassen. Er entschied sich dagegen um sie so ein wenig zu verletzen, ohnehin spielte es keine Rolle mehr, wer das Gespräch beginnen würde. Im Gegensatz zum ersten Telefonat, war sein Anruf angekündigt. Mit Sicherheit hatte niemand ein Interesse daran, ihn unnötig warten zu lassen, die Gefahr, dass er auflegen könnte, war zu groß. Welcher Wissensdurst ihm entgegengebracht wurde, ließ sich an seiner erfüllten Forderung erkennen.

Nach wie vor hatten sie die Suite zu keinem Zeitpunkt verlassen. Die Stimmung war am Boden, also dort, wo immer noch in einer Ecke der Räumlichkeit ihre Dienstpistole lag. Das opulente Frühstück blieb beinahe unangerührt, außer der leeren Kaffeekanne, die durch den Buttler auf Inges Wunsch durch eine volle ersetzt worden war. Ansonsten blieben sie ungestört, sprachen kaum miteinander, bis es ihr zu bunt wurde. »Warst du stets ehrlich zu mir?«, platzte es plötzlich aus ihr raus. »Du benimmst dich, als ob du alles richtig gemacht, mich ständig fair behandelt hättest. Mir, meinen Kollegen ist der Auftrag gegeben worden, die Beute aus dem Raubüberfall sicherzustellen. Wir, ich auf jeden Fall, habe bis auf gewisse Andeutungen deinerseits nie erfahren, aus was das Diebesgut besteht. Das es kein Geld sein kann, habe ich längst begriffen. Ich habe dich über den Inhalt

nie ausgefragt, dich diesbezüglich bedrängt. Wie ich hätte verfahren können, wenn die Dienstanweisung für mich wichtiger als du gewesen wäre, dazu habe ich mich bereits geäußert. Möchtest du weiterhin die beleidigte Leberwurst spielen? Du hast nur noch eine Stunde bis zum Anruf«, erinnerte sie ihn an die Uhrzeit.

»Ich weiß.«

»Achim, lass deine Mimosenhaftigkeit. Wie ich sagte, wir können sofort oder anschließend getrennte Wege gehen, aber wenn ich bleiben soll, mir eine Aufgabe zukommt, dann sage es jetzt.«

»Mach dich bitte zur Abreise fertig«, erwiderte Achim, sah sofort, dass Inge ihn falsch verstanden hatte. »So meine ich es nicht, pack bitte unsere Sachen zusammen, ich ziehe mich jetzt an, nach dem Anruf verschwinden wir von hier«, erhob er sich, begab sich ins benutzte Schlafzimmer, entledigte sich dort des edlen Bademantels, welcher dem Hotel gehörte.

Inge war ihm nachgegangen, sah ihm beim Ankleiden zu, fragte: »Wohin willst du, wohin soll ich?«

»Es gibt kein du, auch kein ich, nur ein wir. Es wird dauern, bis wir uns gegenseitig endgültig verzeihen können, alles einigermaßen vergessen oder hinter uns gelassen haben. Aber ich denke, einen Versuch ist es wert.«

Glücklich, mit Freudentränen im Gesicht, lief Inge zu ihm, warf sich in seine Arme. »Wohin geht es?«

»Wir steigen zunächst einmal ins nächstbeste Flugzeug, danach sehen wir weiter. Einverstanden?«

»Mit dir fliege ich überall hin«, erwiderte sie, küsste ihn und ließ ihm die Freiheit, sich bekleiden zu können.

Kurze Zeit später verließ Achim das Schlafzimmer, blickte in den Flur, noch immer hatte der gleiche Buttler Schicht. »Haben Sie meine Umschläge eingeworfen?«

»Selbstverständlich, mein Herr.«

Achim zog aus der Hosentasche einen fünfzig Euro Schein, überreichte ihn an den Hotelangestellten, sagte: »Die Post ist und bleibt unser kleines Geheimnis, okay?«

»Welche Post meinen Sie?«, entgegnete der Mann, zog dabei die Augenbrauen hoch, obwohl er von den Gästen der Royal Suite üblicherweise ein anderes Trinkgeld gewohnt war. Zwar waren die Reichen in der Regel oft geiziger als Leute, die sich die Suite nur zu angeberischen Zwecken leisteten, dennoch kam es vor, dass manch ein "Tipp" den Monatslohn überstieg. Aus Erfahrung verhielt es sich so, dass die verrücktesten Gäste zu den großzügigsten gehörten.

Achim blinzelte dem Buttler dankbar zu, schloss die Tür, sah zur Uhr. Es war 15.45, es wurde 15.46 Uhr. Eine leichte Nervosität überfiel ihn. »Was war falsch, was richtig?«, fragte er sich insgeheim, im selben Moment kam Inge mit den Reisetaschen aus dem Schlafraum.

»Alles gepackt, wir können gleich los, wenn du fertig bist«, sagte sie, zwang ihn zum Kopfschütteln.

Er deutete auf die am Boden liegende Waffe. »Willst du die hier liegen lassen?«

»Scheiße! Merkst du was?« Achim machte es dem Buttler vor der Tür nach, zog die Augenbrauen hoch. »Seit ich mich in dich verliebt habe, bin ich nicht mehr ich selbst. Seit ich dich liebe, bin ich dienstunfähig«, sagte sie, hob die Waffe auf und schob sie in ihrem Rücken in den Hosenbund.

15.47 Uhr: In der Royal Suite verging die Zeit quälend langsam, die Anspannung wuchs, wozu es wegen der am Samstag erfüllten Forderung seitens des Staatsapparates eigentlich keinen Grund gab. Achim entschuldigte sich bei Inge, bat darum, in den Minuten vor dem Anruf in Ruhe gelassen zu werden, überdachte seine Worte, die er glaubte, auswendig zu kennen. Schließlich ließ er sie doch die Nummer wählen als es soweit war, wie erwartet hielt er kurze Zeit später das Handy in der Hand. »Mit wem spreche ich?«, fragte er, nachdem Inge ihm das Gerät in die Hand gedrückt hatte.

»Mein Name ist Markus Obermaier, ich bin stellvertretender Leiter des BND, damit einer der direkten Vorgesetzten ihrer Begleiterin. Ich sage es Ihnen gleich: Das Gespräch wird aufgezeichnet, ist auf laut gestellt, neben mir sitzt der leitende Polizeidirektor des BKA-Berlin und hört mit. Wir verfolgen das Gespräch nicht, da wir wissen, wo Sie sich befinden.«

Ob wahr oder unwahr, die vorgegebene Lüge oder Ehrlichkeit brachte Achim kurz aus dem Konzept. »Ach, wo sind wir denn?«, fragte er deswegen spöttisch.

»Genügt es, wenn ich Ihnen sage, dass wir die horrenden Rechnung übernehmen werden?«, antwortete Markus.

Achim schwieg kurz, dachte noch kürzer nach, ließ sich nicht einschüchtern: »Wenn schon, dafür werden Sie zigfach entschädigt, falls meine Anliegen erfüllt werden. Sie haben richtig gehört, es folgen keine Forderungen, nur Wünsche.«

»Bevor Sie Ihre Anliegen loswerden, eine Frage: Das Hotel war Ihre Idee oder der unserer Mitarbeiterin?«

»Wollen Sie am Ende ihr die Kosten in Rechnung stellen?«

Obermaier lächelte hörbar. »Nein, garantiert nicht. Mich interessiert ausschließlich, ob die Übernachtungsstätte ab irgendeinem Zeitpunkt zu Ihrem Plan gehörte.«

Achim blickte Inge an, im Gegensatz zu Obermaiers Apparat war seines nicht auf laut gestellt. Fortan ließ er sie an dem Telefonat teilnehmen. »Warum stellen Sie die Frage?«

»Wegen der Vorzüge, die ein fünf Sterne Hotel mit einer Royal Suite bietet, zum Beispiel Buttlar, Service, Post.«

»Kompliment«, erwiderte Achim, führte aus: »Sie denken mit, wissen oder ahnen, dass Sie nicht finden werden, woran Sie interessiert sind, wenn Sie mich beziehungsweise uns in den nächsten Sekunden überwältigen. Können wir mit meinen Wünschen fortfahren?« Nebenbei deutete er auf seine Reisetasche, zeigte Inge mit einer Geste an, das am Grab seiner Mutter ausgegrabene Kästchen anzusehen. Sie folgte seinen zum Teil lächerlichen Bewegungen, sah in die Schachtel, dann ihn an. Erneut fühlte Sie sich betrogen, nachdem sie in die leere Kiste gesehen hatte.

Die Stimme des stellvertretenden Leiters ihrer Institution verhinderte einen Wutausbruch ihrerseits. »Reden wir nicht um den heißen Brei: Ihre Wünsche kommen einer Erpressung gleich, benehmen wir uns also nicht wie kleine Kinder. Sie wissen, haben es am Samstag erlebt, dass wir geneigt sind, jeder Ihrer Forderungen nachzukommen. Allerdings, ich betone es ausdrücklich, mit anderen Absichten als denen, die Sie uns mit sehr großer Wahrscheinlichkeit zutrauen.«

»Was traue ich Ihnen zu?«, fragte Achim aus Neugier.

»Das wir schweigen und alles zu vertuschen versuchen werden.« Der Ex-Häftling antwortete nicht, weswegen der

Mann vom BND ergänzte: »Wir wissen nicht alles, verstehen noch weniger, nur sprechen Sie heute mit Leuten, die Ihrem Anliegen wohlgesonnen sind. Zugegeben, noch stehen wir bei null, aber wir haben angefangen unseren Job zu machen. Bevor wir Ihre Wünsche erörtern, darf ich Sie an Polizeidirektor Schnaller weiterreichen?«

»Von mir aus«, stimmte Achim zu.

Horst Schnaller wählte eine Strategie, die ungewöhnlich war, ihm unter Umständen einen winzigen Vorteil verschaffen könnte, wenn es ihm gelingen würde, den Gesprächsteilnehmer zu überzeugen: »Walchen!«, rief er aus streng und wiederholte sich, schließlich nahm er den Namen ein drittes Mal in den Mund, aber im Ton anders, weicher: »Walchen, so hat Sie doch BKA-Hauptkommissar Kring stets gerufen. Er hat Sie weder mit Herr angesprochen noch beim Vornamen genannt, immer nur Ihren Familiennamen verwendet. Darf ich Sie Achim nennen?«

Schweigen. Dann: »Von mir aus.«

»Danke, Achim. Zur Sache: Ich bin sehr weit davon entfernt Ihnen Honig ums Maul zu schmieren, deshalb Klartext: Sie besitzen etwas, womit Sie den Staat vernichten oder retten können, sehe ich das richtig?«

»Schöner hätte ich es nicht formulieren können«, entgegnete Achim, gestand sich innerlich ein, die erwähnte Rettung der Nation niemals in Betracht gezogen zu haben.

»Fein. Dann ist Ihnen bestimmt bewusst, dass viele Leute hinter Ihnen her sind oder es sein werden.«

»Womit wir bei meinen Wünschen wären«, kam Achim auf seine Anliegen zurück.

Der Polizeidirektor sah damit seine Chance gekommen. »Achim, mein Name ist Horst. Wie Sie, habe ich Udo Kring gekannt. Eins kam zum anderen und jetzt hören Sie mir bitte gut zu und nehmen mich beim Wort: Oberstaatsanwalt Dürer sitzt seit zwei Tagen in Moabit. Direktor Hartmann ebenso, nicht Ihnen zuliebe, sondern unterm Strich wegen der Hartnäckigkeit, die mein ermordeter Kollege an den Tag gelegt hatte. Wir nehmen an, dass er von zwei Ihrer Komplizen, die nach Ihnen verhaftet wurden, ermordet worden ist. Zwischenfrage: Gibt es einen Grund, meine Worte anzuzweifeln?«

»Bisher nicht«, zeigte sich Achim bereit, dem Mann noch etwas länger zuzuhören.

»Sie kennen alle Phrasen, dennoch verwende ich eine: Wir können Sie und Ihre Begleiterin schützen. Unabhängig Ihrer Wünsche, ohne Schlusstrich werden Sie niemals irgendwo sicher sein. Sie nicht, die Frau nicht. Sie sind frei, können uns helfen, dem Spuk ein Ende zu bereiten oder wollen Sie mit Ihr irgendwo ein Leben führen, wo Sie sich jede Minute nach einem Verfolger umdrehen müssen. Dürer sitzt ein, ihm folgt ein anderer. Selbst wenn er dabei scheitert Ihrer und der Beute habhaft zu werden, kommt der nächste, so geht es immer weiter. Lassen Sie sich pro forma ohne Widerstand festnehmen, zu uns bringen, dann reden wir und treffen Vereinbarungen, die Hand und Fuß haben. Schon jetzt biete ich Ihnen neue Identitäten, damit ein neues Leben an einem Ort an, den Sie frei wählen können.«

Achim ließ sich die Durchwahlnummer geben, kündigte an, in der nächsten Stunde zurückzurufen.

Geständnisse

»D en Staat retten«, hatte Horst Schnaller gesagt. Mit dem Gedanken hatte sich Achim nie befasst. »Konnte ein Land gerettet werden, das auf allen Ebenen unterminiert worden war«, fragte sich Achim, sah Inge an. »Was hältst du von dem Angebot?«

»Da ich weiß, wie alles läuft, würde ich den Vorschlag annehmen. Dieser Horst hat recht: Egal, wo sich die Beute befindet, so lange nur du Zugriff auf sie hast, werden wir immer auf der Flucht sein. Ich habe dich nie gefragt, aber jetzt frage ich: Woraus besteht das Diebesgut? Ich habe Anspruch darauf es zu erfahren, schließlich geht es auch um mein Leben. Du hast es gehört, er sprach nicht von dir, sondern von uns. Das heißt, ich habe keinen Job mehr, was mir klar war, aber werde als deine Komplizin betrachtet. Wenn es stimmt, dass sie Dürer haben, stehe ich, so wie es sich darstellt, in gewissen Kreisen auf der Abschussliste.«

Achim legte das Handy auf den Tisch, bat Inge sich zu setzen, bestellte beim Buttler eine Flasche Champagner, der ihnen in Windeseile serviert wurde. Als sie wieder allein waren, prostete er Inge zu: »Auf ein neues Leben.«

Sie stieß mit ihm an, schlug die Beine übereinander. »Du nimmst also meinen Rat an?«

Der Ex-Häftling nickte. »Ja, eine Idee, wo wir neu anfangen könnten.«

»Es ist mir gleichgültig, nur bitte nicht im Ausland. Ganz weit im Norden, vielleicht sogar am Meer, oder tief im Süden mit Blick auf die Berge, wäre schön.«

»Du wirst nachher sowieso erfahren, woraus die Beute besteht. Deswegen fasse ich mich diesbezüglich kurz: Es handelt sich um Dossiers von unzähligen Menschen. Viele der Akten entsprechen der Wahrheit, andere sind gefälscht oder erfunden.«

»Stasi-Akten?«, warf Inge ein.

»Nein und ja.«

»Das verstehe ich nicht.«

Achim trank einen Schluck, zündete sich eine Zigarette an, auch er legte ein Bein über das andere. »Nach dem Mauerfall 1989 wurden die von der Staatssicherheit der DDR angefertigten Dokumente überall hingebacht, sortiert, ausgewertet, zum Teil als Verschlusssache deklariert. Es handelte sich dabei um einen langjährigen Prozess, der längst noch nicht abgeschlossen war, als Anfang der neunziger Jahre das Stasi-Unterlagen-Archiv in Berlin gegründet wurde. In dieses Gebäude wurden ausschließlich Unterlagen verbracht, die in internen Kreisen als sauber bewertet worden waren.

»Was bedeutete es?«

»In das Archiv gelangten nur Akten von ehemaligen DDR-Bürgern, die nichts mit der Stasi zu tun hatten, aber von ihr beobachtet wurden. Erst später kamen Dossiers hinzu, die auch Spitzel der Stasi betrafen. Um in die Einträge einsehen zu können mussten zig Anträge gestellt werden, jedenfalls zerbrochen Freundschaften und Familien, da der beste Kumpel oder ein Verwandter ein Spion der Stasi war. Die Akten kamen aus allen neuen Bundesländern, es waren Millionen.«

»Die nun in deiner Hand sind«, nahm Inge an.

»Nein, nur ein Bruchteil davon.«

»Kapiere ich nicht.«

»Jede Demokratie auf dieser Welt hat Feinde, nicht allein von außen, die gefährlichsten befinden sich mitten unter uns. Kein Krieg konnte eine Ideologie komplett zerstören, eindringlichstes Beispiel ist der Zweite Weltkrieg. Antisemitismus, Naziideologien, der Traum vom deutschen Reich, all das und noch mehr haben den Krieg überlebt. Ähnlich trifft es auf die ehemalige DDR zu. Stasispitzen blieben unentdeckt und unbehelligt, manche mit Absicht, damit die Bundesrepublik wertvolle Informationen und Dienste von ihnen verlangen konnte. Es kam, wie es kommen musste: Parteibonzen der SED, treue Führungskräfte der NVA und viele andere Persönlichkeiten aus allen möglichen Bereichen erhielten nicht nur ein Willkommensgeld, zusätzlich gab es einen Freifahrtschein. Ihre Westen wurden weißgewaschen, ihre Namen rehabilitiert. Sie bekamen Jobs mit Aufstiegsmöglichkeiten, erhielten Posten in Aufsichtsräten großer Konzerne, im Grunde konnten sie machen und werden, was sie wollten. Die fanatischen Überreste der untergegangenen DDR sehnten sich natürlich nach der guten alten Zeit zurück. Zwar hatten sie lukrative Posten, allerdings nur begrenzten Einfluss, schon gar nicht die gleiche Macht wie im Osten. Damit begann die Unterwanderung des Westens unter dem Schutzmantel der Regierung. Möglich gewesen wegen dem nach wie vor nicht ausgerotteten frei herumlaufenden braunen Gedankengut. Hinzu kam der Vorteil, dass es auch in der freien Welt Sinnesgenossen gab, sie zur Mitarbeit, Infiltration, nicht lange überredet werden mussten. Das noch relativ überschaubare Ergebnis sind Parteien, die sich

der Moskauer Regierung unterwerfen wollen, dazu kommen Gruppen wie die Reichsbürger, andere rechts- und links extremistische Vereinigungen.«

Inge hob ihr Glas zuprostend an, trank, stellte es ab. »Also besteht die Beute aus Namen der Rehabilitierten, den angeheuerten Anhängern, den Leuten mit den falschen weißen Westen.«

»Nur bedingt«, widersprach Achim. »Jede Ideologie ist verbunden von Sucht nach Macht und Wohlstand, von der die wenigsten profitieren. Womöglich sind genau deshalb solche Denkweisen ansteckend, so unmoralisch und falsch sie auch sein mögen. Auf alle Fälle wurden rund zwei Millionen Akten in das Stasi-Archiv gebracht, doch insgesamt existierten schätzungsweise fünf. Die fehlenden drei befanden sich hier in Berlin beim BND, wären fast in Vergessenheit geraten.«

»Wieso? Ich meine, da wären doch bestimmt etliche Akten vorhanden gewesen, die eine Schönheitsoperation oder eine Kosmetik gebraucht hätten, oder sehe ich das falsch?«, fragte Inge, wegen dem bisher Gehörten verwundert.

Achim drückte die Zigarette aus, sah auf die Uhr. »Ganz und gar nicht, nur wurden die Stasi-Akten nicht komplett von einer Art Alliierten-Allianz gesichtet, sondern eben auch von Bürokraten, die schon in der DDR dem Staat ergeben, wenn nicht sogar vollkommen hörig waren. Bei diesen Kontrolleuren handelte es sich größtenteils nicht um Leute, deren Werdegänge bereits eine Schönheitskorrektur erfahren hatten. Dossiers von Parteimitgliedern, der Staatssicherheit, von NVA-Angehörigen, Spitzeln und Spionen kamen auf

den rechten Stapel, alle anderen auf den linken, der aus den Dokumenten bestand, die im Stasi-Archiv eingesehen werden konnten. Der andere landete beim BND. Ihn wollte man gründlich durchgehen, um gegenwärtigen oder künftigen Staatsfeinden auf die Spur zu kommen, oder sie zumindest auf dem Radar zu haben.«

Inge leerte ihr Glas, folgerte: »A: Die Überprüfung ist in geplanter Form nur teilweise oder nie passiert.« Ihrer Vermutung folgte eine Frage: »B: Woher weißt du das alles?«

»A trifft zu. Für B ist mein Vater verantwortlich.«

Inge wurde stutzig. »Habe ich es in deiner Akte gelesen oder hast du es mir gesagt? Ich dachte, deine Eltern hätten sich scheiden lassen, du deshalb keinen Kontakt zu deinem Vater gehabt.«

»Meine Mutter hat sich von meinem exzentrischen Stiefvater scheiden lassen, nicht von meinem leiblichen Vater.«

»Aha, und wer ist dein Vater?«, erkundigte sich Inge.

»Ich habe es lange nicht gewusst, aber mein Vater ist mein Onkel.«

»Das wird ja immer verrückter!«, kommentierte sie die Aussage mit großen Augen. »Sorry, aber wenn ich dich richtig verstanden habe, besteht deine Beute aus dem Stapel von Dossiers, die beim BND lagen.«

»Korrekt.«

»Was macht diese Akten so gefährlich, so wertvoll?«

»Die Namen Inge. Jene von denen man weiß, die man in dem Diebesgut vermutet oder befürchtet. Ich weiß definitiv, dass vor meiner Haft aufstrebende Leute heute Spitzenpositionen bekleiden, gleichzeitig über ein Dossier in meiner

Beute verfügen. Ein Teil dieser Menschen wird sich seit meiner Freilassung gewaltig in die Hose machen.«

»Alles potenzielle Feinde. Je mächtiger, desto gefährlicher. Ich hoffe, das ist dir klar«, bemerkte Inge.

Achim winkte ab, erklärte: »Egal, eines solltest du verstehen: Es gibt eine Elite, die imstande und bereit wäre, alles zu tun, um mich tot zu sehen und einen politischen Umsturz anzuzetteln. Letzteres ist bisher nur nicht geschehen, da es wahrscheinlich noch an den notwendigen Ressourcen fehlt. Doch der Elite folgen nur Mitläufer und Ja-Sager, keine Leute, die selbständig denken und handeln.«

»Was sie nicht harmloser erscheinen lässt«, stellte Inge fest, es geschah deutlich lauter als sie wollte.

»Dein Name steht übrigens auch in den Akten«, teilte ihr Achim mit.

»Ich habe nie etwas mit der Stasi und DDR am Hut gehabt«, entgegnete Inge aufbrausend.

Der Ex-Häftling hob die Hände. »Das glaube ich dir, aber die Akte gibt es. Ich sage dir auch warum: Um dich eines Tages stets unter Kontrolle zu haben, auch um dich bei Bedarf erpressen zu können. Ich kann dir sogar sagen, wer das Dossier über dich angelegt hat, es existiert, seit du beim BND arbeitest.«

»Von wem wurde es erstellt?«, fragte Inge aufgeregt.

»Von meinem Onkel?«

»Deinem Vater?«

»Nein, meinem Stiefvater!«, antwortete Achim.

Ω

Nachdem Achim den BND zurückgerufen, einer Überführung in das Gebäude zugestimmt hatte, wurde er von Markus Obermaier gebeten, das Hotelzimmer zu verlassen und sich in die Obhut eines vor der Tür wartenden Mannes zu begeben. Achim nahm die Reisetaschen an sich, bat Inge voranzugehen, tatsächlich stand vor dem eher unscheinbaren Eingang zur Royal Suite Jörg Knauf vom BKA.

Wie ein adliges Ehepaar wurden Sie von anderen Personen abgeschirmt, als ob sie Staatsoberhäupter wären, in einem Korso zum Dienstgebäude des Bundesnachrichtendienstes gefahren. Die Sonne schien, wie so oft in den letzten Wochen, aber die Tage wurden bereits kürzer. Die Wagenkolonne fuhr am Zielort in die Tiefgarage, von dort ging es mit dem Aufzug in das Büro von Markus, wo Inge und Achim auch auf Horst Schnaller trafen. Die Begrüßung verlief höflich, doch distanziert, beide Seiten wollten voneinander etwas, dementsprechend argwöhnisch lief das Protokoll des Kennenlernens ab. Als man Platz genommen hatte, erzählten auf Nachfrage Inge und Achim abwechselnd, wie und unter welchen Voraussetzungen sie sich kennengelernt und was sie in der vergangenen Woche mitgemacht hatten.

Am Schluss ihres Wochenberichts wandte sich der stellvertretende Leiter des BND an Achim: »Eines kann ich Ihnen versichern, obwohl ich Frau Ammer heute zum ersten Mal persönlich sehe, ich ihr eigentlich böse sein müsste, es aber nicht sein kann und darf. Wäre Sie an das Diebesgut mit oder ohne Ihr zutun gekommen, hätte sie es vermutlich den falschen Personen ausgehändigt. Ich spreche von ihrem Boss

in Pullach, von meinem Chef hier und natürlich von Gunnar Dürer, den Frau Ammer ebenfalls als vertrauenswürdig ansah.« Er sah zu Inge. »Man hat Sie benutzt, mich im Übrigen auch. Der Präsident des BND, mein Boss, ist seit der Verhaftung des Oberstaatsanwalts unerreichbar. Ihr Vorgesetzter und erster Ansprechpartner in Pullach ist bereits oder wird in den kommenden Stunden verhaftet. Verraten haben ihn seine häufigen Telefonate mit Dürer.« Markus unterbrach sich, drehte den Kopf zu Achim, der neben Inge saß. »Was können Sie uns über den Mann sagen? Wir wissen, dass er es auf Sie und die Beute abgesehen hatte, natürlich ist uns sein Werdegang bei der Bundesstaatsanwaltschaft bekannt, ebenso seine ungewöhnlich erfolgreiche Karriere. Es zu einem Bundesanwalt in der Generalbundesanwaltschaft zu bringen, ist schon ein Meilenstein. Nun, es deutet vieles darauf hin, dass Sie mehr über ihn zu wissen scheinen. Zwar kennen wir auch seinen privaten Lebenslauf, leider muss ich zugeben, dass in diesem mittlerweile ein paar Fragezeichen aufgetaucht sind.«

Achim winkte ab. »Sie wissen gar nichts über den Mann, außer seinen beruflichen Weg. Gunnar Dürer, geboren 1961 in Zittau, ehemalige DDR. Vor der Berufswahl zum Jurist Angehöriger der NVA, später aktiv beim Staatssicherheitsdienst. Mit fünfundzwanzig Jahren Studienabschluss, Trennung von seiner Ehefrau. Das war 1986, die Scheidung erfolgte kurz vor dem Mauerfall, der ihn dazu zwang, seine Identität zu ändern.«

»Woher wissen Sie so viel aus seinem Privatleben?«

»Er war mein Stiefvater.«

»Der Mann, den wir unter dem Namen Gunnar Dürer kennen, war mit Ihrer Mutter verheiratet?«, fragte Markus ungläubig nach, während Polizeidirektor Schnaller fassungslos tief durchatmete.

»Ja, er hat meine Mutter geheiratet, obwohl sie vier Jahre älter als er war. Man könnte es auch umdrehen und sagen, dass eine reifere Frau dem Werben eines jüngeren Verehrers erlegen ist, dem damals schon eine erfolgsversprechende Zukunft vorhergesagt wurde. Doch der nette junge Mann entwickelte sich schnell zu einem häuslichen Diktator. Er entpuppte sich als ein Stasi-Spitzel, der selbst die engsten Nachbarn verpiff, entwickelte sich zum Tyrannen.«

Horst Schnaller schritt ein: »Achim, wenn Sie über rein private Angelegenheiten nicht sprechen möchten, müssen Sie es nicht. Nur eine Frage dazu: Wie heißt Gunnar Dürer wirklich?«

»Siegfried Walchen.«

»Erstaunlich, dass Sie seinen Namen behalten, nicht den Geburtsnamen ihrer Mutter angenommen haben,«, staunte Obermaier.

»Dann hätte ich den Namen meines leiblichen Vaters verleugnen müssen«, antwortete Achim, erhielt fragende, unverständliche Blicke. »Siegfried und meine Mutter heirateten kurz vor meiner Geburt. Die Heirat war ihm nicht wegen der Vaterschaft wichtig, sondern aufgrund seiner Karriere. Mein Stiefvater, hatte einen älteren Bruder, trieb meine Mutter in dessen Arme. So entstand ich, was mein Stiefvater erst viel später erfuhr. Siegfried dachte ich wäre sein Kind, meine Mutter dachte, bei ihm wäre sie besser als bei seinem Bruder

aufgehoben. Den Irrtum hat sie ewig bereut, der Weg zurück zum Bruder ergab sich dennoch. Nach dem Mauerfall heiratete sie Sven Walchen, meinen richtigen Vater, leider hielt auch diese Ehe nicht. Schuld daran war Oberstaatsanwalt Dürer, also der verschmähte Bruder, Mann und Stiefvater. Als ich ungefähr achtzehn war, meine leiblichen Eltern lebten bereits getrennt, schickte mich meine Mutter zu Sven, von dem ich damals dachte, er sei mein Onkel. Nach und nach kam die Wahrheit heraus, irgendwann erfolgte die nächste Scheidung von einem Walchen. Trotzdem blieben sie enge Freunde, ihre Trennung hatte weniger mit Gefühlen zu tun, stattdessen mit dem Standort. Sven wollte im Westen leben, meine Mutter Berlin nicht verlassen.

»Haben wir eben einen Teil des Motivs gehört, der sie den Raubüberfall organisieren und durchführen ließ?«, fragte Horst Schnaller neugierig.

Achim lächelte gequält, schüttelte den Kopf. »Einen Bruchteil. Fakt ist, Siegfried sah stets eine Gefahr in uns. In mir weniger, wer würde einem Kerl mit meinem Vorstrafenregister glauben. An meine Mutter wagte er sich nicht heran, sie wusste zu viel, hatte jahrelang Tagebücher geschrieben und versteckt, sie nach der Scheidung einem Rechtsanwalt sicherheitshalber zur Aufbewahrung gegeben.« Eine Pause entstand. Der Ex-Häftling wurde nicht gedrängt, hätte nicht privates preisgeben müssen, doch ihm tat es gut, die Last der Vergangenheit loswerden zu können. Zugleich gab er damit ein weiteres Geheimnis gegenüber Inge auf, was er auch als wichtig ansah. Achim räusperte sich, fuhr fort: »Für Siegfried war ich ein Bastard, meine Mutter eine Hure, aber sein

Bruder, mein Vater, in ihm sah er einen Erzfeind. Insbesondere nach dem Fall der Mauer machte er ihm das Leben schwer, wo es ging, auch deswegen wollte Sven in den Westen. Es hörte nicht auf, nachdem er in die Nähe von Köln gezogen war.«

Horst Schnaller Handy unterbrach Achim, der Polizeidirektor entschuldigte sich, nahm das Gespräch an. »Führen Sie ihn in einen Raum, lassen ihn dort, bis ich erscheine«, erteilte er eine Order, legte auf. »Das war ein Anruf aus Moabit. Ihr Stiefvater bekam von mir heute Vormittag das Angebot zu einer Unterhaltung, er hat seine ablehnende Haltung aufgegeben, will mit mir reden. Er soll warten, ich habe es ja bis jetzt ebenfalls müssen. Sorry für die Unterbrechung, bitte, fahren Sie fort«, erklärte er den Grund der Störung.

»Viel gibt es nicht mehr zu erzählen«, ergriff Achim wieder das Wort und setzte dort an, wo er zwangsweise abgebrochen hatte. »Sven erlebte eine Art "Stalking" durch die Gerichtsbarkeit, plötzlich war er weg, vom Erdboden verschwunden. Von Anfang an waren meine Mutter und ich überzeugt, dass sein Bruder dahintersteckt. Die Schläge und Erniedrigungen, die wir all die Jahre ertragen mussten, schon das war zu viel. Dazu in der DDR der Verrat und die Diskriminierung von Nachbarn und Freunden, alles zusammengenommen ergab den Wunsch, Oberstaatsanwalt Dürer, seine Handlanger, Richter, Henker und Genossen auffliegen zu lassen.«

»Machen wir weiter oder brechen ab, damit du Dürer aufsuchen kannst?«, fragte Markus den Polizeidirektor.

»Eine halbe Stunde noch, vielleicht höre ich etwas, was ich ihm um die Ohren hauen kann«, antwortete Horst.

»Darf ich Fragen stellen?«, wandte sich der stellvertretende BND-Leiter an Achim, der zustimmte. »Sie überfallen einen Geldtransporter, mit dessen Inhalt Dürers Ende eingeläutet werden kann. Wir ahnen, was sich in Ihrem Besitz befindet, können trotzdem nur überwiegend Vermutungen anstellen. Aus was besteht das Diebesgut, woher wussten Sie, dass es im besagten Transporter befördert wird?«

Achim Walchen wiederholte die Geschichte, die er zuvor in der Royal Suite Inge erzählt hatte. Schließlich führte er die Geschichte zur Beute zu Ende: »Selbstverständlich habe ich mit meiner Mutter nach meinem leiblichen Vater gesucht, erfolglos. Wie gesagt, er und meine Mutter waren Freunde geblieben, ich hatte ein fabelhaftes Verhältnis zu ihm. Hätte Siegfried ihn in Ruhe gelassen, ich glaube, meine kriminelle Energie wäre nie wieder zu Tage gekommen. Als ehemalige DDR-Bürger war es uns Anfang der neunziger Jahre klar, dass viele Stasi-Akten spurlos verschwunden oder vernichtet worden waren. Letzteres schlossen wir in vollem Umfang aus: Der Zusammenbruch der DDR erfolgte so rasant, dass die Vernichtung aller Akten unmöglich zu bewerkstelligen gewesen wäre. Außerdem wusste niemand besser als wir aus dem Osten, dass alte Staatsfunktionäre alles versuchen würden, um ihrer wahnsinnigen Ideologie in ganz Deutschland einen Nährboden bieten zu können. Dann kam uns der Zufall zu Hilfe, offenbar hat das Schicksal auch einen Sinn für Gerechtigkeit. Meine Mutter und ihr Rechtsanwalt, bei dem sie ihre Tagebücher nach wie vor deponiert hatte, kamen sich näher. Er wiederum war diesbezüglich von Siegfried öfter unter Druck gesetzt worden. Entgegen kam uns

dabei, dass sich Anwalt und mein Stiefvater schon aus DDR-Zeiten kannten. Der neue Freund meiner Mutter war zwar kein Stasi, aber Mitglied der SED. Anderweitig hätte er wohl seinen Job nie so ausüben können, um davon satt zu werden. Zu dritt beschlossen wir Siegfried hereinzulegen. Der Anwalt begann sich über das hier und jetzt aufzuregen, den guten alten Zeiten in der DDR nachzutruern. Der Kontakt zu meinem Stiefvater wurde enger, der Anwalt für ihn anschließend eine Art Sprachrohr im Osten, nachdem er nach Karlsruhe versetzt worden war. Irgendwann dazwischen erhielt Siegfried die Tagebücher meiner Mutter, die wir selbstverständlich kopiert hatten. Eine falsche Freundschaft war dadurch endgültig geboren, ein Vertrauensverhältnis aufgebaut. Wir erfuhren nach und nach, wo mehrere hunderttausende Stasi-Akten gelagert sind, dass sie nach Köln verbracht werden sollen, später das wann.«

»Die Tagebücher Ihrer Mutter, haben Sie Zugriff auf sie?«, erkundigte sich Horst Schnaller.

Achim lächelte. »Ich dachte mir, dass Sie mir diese Frage stellen werden. Ich nehme an, sie meinem Schwiegervater vor die Nase zu werfen wäre ein Vergnügen.«

»Ja, in der Tat«, gab der Polizeidirektor zu.

»Wenn wir meine Wünsche besprochen haben, uns einig sind, trage ich dafür Sorge, dass Ihnen diese Freude zuteil wird.

»Ich nehme Sie beim Wort«, erwiderte der BKA-Beamte, der er trotz seines Ranges war, wandte sich an Markus: »Ich schlage vor, zu unterbrechen, nicht dass es sich der Ex-Oberstaatsanwalt anders überlegt.«

»Okay, fahr los«, zeigte sich Markus einverstanden, wartete, bis sich Horst Schnaller von Achim und Inge verabschiedet hatte, ergriff das Wort, nachdem sie zu dritt im Raum waren. »Uns war von vornherein klar, dass wir heute das Gespräch beginnen, aber nicht beenden könnten. Nicht wegen des Anrufs aus Moabit, sondern aufgrund des Umfangs, den wir zu besprechen haben. Deshalb haben wir im Hotel Adlon Kempinski die Royal Suite noch eine zusätzliche Nacht für Sie gebucht. Ohne Herrn Schnallers Anwesenheit möchte ich unser Zusammentreffen nicht fortsetzen, haben Sie noch Fragen?« Achim sah zu Inge, die abweisend den Kopf schüttelte. Er kopierte ihr Verhalten, woraufhin auch zwischen den Anwesenden eine Abschiedsprozedur stattfand. »Ich rufe Sie zwei Stunden vor unserem morgigen Treffen an. Gehen Sie von ungefähr zehn Uhr vormittags aus. In Ordnung?« Achim war einverstanden.

Unmittelbar danach erschien Jörg Knauf, nahm die Hausgäste wieder in seine Obhut. Erneut fanden sich Inge und Achim inmitten einer Wagenkolonne wieder, von der sie zurück ins Adlon gebracht wurden.

Ω

Polizeidirektor Horst Schnaller blickte in die kalten Augen von Gunnar Dürer, der seine wahre Identität verschleiert hatte, in Wahrheit Siegfried Walchen hieß. Er hatte selten gegenüber einem anderen Menschen so viel Abscheu empfunden, die seit den frühen Morgenstunden ins Unermessliche gestiegen war. Verantwortlich waren dafür nicht die gehörten Sätze Achims, sondern die Schlussfolgerungen, welche er aus ihnen gezogen hatte. Die Antipathie ließ ihn nicht diplomatisch vorgehen, in der Anwendung von bestimmten Taktiken sah er bei dem Mann keinen Sinn. »Sie wollten mit mir reden, also legen Sie los. Es ist spät, ich bin müde, habe keine Lust länger als nötig Ihre Gesellschaft ertragen zu müssen.«

Gunnar Dürer, immer noch im Glauben, eine unentdeckte Identität zu besitzen blieb ungerührt. »Kein guter Anfang, allerdings ein verständlicher. Ich an Ihrer Stelle würde mich auch grün, blau, schwarz ärgern, wenn ich bei meinen Ermittlungen nicht weiterkommen würde.«

»Hätte ich einen Wunsch frei, wäre es der, vor einem Geschworenengericht in Texas zu sitzen«, entgegnete Schnaller trocken.

»Ach, wieso?

»Dort wäre Ihnen die Todesstrafe sicher, aber vorher müssten Sie sich viele Jahre fragen, wann es so weit ist. So etwas kann zermürben, einen seelisch fertig, kopfmäßig verrückt machen. Wahnsinnig sind Sie ja schon, Herr Walchen, Herr Siegfried Walchen!«

Die Augen des Angesprochenen wurden schmaler, zuckten. »Respekt, hilft Ihnen nicht viel weiter.«

»Sie haben im Verlauf Ihrer Karriere mehr Fehler gemacht als ich dachte, möchten Sie ein Beispiel hören?«, fragte Horst verächtlich.

»Bitte«, gab sich der Gefangene selbstsicher.

»Walchen, ihr Neffe, besitzt Kopien der Tagebücher seiner Mutter, raten Sie woher?«

Siegfrieds Augenlider fingen erneut kurzzeitig unkontrolliert zu zittern an. »Überwiegend unbedeutende Privatfehden stehen drin, dazu Vorwürfe von einer Frau, die mich nach der Scheidung zu hassen angefangen hat.«

»Irrtum! Sie hat Sie schon während der Ehe gehasst«, widersprach Horst, der genug von dem Geschwätz hatte. »Sie wollten sprechen, ich bin hier. Haben Sie etwas zu sagen oder nicht?«

Das wackelnde Selbstbewusstsein des Inhaftierten kehrte zurück. »Dank Ihres rechtmäßigen Vorgehens konnte ich zweimal telefonieren. Ein Anruf galt meinem Rechtsanwalt, der andere einem Anschluss, der nicht nachverfolgt werden kann. Das Telefonat verschafft Ihnen die Möglichkeit am morgigen Tag Menschenleben zu retten, natürlich nur, wenn wir zu einer Vereinbarung kommen.«

Logischerweise war der Polizeidirektor hellhörig geworden, musste abwägen, ob er Stasi-Methoden ausgesetzt oder manipuliert werden sollte. »Was für ein Abkommen schwebt Ihnen vor?«

»Meine Freilassung selbstverständlich, einen unbehelligten Direktflug nach Moskau.«

»Vergessen Sie es!«, erwiderte Horst, hatte Mühe, sich zurückzuhalten.

»Ich erweitere mein Angebot, allerdings nur einmalig: Ich biete Ihnen zusätzlich die großartige Möglichkeit, einer Familienzusammenführung«, sagte Siegfried.

»Sie meinen sicher Achims Vater, Ihren Bruder. Ich werde ihn auch ohne Ihre Hilfe finden, falls Sie ihn nicht schon längst zur Seite geschafft haben«, entgegnete Horst.

»Er lebt, nur kommen Sie ohne mich an ihn nicht heran.«

Der Polizeidirektor dachte kurz nach. Die Verhandlungsbereitschaft Siegfrieds sagte ihm, dass Achims Vater leichter aufzufinden war als angegeben. »Er wechselte bewusst das Thema: »Ihr Rechtsanwalt, hat er Sie schon aufgesucht?«

»Er kommt morgen, warum?«

»Ich nehme an, es handelt sich um den Verteidiger, der Ihnen die Tagebücher ausgehändigt hat. Sie sollten nicht mit seinem Erscheinen rechnen. Klüger wäre es, wenn Sie sich an jemanden wenden, der noch etwas für Sie übrighat. Sicher gibt es einen Menschen in Ihrer neidlosen Gefolgschaft, der Ihnen einen Rechtsbeistand besorgt, außer es besteht Interesse, Ihre Position einzunehmen. Ansonsten bleibt ein Pflichtverteidiger, wobei es einem Staranwalt nicht gelingen wird, Ihnen eine lebenslange Sicherheitsverwahrung zu ersparen. Sie werden langsam und elendig verrotten, was mich persönlich sehr, sehr freuen würde.« Horst Schnaller erhob sich, begab sich zur Tür, wo er wieder den Knopf an der Sprechanlage betätigte.

»Mehrere Menschenleben für eines, das meine. Was wollen Sie mehr?«, fragte Siegfried Walchen emotionslos. Er hatte sich nicht gerührt, saß mit dem Rücken zum Polizeidirektor, blieb so sitzen, als er eine Antwort erhielt.

»Ich hätte nicht geglaubt, dass Menschen ohne Würde eine solche verlieren können. Sie kotzen mich an!«

»Die Toten werden Ihre Schuld sein«, erwiderte Siegfried, ohne seine Haltung zu verändern.

»Niemand wird sterben, nicht mehr durch Ihre Hand«, sagte Horst, kehrte zum Tisch zurück, setzte sich widerwillig. »Ich traue Ihnen nicht. Sie sind nicht mehr kompetent genug um irgendetwas zu verhindern, aber ich bin bereit Ihnen eine Chance zu geben.«

»Erstens: Keine Toten! Zweitens: Ihren Bruder! Drittens: An wen gingen die zweihunderttausend Euro, welche die sechs Komplizen Ihres Neffen vervollständigen?«

»Erstens: Müsste ich telefonieren! Zweitens und drittens: Was springt für mich heraus?«, entgegnete Siegfried.

»Bei Einhaltung der Vereinbarung und vollem Geständnis die Sicherungsverwahrung«, entgegnete Horst mit dem Gefühl, eine Niederlage auszuhandeln.

Fünf Minuten später durfte Siegfried Walchen telefonieren. Er nahm den Auftrag zurück, fragte nach, ob seine Order verstanden worden war. Der Polizeidirektor, der mithören konnte, vernahm die Bestätigung. Danach telefonierte Horst mit Helmut Baar vom Verfassungsschutz in Köln und musste sich gedulden. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis der Generalbundesanwalt in der JVA-Moabit anrief, dem Häftling eine Verurteilung ohne Sicherungsverwahrung zusagte. Punkt eins inklusive Zusagen waren erledigt, die Forderungen zwei und drei noch offen. Der Polizeidirektor erhielt zunächst eine Adresse, wo sich Sven Walchen angeblich aufhielt. Erneut schlug die Ewigkeit der Warterei zu, bis sich

jemand meldete. Es war ein Kollege vom BKA der Horst unterstand und ihm versicherte, dass Sven zwar angeschlagen, doch wohlauf war. Achtundzwanzig Jahre hatte der eine Bruder den anderen in einer geschlossenen psychiatrischen Anstalt außerhalb von Berlin schmoren lassen. Niederträchtiger konnte man nicht sein. Unverzüglich ließ Polizeidirektor Horst Schnaller die Patienten der Klinik verlegen, vorsorglich sämtliche Angestellten verhaften.

Nachdem dieser Punkt erledigt war, saßen sich Inhaftierter und Polizeidirektor wieder gegenüber. »Es fehlt der Name des sechsten Komplizen«, forderte Horst den Widerling zum Reden auf. Da er keine Antwort erhielt, drohte er: »Von mir aus können wir alles platzen lassen. Indizien haben wir, sie deuten auf Achims Mutter, also Ihre Ex-Frau hin.«

Das Thema ließ in Siegfried Walchen sämtliche Dämme brechen, nicht die humanen, von denen er ohnehin keine zu besitzen schien, stattdessen die dunklen Seiten seines Charakters: »Die blöde Schnalle, wagt es mich zu erpressen, auszulachen und zu bedrohen. Ich habe rot gesehen, bin durchgedreht.«

»Sie haben Ihre Ex umgebracht?«

»Ja, verdammt nochmal! Sie hat es nicht anders verdient. Ich habe Sie mit meinen eigenen Händen erwürgt, die Nutte. Geht mir fremd, schiebt mir ein Kind unter, lässt sich von mir jahrelang aushalten, dann erpresst Sie mich!«

»Nur mit Geld?«

»Nein! Sie wollte, dass ich ihren Bastard umgehend aus dem Knast hole. Das hat das Fass endgültig zum Überlaufen gebracht«, gab Siegfried wütend zu.

»Den Mord konnten Sie durch Ihr Umfeld, Kontakte und Handlanger in der Gerichtsmedizin vertuschen. Ich will die Namen, sofort, nicht erst bei der Gerichtsverhandlung.« Der Oberstaatsanwalt nannte sie, die Aussicht im Gefängnis zu sterben war es nicht wert, loyal zu bleiben. Der Polizeidirektor schrieb sich die Namen auf, schien die Gedanken des Gefangenen lesen zu können, da er fragte: »Wie alt sind Sie?«

»Bald 68, wieso fragen Sie?«

»Warum haben Sie die Robe nicht abgelegt, sind in Rente gegangen?«

»Das System. Ich wollte unbedingt meine vierzig Jahre als Jurist vollkriegen.«

Horst winkte ab. »Sicher war das nicht die einzige Motivation. Jetzt werden Sie Ihre Rente im Knast verbringen. Mit 83, falls Sie dann noch leben, kommen Sie raus. Sie haben Ihrem Bruder achtundzwanzig Jahre seines Lebens gestohlen, Ihre Frau umgebracht, Freunde, Bekannte und Nachbarn verraten, unzähligen Familien und Einzelperson großes Leid zugefügt. Ja, Sie bekommen lebenslänglich, doch meines Erachtens dürften Sie sich in unserer Gesellschaft nie wieder frei bewegen. Ich verachte Sie abgrundtief!«

Ω

Es wurde eine Wahnsinnsnacht im Adlon. Achim fühlte sich frei, erlöst, unbekümmert, dementsprechend verhielt er sich. Statt Champagner wollte er Bier, es schmeckte ihm besser als das edle Gesöff. Zum Abendbrot lehnte er das Menü ab, stattdessen war ihm nach Wurstbrot. Inge begnügte sich mit Wein, blieb nicht so bescheiden wie er. Sie aß eine Currywurst, für die man selbst heutzutage woanders zwei Grillteller hätte essen können.

Kurz vor Mitternacht legte sie eine Beichte ab: »Wenn ich gewusst hätte, wer Dürer in Wirklichkeit ist, hätte ich dir sofort gesagt, dass mein Theaterabend einer Berichterstattung ihm gegenüber diente. Ich musste zu ihm nach Karlsruhe fahren, mir einiges anhören und mich belehren lassen. Bei der Rückfahrt blieb ich ein paarmal stehen um mich zu sammeln.«

»Lass die Vergangenheit bitte ruhen. Wir werden vielleicht schon Morgen unser neues Leben vor Augen haben, es bald antreten können. Alles andere spielt keine Rolle mehr.«

»Darf ich dir noch zwei Fragen stellen? Danach ist vergangenes für mich vorbei.«

»Nur zu.«

»Die Schachtel, die du am Grab deiner Mutter ausgegraben hast, wie kam die da hin?«

»Durch den neuen Freund meiner Mutter, den Rechtsanwalt, mit dem wir meinen Onkel hereinlegen konnten. Die Schachtel lag bestimmt nicht lange drin, höchstens ein paar Tage. Er hat Mama wirklich geliebt, hätte sie geheiratet, aber dann wäre womöglich unser Komplott ans Tageslicht gekommen. Zweite Frage.«

»Wo ist der Inhalt der Schachtel verblieben?«

»Ich habe ihm alles zurückgeschickt. Einen Brief von meiner Mutter, der an mich gerichtet war, damit er eine zusätzliche Erinnerung an sie und unser vollbrachtes Werk hat. Dazu Sticks, CDs, eine Festplatte, auf denen sich ein Teil der Beute in digitalisierter Form befindet. Dafür ist er verantwortlich, unmöglich, alles allein digital zu verarbeiten. Er hat sein bestes während meiner lebenslänglichen Haftzeit gegeben, der Schachtel ein paar persönliche Zeilen hinzugefügt, damit ich weiß, wie er die Namen sortiert hat.«

»Warum war meiner dabei?«

»Das ist eine Frage zu viel, deswegen ist es die letzte Antwort: Ich nehme an, er hat bei A wie Ammer angefangen zu digitalisieren, dabei bist du ihm eben zwischen die Finger gekommen.«

»Hast du ihm geschrieben?«

»Inge! Aber ja, ich habe den Gegenständen einige Zeilen hinzugefügt, mich bei ihm von ganzem Herzen bedankt und verabschiedet. Schließlich fangen wir ein neues Leben an.«

»Ich hätte noch Fragen, muss ich dumm sterben?«

Achim stöhnte, zündete sich eine Zigarette an. »Was denn noch?«

»Dieser Rechtsanwalt, er konnte deine Mutter nicht heiraten, dich im Knast nicht besuchen und dir dorthin schreiben um nicht aufzufliegen. Trotzdem hat er dich nicht vergessen. Ist das deiner Mutter gegenüber, wahre tiefe Liebe gewesen, dir gegenüber, aufrichtige Freundschaft?«

»Ja, ich denke so verhält es sich. Vielleicht können wir ihn in unserem neuen Leben doch irgendwann einmal besuchen,

er ist schließlich Rechtsanwalt, hat somit Schweigepflicht«, antwortete Achim mit einer Hoffnung in seiner Stimme, die Inge bei ihm so nie gehört hatte.

»Du magst ihn«, stellte Inge deswegen fest.

»Er war dreizehn Jahre trotz der Entfernung zwischen Köln und Berlin ein richtig guter Vaterersatz.«

Inge sah auf die Uhr. »Schatz, lass uns anstoßen«, forderte sie ihn auf.

»Worauf?«

»Es ist eine Minute nach zwölf Uhr Mitternacht. Nur noch ein paar Stunden, dann ist es vier Wochen her, dass du entlassen worden bist.«

Achim lächelte, trank mit Inge Prost und Brüderschaft, dabei kam ihm die Zeit in Freiheit inzwischen viel länger vor. Er erinnerte sich daran, dass er kurz nach seiner Entlassung über das Diebesgut nachgedacht und angenommen hatte, er würde sechs bis zwölf Wochen Zeit haben, bevor er wegen der Beute Probleme bekommen könnte. Was für einem Irrtum war er da nur erlegen? Achims Gemütslage war an diesem Abend endgültig komplett frei geworden, die Neugier Inges konnte daran nichts ändern. Er schob die Gedanken bezüglich Überfall, Beute, Haft und Erlebtes in den Keller seiner Erinnerungen, läutete damit die Wahnsinnsnacht ein. Nein, es wurde keine Tränen gelacht, dafür geschmunzelt, statt über sie herzufallen, begann er verrückte Zukunftspläne zu schmieden. Nicht leben, lieben und lachen ließen die Stunden bis drei Uhr morgens zu einer außergewöhnlichen Vollkommenheit der Zweisamkeit werden, stattdessen die Ungezwungenheit. Es benötigte eben keinen Sex, um das

Miteinander zu genießen. Es brauchte keinen Alkohol oder andere Drogen, um zusammen Spaß zu haben, ebenso mussten keine Witze gerissen werden, um Momente voller Humor zu erleben. Das Motto dieser Nacht bestand aus einer Gemeinsamkeit: Aus Vergebung, Vertrauen und Vorfreude auf das, was noch kommen und geschehen möge.

Das Telefon läutete Inge und Achim aus dem Schlaf. Horst Schnaller war am anderen Ende der Leitung, schlug vor das Gespräch vom Vortag um zehn Uhr fortzusetzen. Der Polizeidirektor erwähnte mit Absicht seinen Vater nicht, die Überraschung hatte er vor, ihm von Angesicht zu Angesicht zu präsentieren. Achim willigte ein, trat vor die Tür der Suite, bat den Buttler, ihnen ein normales Frühstück zu bringen, musste ihm erklären, was er darunter verstand: »Bitte, nur eine Kanne Kaffee, maximal fünf Brötchen, Butter, eine Sorte Marmelade reicht, ein paar Scheiben Wurst.« Der Buttler lächelte ihn an, machte sich auf den Weg, die Bestellung zu erfüllen. Nebenbei nahm Achim wahr, dass noch ein Mann auf dem Flur stand: »BND oder BKA?«, fragte er ihn.

»Letzteres«, antwortete der in einem Anzug steckende Beamte, warum hätte er auch schweigen oder lügen sollen.

Achim nickte ihm zu, schloss die Tür. Zeitgleich fuhr ein unscheinbarer Wagen in die öffentliche Tiefgarage, die über einen direkten Zugang zum Hotel Adlon Kempinski verfügte. Zwei elegant angezogene Männer stiegen aus, nachdem einer von ihnen auf einer ähnlich aussehenden Fernsteuerung, mit der Videospiele gespielt werden konnten, einen Schalter umgelegt hatte. Sie sahen sich um, begaben sich in das Hotel, fuhren mit dem Aufzug in die Etage, in der die

Royal Suite lag. Schnurstracks gingen sie auf den BKA-Beamten zu, blieben vor ihm stehen. Der Fahrer, der den Wagen in die Tiefgarage gelenkt hatte, hielt ihm den Autoschlüssel vor die Nase. »Du sollst umgehend Obermaier aufsuchen, keine Ahnung warum. Hier der Schlüssel«, sagte er, nannte im Anschluss das Deck, die Parkplatznummer, wo das Fahrzeug stand, vorsichtshalber auch das Kennzeichen.

»Scheiße, das riecht nach Anpiff oder irgendeinem Auftrag, den keiner haben will«, haderte der BKA-Beamte mit der Situation, machte sich mit zerknirschtem Gesicht über die Treppen auf und davon.

In der Annahme der Buttler würde das Frühstück bringen, öffnete Inge die Tür, bekam mit einem Pistolenknau einen Schlag gegen die Schläfe, fiel seitlich um. Achim, der am Tisch saß, hatte keine Chance zum Agieren. Schlagartig standen die Kerle in der Suite, einer zog Inge von der Tür, warf sie zu, der andere zielte mit seiner schallgedämpften Waffe auf ihn. Sofort erkannte Achim die zwei Männer, die er seit über fünfzehn Jahren nicht gesehen hatte. Es waren seine zwei von seinem Onkel vorzeitig entlassenen Komplizen, die sich eigentlich in Spanien hätten befinden sollen. Nun standen sie aber in der Royal Suite des Adlons Kempinski. Achim, total überrumpelt hatte Mühe, sich an den Namen des Kerls zu erinnern, der Inge bewusstlos geschlagen hatte, der andere hieß Jürgen, von ihm wurde er angesprochen.

»Schön dich wiederzusehen, Achim. Ist alles damals im Nachhinein ziemlich schiefgelaufen, aber eines muss ich dir lassen: Du hast uns nicht verpiffen, das wissen wir. Wäre es so, hättest du jetzt schon eine Kugel im Kopf.« Jürgen unter-

brach sich, sah auf seine Armbanduhr. »Dir bleiben jetzt folgende Möglichkeiten: »Die erste, du gibst uns die Beute oder sagst uns, wo sie sich befindet. Als Gegenleistung kannst du dir mit deiner Tussi irgendwo ein ruhiges Leben machen. Falls das Zeug nicht hier ist, eine Ankündigung: Solltest du uns in Bezug auf den Standort belügen, werden wir euch finden, außerdem werden dein Vater und Ersatzvater sterben.« Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen zog Jürgen zwei Fotos hervor, warf sie Achim zu. Das eine zeigte tatsächlich Achims Vater im fortgeschrittenen Alter, das andere den Anwalt, mit dem seine Mutter eine Beziehung geführt hatte. Jürgen sah erneut auf die Uhr, schlug eine Alternative vor: »Andererseits könnten wir uns natürlich zusammentun, die Beute, die sehr begehrt wird, an den Höchstbietenden verkaufen, dazu bräuchten wir die Schlampe nicht.« Achim wurde sofort klar, dass Jürgen mit dem eben offerierten Angebot gegen seine Anweisungen verstieß. Ebenso wurde ihm bewusst, welchen mittlerweile emporgestiegenen Mächten er mit dem Überfall auf den Geldtransporter den Kampf angesagt hatte. Es war offensichtlich, dass sowohl die Royal Suite als auch das BND-Büro von Markus Obermaier verwandt worden waren.

Plötzlich erzitterte das Hotel. Dem BKA-Beamten, der von Jürgen zur Dienststelle beordert wurde, war es gelungen das Auto zu finden. Es stand nicht an dem genannten Ort, sondern zwei Parkplatznummern entfernt davon. Er stieg ein, betätigte den Zündschlüssel, lenkte den Wagen ahnungslos Richtung Tiefgaragensausfahrt. Nach einhundert zurückgelegten Metern zerbarst der Wagen wie ein rohes Ei.

Jörg Knauf wäre nicht die rechte Hand von Polizeidirektor Horst Schnaller geworden, wenn er nicht den Instinkt besessen hätte, wann, wo, welche Gefahr drohte. Er schnippte mit den Fingern, deutete so an, was er von seinen Kollegen verlangte. Schon im Vorfeld, bevor zum ersten Mal vor dem Adlon Stellung bezogen wurde, war ein Handeln bei ungewöhnlichen Aktivitäten besprochen worden. Das ihm unterstellte Team teilte sich auf. Die am Haupt-, Seiten- und Hintereingang einsam stehenden Männer erhielten Gesellschaft von einem Kollegen. Zwei stiegen in den Aufzug, ein Duo blieb in der Empfangshalle, ein anderes lief dem Explosionsherd entgegen. Jörg hingegen rannte die Treppen ohne Rückendeckung hoch, mehr als die im Einsatz befindlichen Männer standen ihm nicht zur Verfügung.

Achim seinerseits wusste, dass die Erschütterung des Gebäudes die vor Ort anwesenden BKA-Beamten auf den Plan gerufen hatte, versuchte deshalb Zeit zu gewinnen. »Ihr wisst schon länger von unserem Aufenthaltsort, warum seid ihr erst heute da?«, fragte er Jürgen, sah jedoch den neben Inge in die Knie gegangenen Kerl an. Scheinbar hatte er vor, sie tiefer in den Raum zu ziehen.

Jürgen nahm Achims Aufmerksamkeit ein, als er antwortete. »Wir wissen erst seit gestern wie nobel ihr logiert. Das wir den Job erledigen müssen, passt mir zwar nicht, aber ablehnen konnten wir ihn auch nicht«, erwiderte der sichtbar verrohete, auch ziemlich übernächtigt wirkende Ganove. Ihm war nicht bekannt, dass er und sein Partner ohne eine Rückkehr nach Deutschland in Spanien bereits einsitzen würden. Mit dem Auto hatten sie die knapp zweitausend Kilometer

aus Bilbao nach Berlin zurückgelegt, sich während der öden einundzwanzigstündigen Fahrt hin und wieder abgewechselt, trotzdem kaum geschlafen.

"Zeit", dachte Achim, "ich muss unbedingt Zeit gewinnen". »Ihr kommt hier niemals raus, ist euch das klar?«, fragte er in der Absicht, eine weitere Minute zu erhaschen.

»Lass das unsere Sorge sein und Quatsch nicht rum. Hast du früher auch nie getan. Also, wie soll es weitergehen?«, fragte Jürgen, begann sich die Augen zu reiben.

»Eine Frage noch, sie entscheidet, ob ich mich mit euch verbünde.«

Jürgen nickte. »Meinetwegen.«

»Habt Ihr den Hauptkommissar erledigt?«, wählte Achim einen Slang, mit dem er andeuten wollte, eine Verbrüderung in Betracht zu ziehen.

Der ehemalige Komplize, der Inge an den Armen gepackt hatte, war dabei, sie mitten in den Raum zu schleifen, ließ ihre Hände los, drehte sich Achim und Jürgen zu. »Er war selbst schuld. Hat sich gewundert das wir schon aus dem Knast raus sind, sich geweigert unsere Fragen zu beantworten, naja, so kam halt dann eins nach dem anderen.« Er hatte kaum ausgesprochen, immer noch die Waffe in der Hand, sie nun ohne Inges Handgelenke in den Pratzen fest im Griff, da sackte er mit einem Schmerzensschrei in die Knie. Sein Finger am Abzug reagierte wegen dem stechenden Schmerz, ein Schuss löste sich.

Inge war aus der Ohnmacht erwacht, registrierte die Situation, sah ihre Chance, richtete sich mit blutender Schläfe und grausamen Kopfschmerzen auf, trat dem Typ in die

Kniekehle. Im gleichen Augenblick geschahen drei Dinge: Die versehentlich abgefeuerte Kugel seines Partners streifte Jürgen am Fußgelenk, der mit seiner Pistole fortlaufend auf Achim gezielt hatte. Er stöhnte auf, hörte ein Geräusch, fing im Drehen zu schießen an. Die Tür zur Royal Suite war aufgestoßen worden. Jörg Knauf hatte zuvor sein Ohr an sie gelegt, konnte dadurch die Situation halbwegs einschätzen. Mit gezogener Waffe drang er in die edle Räumlichkeit. Jürgen, bereits am Feuern, sah Jörg, gab erneut eine Kugel ab, die Inge traf, die zwischen ihm und den Beamten stand. Sie fiel erneut zu Boden. Die rechte Hand Schnallers schoss zurück. Jürgen wurde in die Brust getroffen, brach zusammen. Sein Mitstreiter auf den Knien, sprang auf, zielte, doch den Abzug zu betätigen schaffte er nicht. Er nahm mit staunenden Augen die Löcher auf seinem ebenfalls dreimal getroffenen Oberkörper wahr, sah mit leeren Pupillen den Schützen an, kippte nach hinten zu Boden.

Inge am Boden liegend, hob den Kopf etwas an, erkannte, dass Achim noch immer auf dem von ihm bevorzugten Stuhl am Tisch saß. Sie begann auf ihn zuzukriechen, hinter ihrem Körper hinterließ sie eine Blutspur. Röchelnd entkam ihr der Vorname Achims, der einen Bauchschuss in die Leber abbekommen hatte. Der Ex-Häftling vernahm seinen Vornamen, glitt vom Stuhl, kam Inge auf den Knien mit abstützenden Händen entgegen. Ungefähr zwei Handlängen vor ihr erlahmten seine Kräfte, er legte sich auf den Bauch, schaffte es noch, ihr seine linke Hand entgegenzustrecken. Sie sah es nicht vor lauter herumspringenden Punkten vor ihren Augen, aber spürte es. Sie griff nach seinen Fingern, streckte ih-

ren anderen Arm aus, umschloss mit ihren Händen die seine. »Wir sind frei«, brachte sie stammelnd hervor.

Achim legte mit einer letzten Anstrengung seine rechte Hand auf die ihren, erwiderte flüsternd: »Jetzt kann uns niemand mehr trennen.«

Jörg Knauf sah dem Geschehen nicht tatenlos zu. Er hatte bereits Notarzt und Sanitäter verständigt, doch die Erfahrung log nicht: Was Inge und Achim anbetraf, kam jede Hilfe zu spät.

Wäre alles normal und ohne Zwischenfall verlaufen, hätten Inge und Achim das Adlon wiederholt mit ihren Reisetaschen verlassen. Wahrscheinlich wären sie in der Tür zum Flur wegen eines Blicks zurück stehengeblieben, in der Annahme Markus Obermaiers künftige Pläne würden eine andere Bleibe für sie beinhalten. Womöglich hätten sich Inge und Achim geschworen, irgendwann einmal, wenn auch nur für eine Nacht, in der Suite zu übernachten, um sich der dort erlebten Tage zu erinnern. Es waren die schönsten, die sie miteinander verbracht hatten. Vielleicht sah es irgendeine höhere Macht ebenso, hatte deswegen dafür gesorgt, dass die Seelen der Verliebten für immer in der Royal Suite zusammenbleiben konnten.

Ω

Rolf Zacharias bekam an diesem Dienstagvormittag gleich zwei unerwartete Überraschungen präsentiert, die beide unangenehmer Natur waren. Der Rechtsanwalt, der aus Liebe Achims Mutter nicht heiraten konnte, für ihren Sohn über ein Jahrzehnt ein Ersatzvater war, wusste seine Post sofort richtig einzuschätzen. Das ihm Achim die für ihn am Grab seiner Mutter digitalisierte Beute zurückgeschickt hatte, sah er als ein schlechtes Vorzeichen an. Bestürzt las er sich den Abschiedsbrief durch, der ihm zugleich zu verstehen gab, was und wie künftig mit dem Diebesgut verfahren werden sollte.

Es war noch nicht elf Uhr, als ihn der nächste negative Schlag traf. Plötzlich standen ihm Beamte des BKA gegenüber, forderten ihn auf mitzukommen. Rolf Zacharias erfuhr, dass befürchtet wurde, er könnte sich in Lebensgefahr befinden. Der Rechtsanwalt lächelte, sagte daraufhin: »Mag sein, dass es so ist, aber wenn es sich so verhält, war ich es die ganze Zeit über. Mein Beruf, die durch ihn vorhandenen Möglichkeiten schützen mich besser, als je eine Behörde dazu imstande wäre. Um mich brauchen Sie sich keine Sorgen machen, beschützen Sie lieber die Menschen, die sich nicht zu helfen wissen.«

Die BKA-Beamten konnten Rolf Zacharias natürlich nicht zwingen sie zu begleiten. Selbst mit dem Bericht über die Vorgänge im Hotel Adlon Kempinski und den Tod Achims, gelang es ihnen nicht, den Rechtsanwalt umzustimmen. Sie blieben jedoch auf seine Bitte hin in der Kanzlei, bis er ihnen einen eilig verfassten Brief übergab. »Dieser Brief ist an den leitenden Polizeidirektor Horst Schnaller und stellvertreten-

den Leiter des BND Markus Obermaier gerichtet. Bitte übergeben Sie es an einen der beiden, teilen Sie auch mit, dass ich einmalig eine mündliche Empfangsbestätigung in meiner Kanzlei wünsche. Weiterhin richten Sie dem Empfänger folgendes aus: Ähnliche Zeilen folgen monatlich, dafür wurde meinerseits bereits gesorgt. Aber eine Botschaft besitzt Priorität: Bitte richten Sie aus, dass die Schreiben eine Hinterlassenschaft von Magdalena und Achim Walchen sind. Machen Sie sich keine Gedanken, die Herren Schnaller und Obermaier werden verstehen, da bin ich mir hundertprozentig sicher.«

Die Beamten versprachen, den Bitten nachzukommen, verließen die Anwaltskanzlei.

Ω

Polizeidirektor Horst Schnaller saß im Markus Obermaiers Büro, beide warteten darauf, dass die Wagenkolonne mit Inge und Achim endlich eintreffen würde. Doch sie kam nicht, stattdessen die Nachricht, dass im Hotel Adlon die Hölle los war. Sie erfuhren nachfolgend, zunächst nur bruchstückhaft, später von Jörg Knauf ausführlich, was sich in der Tiefgarage und in der Royal Suite zugetragen hatte. Entsetzt nahmen sie davon Kenntnis, schockiert und wütend reagierten sie auf die Todesnachricht von Inge, Achim und einem Kollegen.

Das der Aufenthalt von Inge und Achim aufgefliegen war, konnte sich der stellvertretende Leiter des BND nicht erklären, was ihn dazu veranlasst hatte, sein Büro nach Abhörvorrichtungen zu durchsuchen. Die Suche blieb Spezialisten vorbehalten, die schnell fündig geworden waren. Nur ein Mann besaß die Befugnis, sie an seinem Arbeitsplatz anbringen zu lassen, nämlich sein Boss, der Präsident des BND. Die Gewissheit besagte, dass nicht Siegfried Walchen sein Wort gebrochen hatte, sondern der Chef des Bundesnachrichtendienstes für die Tragödie im Hotel Adlon Kempinski verantwortlich gemacht werden musste. Der Fund von drei Wanzen war die Ursache dafür, dass Rolf Zacharias Besuch vom BKA erhielt. Das Chaos im Dienstgebäude des BND war nicht ganz verebbt, Trauer lag über dem Gebäude als die Beamten unverrichteter Dinge zurückkehrten und die Bitten des Rechtsanwalts erfüllten. Horst und Markus hatten sich in das "saubere" Büro des stellvertretenden Leiters des BND zurückgezogen, nachdem ihnen die mündlichen Nachrichten und der Brief von den Kollegen des BKA ausgerichtet

worden waren. Sie lasen nacheinander den Brief durch, sahen sich wegen der Tagesereignisse traurig und bedrückt, aufgrund der Zeilen hochmotiviert an. Durch das vorliegende Schreiben waren ihnen fünf Namen von hochrangigen Personen mitgeteilt worden, die der Demokratie geschadet hatten und an ihrem Umsturz persönliche, politische und finanzielle Interessen hegten. Jeden Monat sollten weitere Namen folgen, damit eine Säuberungswelle stattfinden konnte, ohne Gefahr zu laufen, einen Flächenbrand im eigenen Staat zu verursachen. So hatte es Achim gewollt, so wurde es von seinem Ersatzvater umgesetzt. Dabei war nicht klar, ob Achim mit seinem Tod gerechnet oder eher die Befürchtung hatte, von den Behörden im Stich gelassen zu werden. Am gleichen Abend fand die Ehefrau des BND-Präsidenten ihren Mann im Wohnzimmer erhängt vor. Sein Name war in die Schlagzeilen geraten, der Druck wurde immens, die Vorwürfe wogen schwer. Rolf Zacharias gab seine Kanzlei auf, freundete sich mit Achims Vater an, half ihm ins Leben zurück. Noch ahnte es niemand, aber in den nachfolgenden Jahren sollten sich ehemalige Bundeskanzler, sogar ein Bundespräsident, aktive und zurückgetretene Politiker aus verschiedenen Parteien, Richter, Staatsanwälte, Geschäftsgrößen und Prominente aus allen Bereichen vor Gericht wiederfinden. Achim Walchen hatte mit Unterstützung seines Ersatzvaters dafür gesorgt, dass Horst Schnaller und Markus Obermeier sowie ihre Nachfolger bis auf weiteres regelmäßig Fanpost erhalten würden.

Ende

Veröffentlichungen des Autors:

Blutender Tod - Tatort Boston 1 – Thriller
Worte aus meiner Feder – Lyrik
Die Liste - Tatort Boston 2 – Thriller
Eine andere Zeit – Zukunftsroman
Der Rachekeller - Tatort-Boston 3 – Thriller
Tea-Party – Tatort Boston 4 – Thriller
Voltage – Tatort Boston 6 – Thriller
Zwanzig Jahre -1933 – Historischer Roman

Gelsenkrimis des Autors:

Eric Holler: Wo ist Lisa?
Eric Holler: Glück Auf, Tod!
Eric Holler: Gelsenkiller!
Eric Holler: Leichen im Kanal
Eric Holler: Gelsenkugeln
Eric Holler: Buerer Roulette
Eric Holler: Gelsentod
Eric Holler: Blau und Weiß
Eric Holler: Gelsenblei

Kontakt zum Autor:

romanjust@gelsenkrimi.de

info@gelsenkrimi.de

www.gelsenkrimi.de

Shop des Autors

www.gelsenkrimi.de/gelsenshop

Impressum

© 2024 Roman Just

Postanschrift: Roman Just, Holtwiesche 11, 45894 Gelsenkirchen, bei Hendricks

www.gelsenkrimi.de

romanjust@gelsenkrimi.de

ISBN: 9783757964016

Die in diesem Buch dargestellten Figuren und Ereignisse sind fiktiv! Jede Ähnlichkeit mit lebendenden oder toten realen Personen ist zufällig und nicht vom Autor beabsichtigt. Kein Teil dieses Buches darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert oder in einem Abrufsystem gespeichert oder in irgendeiner Form auf irgendeine Weise elektronisch, mechanisch, fotokopiert, aufgezeichnet oder auf eine andere Weise übertragen werden. Die Veröffentlichung erfolgt im Auftrag des Autors und der Gelsenecke.